

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens.


AUS
DER BIBLIOTHEK
VON

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Humoreske „Der Katzendoktor“ von Hellmuth Mielke. (S. 113)
Originalzeichnung von G. Schöbel.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1897.

Achter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

Um Millionen.

Roman von Baldnin Möllhausen.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Eine Verrücktheit! Eine schamlose Verleumdung!“ schrie Kelly auf, verstummte aber vor dem durchdringenden Blick Braddons, der kaltblütig einwendete: „Das zu erörtern halte ich für überflüssig. Die Kugel, die Sie mir dort zuschickten, ging fehl, wie die heutige, der ein armer Irrsinniger zum Opfer fiel.“

Keuchend rang Kelly nach Worten. Sein verzerrtes Gesicht verriet, daß er jetzt, nachdem Braddon das Wort genommen hatte, sich verloren gab, wenn nicht ein unvorhergesehener Umstand in entgegengesetztem Sinne auf die Goldgräber einwirkte.

Eine Weile betrachtete Braddon ihn prüfend. Das Bild der armen Märtyrerin, die ihre letzte Ruhestätte in der Nachbarschaft der Bloody Kabin fand, mochte ihm vorschweben, daß seine Züge plötzlich einen eigentümlich harten, sogar grausamen Ausdruck erhielten, und weiter hieß es: „Wie der ältere der beiden Brüder ums Leben kam, ist bekannt. Auf dem Wege zu den Seinigen wurde er erschossen. Er verteidigte sein Leben; die Gegenwehr eines hinterlistig Ueberfallenen konnte indessen nur eine

schwache sein. Nach den sorgfältig geprüften Merkmalen zu schließen, hatte die erste Kugel ihn hingestreckt; er besaß aber noch die Kraft, den eigenen Revolver auf den Mörder abzufeuern, bevor dessen zweite Kugel ihn tötete. Doch auch er hatte sein Ziel wenigstens nicht ganz gefehlt, wie auf dem Gericht in Santa Fé auszukundschaften uns gelang. Die von ihm entsendete Kugel war in den Kolben der gegnerischen Waffe gedrungen und hatte zugleich den Mittelfinger der rechten Hand des Mörders oberhalb des ersten Gliedes zerschmettert. Der Revolver war der verwundeten Faust entfallen; doch eine zweite Pistole hervorziehend, vollendete er kaltblütig sein teuflisches Werk. Dem Morde folgte die Beraubung, die ihm die Mittel zu seinen späteren Ränken bot. Die Waffe, deren Kolben heute noch die Kugel birgt und in dessen Beschlag der Name John Kelly mit einem scharfen Instrument deutlich eingekritzelt worden, liegt auf dem Gericht in Santa Fé. Sie wurde erst später in einem zeitweise seichten Wasserlauf gefunden, wo hinein der Mörder, offenbar Verrat von ihr fürchtend, sie geworfen hatte. Sie sollte als Beweismittel gegen ihn dienen. Kam es nicht dazu, so ist es darauf zurückzuführen, daß Kelly aus der Gegend verschwand, und später geriet das Ereignis in Vergessenheit."

Solange Braddon sprach, hatte Kelly mit einem seltsamen Ausdruck der Neugierde und des Grauens auf ihn hingestarrt. Erst als der abgeschossene Finger erwähnt wurde und alle Blicke sich auf ihn richteten, lief eine Erschütterung durch seinen Körper. Kaum aber hatte Braddon geendigt, als er in weithin schallendes Lachen ausbrach.

„Wenn's heraus ist, brauch' ich's nicht länger zu verheimlichen, was vor den Leuten auszuschreien die Besorgnis mich hinderte, in einen bösen Verdacht zu geraten," erklärte er höhnisch. „Ja, ich schoß den Burschen nieder, nachdem er mir zuvor die Hand verkrüppelte, und den-

jenigen möcht' ich sehen, der an meiner Stelle nicht ebenso gehandelt hätte. Wer anderes behauptet, lügt in seinen verdammten Hals hinein!"

War es ihm nicht gelungen, durch die glaublich klingende Vorstellung sich zu entlasten, so hatte er unter seinen Anhängern wenigstens eine gewisse Unsicherheit hervorgerufen. Sie gab sich darin kund, daß keiner das Wort für ihn nahm, sondern alle sich Braddon wieder zukehrten. Der stummen Aufforderung, sich gewissermaßen zu rechtfertigen, kam dieser alsbald entgegen.

„Unter anderen Verhältnissen möchten Ihre Angaben, zumal kein Augenzeuge gegen Sie auftreten kann, vielleicht der Erwägung wert befunden werden," hob er zu Kelly an, „allein da ist ein Ereignis vorausgegangen, das Sie zum doppelten Mörder stempelt. Ich übergehe die näheren Umstände und berufe mich in meiner Anklage auf die Aussagen eines Sterbenden, deren Glaubwürdigkeit nicht abgeleugnet werden kann. Wie Sie mir und meinen Freunden mit Ihrer Apachenhorde nachstellten, verfolgten Sie vor drei Jahren den unglückseligen Franklin Tracy. Sie erschossen ihn meuchlings und beraubten ihn —"

„Eine falsche Behauptung!" brüllte Kelly einfallend auf, seine Verwirrung durch einen Wutausbruch bemäntelnd, „eine Lüge, wie sie nur von einem nichtswürdigen Schurken ersonnen werden konnte!"

„Sie sahen die junge Indianerin," wendete Braddon sich an die Goldgräber, „sie ist dasselbe Kind, welches den tödlich Verwundeten bis zu seinem Ende getreulich pflegte, wie wir ihr und ihrem Vater allein verdanken, daß das Geheimnis des Silberlagers uns nicht verloren ging, nicht in die Hände John Kellys fiel. Ist Ihnen daran gelegen, so brauchen wir nur die junge Frau und ihren Mann hierher zu bescheiden, um von ihr ein Zeugnis zu hören, wie es —"

„Das Zeugnis einer Wilden?“ höhnte Kelly in seiner Ratlosigkeit, „da möchte der ganzen Höllenbrut eher zu trauen sein!“

„Gut denn,“ erwiderte Braddon gelassen, „so muß ich allerdings zum letzten Mittel greifen,“ und weiter zu den Goldgräbern, deren gereizte Stimmung augenscheinlich eine tiefgehende Wandlung erfahren hatte: „Von der Stätte des Verbrechens nahm der Vater der jungen Frau ein Taschenbuch mit fort, in welches der todwunde Franklin Tracy einen Bericht niedergeschrieben hatte, der unantastbare Klarheit schafft.“ Er zog das bezeichnete Buch hervor und fügte nach kurzem Blättern in demselben hinzu: „Trüge ich die Aufzeichnungen selber vor, so öffnete ich dem Verdacht, zu Fälschungen zu greifen, die Pforten, und das muß ich vermeiden. Unter euch befindet sich gewiß jemand, der es gern übernimmt, die hier Versammelten von dem Inhalt in Kenntnis zu setzen. Dann aber bin ich überzeugt, daß kein einziger schwankt, den beiden zur Ergreifung der Verbrecher entsendeten Herren bei Ausübung ihres Dienstes zur Seite zu stehen.“

Billigendes Murmeln erhob sich. Braddons Vorschlag hatte offenbar günstigen Boden gefunden, so daß man die erneuten Wutausbrüche der Gefesselten nicht weiter beachtete. Ein verwitterter älterer Goldgräber nahm das Buch in Empfang; ein Kreis bildete sich um ihn und weithin erschallte seine Stimme, indem er Franklins letzte Totenklage vorlas. Teilnahmsvoll lauschten alle; sogar die beiden Verbrecher, noch immer auf Lücken zum Entschlüpfen hoffend, streckten die Köpfe vor, um kein Wort zu überhören. Die herrschende Stille hätte man als eine feierliche bezeichnen mögen. Im seltsamen Gegensatz zu ihr stand das rauhe Organ des Vortragenden, stand die trostlose starre Umgebung und endlich das Bild des Erschossenen. Als das letzte Wort des Berichtes verhallte,

dauerte das Schweigen noch fort. Kellys und Greens Augen hatten bis dahin starr an den Lippen des alten Goldgräbers gehangen. Grenzenlose Bestürzung, Wut und Feigheit spiegelten sich in ihren Zügen. Wie in der Sehkraft beeinträchtigt, schweiften ihre Blicke von einem zum anderen. Sie trafen auf finster verschlossene Physiognomien. Befand sich doch kaum jemand dort, den, trotz seiner Verwilderung, die letzten bangen Kundgebungen eines durch Frevlerhand dem Tode Geweihten nicht ergriffen hätten, keiner, der nicht den Stab über die Missethäter gebrochen, in der ersten Erbitterung es nicht gebilligt hätte, wäre ihnen sofort der Strick um den Hals gelegt worden.

Endlich nahm der Vorleser wieder das Wort.

„Ich stimme dafür,“ hob er an, indem er Braddon das Buch zurückgab, „John Kelly samt seinem Genossen den Männern des Gesetzes zu überantworten. Sie mögen beide dahin befördern, wo die Herren es in der Hand haben, gegen gute Gebühren den ärgsten Schuft durch die verdammtesten Spitzfindigkeiten vom Galgen herunterzureden“ — und einen gleichsam begutachtenden Blick sandte er im Kreise — „je früher sie von hier verschwinden, um so besser für uns alle. Mörder gehören nicht in unsere Gemeinschaft; sie würden uns beunruhigen, und das müssen wir bei der schweren Arbeit vermeiden.“

Ausbrüche des Beifalls liefen durch die Reihen der Goldgräber und wuchsen schnell zu einem Sturm der Entrüstung, in der man Verwünschung auf Verwünschung den beiden Verbrechern zuschleuderte.

„Das genügt nicht,“ meinten nunmehr die Kriminalisten zweifelnd, „begeben wir uns mit ihnen auf den Weg nach Santa Fé, so sind wir unserer zwei gegen zwei, also nicht stark genug, um uns nachdrücklich unserer Haut zu wehren. Und was könnten wir nun thun, im Falle

noch einige von der Sorte zu uns stießen und mit dem gespannten Revolver in der Hand uns höflich ersuchten, die Missethäter ihrer Obhut anzuvertrauen? Ich schlage daher vor, daß drei oder vier handfeste Männer gegen gutes Entgelt uns das Geleite bis Taos geben. Dort finden wir Gelegenheit, von dem Fort Burgwin aus eine Eskorte zu requirieren."

Wiederum erfolgte eine zwar gedämpfte, jedoch lebhafte Verhandlung unter den Goldgräbern. Beinahe unheimlicher Eifer offenbarte sich in der Art, wie jeder seine Meinung verteidigte. Während Green dem Stumpfsinn verfallen zu sein schien, beobachtete Kelly sie mißtrauisch. Eine seltsame Veränderung war auf seinem Gesicht vor sich gegangen. Statt der bisherigen Wut prägte eine gewisse Befangenheit sich auf demselben aus, und förmlich zuvorkommend klang es, als er den Beamten erklärte: „Das können Sie billiger haben, und die Leute brauchen nicht aus der Arbeit gerissen zu werden. Wenn wir feierlich geloben, keinen Fluchtversuch zu unternehmen — an irgend einem Angriff hindern uns ohnehin die Eisen — so halten wir Wort."

Die Goldgräber, selbst diejenigen, die sich im Laufe der Nacht hatten verlocken lassen, lachten in einer Weise, als hätte es sich um einen losen Scherz gehandelt.

„Besser ist besser," hieß es aus dem Haufen spöttisch zurück, „und eine Fahrt nach Taos hinunter, wo ein anderer die Zeche bezahlt, ist immerhin kein Hundelohn."

Kelly nagte auf der Unterlippe, schwieg aber, versuchte sogar, Sorglosigkeit zu erheucheln, während er doch argwöhnisch auf die zwischen den Goldgräbern und Beamten gewechselten Worte achtete.

„Also zwölf Dollars für den Tag," schallte es aus der Reihe der ersteren, „nebenbei verdammt wenig für den reichen Uncle Sam!"

„Zwölf Dollars und freie Zeche," hieß es bestätigend zurück, „aber beritten müßt ihr sein."

„Auch das. So viel Gäule, wie wir benötigen, laufen da bei uns herum! Vollblut braucht's ja nicht zu sein."

„Wann seid ihr reisefertig?"

„Heut abend bei Sonnenuntergang. Der Henker mag in der Mittagsglut viel reiten. Da wählen wir lieber die Nacht, um ein Stück Weg hinter uns zu legen."

„Gut. Wir erwarten euch. Da weiter unterhalb in der Schlucht findet ihr uns samt den Gefangenen und reisefertig obenein."

„Noch ein Wort," griff Balfour nunmehr wieder in die Verhandlungen ein, „ich hoffe, über die Rechtmäßigkeit des Besitzes walten keine Zweifel mehr. Will aber jemand hart an unserer Grenze nachbarlich sein Glück versuchen, soll er willkommen sein. Wir gedenken, das Werk in großem Maßstabe zu fördern und sind nach einigen Monaten in der Lage, Arbeitshände verhältnismäßig hoch zu bezahlen."

Die Goldgräber erklärten sich damit einverstanden. Durch den letzten Vorschlag hatte Balfour ihren guten Willen gänzlich für sich gewonnen. Während sie sich zum Aufbruch nach den Minen anschickten, war es Kelly gelungen, die Aufmerksamkeit eines trotzig dreinschauenden Burschen auf sich zu lenken.

„Ich hatte es gut mit euch im Sinn," sprach er leise zu ihm, so daß seine Worte die Ohren der in der Nähe weilenden Beamten nicht erreichten, „glückte der Trick, so wärst du jetzt ein gemachter Mann."

Der Angeredete nickte beipflichtend, und Kelly fuhr noch vorsichtiger fort: „Ich hoffe, du und die anderen werdet mir das gedenken. Sind wir erst unterwegs, kostet's euch keine Mühe, die beiden Polizisten zum Teufel zu schicken und 'nem guten Freund aus der Klemme zu helfen. Hab'

da noch 'nen handlichen Beutel Goldstaub an 'nem sicheren Ort vergraben —"

Der Bursche wies mit dem Daumen über die Schulter auf die Beamten, blinzelte listig und gesellte sich nachlässig den Arbeitsgenossen zu. Bald darauf verabschiedeten sich alle, und fortgesetzt lebhaft zu einander sprechend, begaben sie sich auf den Heimweg.

Die Verhafteten, des langen Stehens müde, hatten sich niedergelassen. Während die Beamten als Wache bei ihnen blieben, trugen die übrigen, seine Decke als Bahre benutzend, den toten Moqui nach einer außerhalb der abgesteckten Grenzen liegenden Stelle hinüber, wo das Erdreich das Auswerfen einer Grube ermöglichte. Hacken und Schaufeln waren inzwischen herbeigeschafft worden. Eine halbe Stunde verstrich in reger Arbeit, und über dem Grabhügel des unglückseligen Irren, der so bereit gewesen, sein Leben für andere einzusetzen, türmten eine Anzahl Felsblöcke sich als Denkmal auf. Dann erst zog man sich ins Lager zurück, wohin die Gefangenen ebenfalls geführt wurden, um getrennt von den anderen den abendlichen Aufbruch zu erwarten.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die schwarzen Reiter.

Der Nachmittag war mit Bohrversuchen und eingehenderem Prüfen des Silberadern bergenden Abhanges dahingegangen, als die Freunde sich wieder im Lager zusammenfanden und an dem bereit gehaltenen Mahl beteiligten. Die durch neue, überraschende Entdeckungen erzeugte Stimmung, ohnehin getrübt durch den gewaltsamen Tod des Stammesgenossen Tewanis, wurde durch den Anblick der gefesselten Verbrecher in erhöhtem Grade peinlich beeinflußt.

Abseits saßen sie zwar, wohin ihnen auch Speisen zu-

getragen wurden; trotzdem wirkte schon allein das Bewußtsein ihrer Nähe wie ein die Gemüter belastender Alp. Es herrschte die Neigung vor, den Mörder sich zu vergegenwärtigen, wie die brechenden Augen eines meuchlings Hingestreckten im furchtbaren Vorwurf zu ihm emporstarrten und er kaltblütig sein Werk vollendete. Einsilbig bewegte sich daher die Unterhaltung. Und doch war der Abend so lieblich in dem düsteren Felsenkessel. Erfrischend wirkte die nächtliche Kühle auf Menschen wie Pferde, die in der Nachbarschaft weideten. Was ersteren fehlte, die Lust zum heiteren Gedankenaustausch, das besaßen die mit dem Sinken des Tages munter gewordenen Grillen und Heimchen in Fülle.

Die erste Störung erfuhr das stille Beisammensein, als die zur Reise nach Taos bestimmten Pferde gesattelt wurden. Etwas später trafen drei berittene Goldgräber ein und unter diesen derselbe Bursche, der Kellys dringlicher Vorstellung willig sein Ohr geliehen. Freundschaftlich verkehrten sie mit allen Anwesenden. Sogar Kelly und Green begegneten sie mit einer gewissen Zuvorkommenheit, als sie den des Gebrauchs der Hände Beraubten in den Sattel halfen. Endlich bestiegen auch die Kriminalisten ihre Pferde, und jeder eines der die Gefangenen tragenden am Zügel führend, ritten sie die Schlucht abwärts.

Was die beiden Missethäter zu derselben Zeit empfanden, hätte schwerlich jemand aus ihren Zügen herausgelesen. Aber erraten ließ es sich. Für sie gab es nur zwei Möglichkeiten: entweder auf dem Wege zu entkommen, oder mindestens eine lange Reihe von Jahren im Kerker zu verbringen. Ihre letzte Hoffnung gipfelte darin — und Kelly war durch das Erscheinen des jungen Goldgräbers in seiner Voraussetzung bestärkt worden — daß eine Anzahl Männer aus den Minen herbeieile, um im Einverständnis mit den drei bereits anwesenden ihre Be-

freiung zu erzwingen. Doch was sie bewegen mochte: in der Unterhaltung, die sie mit ihrem Geleit führten, verriet sich am wenigsten, daß sie mit der Aussicht auf eine langwierige Freiheitsentziehung rechneten. Und schließlich: ob Wochen, Monate oder Jahre, sie wären nicht die ersten gewesen, vor denen die Gefängnisthüren sich verfrüht öffneten.

Nachdem die Reiter aus der Hörweite getreten waren, atmeten die um das Lagerfeuer Gereihten erleichtert auf. Zu der frohen Sorglosigkeit der früheren Tage vermochten sie sich indessen nicht emporzuschwingen. Alle sehnten sich nach Ruhe. Das vernachlässigte Feuer war dem Erlöschen nahe, als Joachim seine Schlafstätte herrichtete. Zum Ordnen der Decken leuchtete der Mond, der eben über die Schluchtränder hinausgestiegen war. Still betrachtete er zwischen silbern glänzendem Federgewölk hindurch das kleine Zelt, wie die im Freien gebetteten Schläfer und den zwischen Lager und Herde umherwandelnden Wachtposten. Doch auch den Reitern schenkte er seine freundliche Teilnahme. Dienstfertig zeigte er ihnen auf dem hindernisreichen Boden den Weg zwischen Felstrümmern und Steinschutt hindurch, bis sie endlich nach Ablauf einer Stunde ebenen Boden vorfanden, die Pferde schneller einherschritten und die Schatten hochragender Tannenwaldungen ihren Gesichtskreis nicht mehr einengten.

Sie hatten die Landstraße erreicht, die aus dem Minengebiet nach Taos führte, und eine umfangreichere Grasebene erstreckte sich vor ihnen, als hinter ihnen das Geräusch scharf getriebener Pferde laut wurde, die sich schnell näherten.

Die Gefesselten, unablässig zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, atmeten freier. Teilnahmsvoller betrachtete Kelly den jungen Goldgräber, der ihn mit einer gewissen Absichtlichkeit nicht beachtete. Für sie, die be-

rüchtigten Verbrecher, die so oft den ihnen gestellten Fallen noch im letzten Augenblick entschlüpften, konnten die ihnen offenbar nachsetzenden Reiter nur bezwecken, sie zu befreien. Aufs äußerste strengten sie daher ihre Sinne an, Zeichen zu unterscheiden, die günstig zu deuten gewesen wären. Klang doch schon der polternde Galopp der Pferde wie eine Verheißung des Erlösens aus allen Zweifeln und Aengsten. Doch in demselben Grade aber, in welchem sie sich fester an die einmal erwachte Hoffnung anklammerten, wurden ihre Begleiter mißtrauischer.

„Die haben's eilig," meinte der eine Kriminalist zu dem neben ihm reitenden jungen Goldgräber, „ich hoffe, es waltet kein Verrat."

„Schwerlich," hieß es gleichmütig zurück, „wer hätte Ursache dazu, und wo sollte er angesponnen sein? Für zwei Galgenkandidaten stürzt sich keiner gern in Ungelegenheiten. Vermutlich Rinderhirten. Die sind des Teufels mit ihrem Reiten."

„Wohl gar Apaches?"

„Die lassen uns ungeschoren. Einige Schüsse, und sie verschwinden, wie fortgefegt."

Näher ertönte der Hufschlag. Es ließ sich aus demselben heraus hören, daß mindestens zwölf oder fünfzehn Berittene in ihren Spuren folgten.

Die Unruhe der Beamten wuchs. Zugleich erwachte Mißtrauen gegen ihre Begleiter. Kürzer faßten sie die Zügel der geführten Pferde, und den Revolver ziehend, erklärte der eine mit nicht mißzuverstehendem Ernst: „Wer es auch sein mag, der unsere Fährten hält: sollte es auf eure Befreiung abgesehen sein, dann triumphiert nicht zu früh. Ob tot oder lebendig, lautet unser Befehl, und auf das erste Zeichen, daß man eure Flucht plant, fallt ihr mit durchschossenem Kopf vom Sattel. Danach richtet euch."

„Wer hier herum sollte sich noch viel um uns kümmern?“ fragte Kelly heiser vor Aufregung, „wäre es anders, möchten die feigen Hunde uns zur Seite geblieben sein, als man verräterischerweise in unser wohl erworbenes Eigentumsrecht eingriff.“

„Danach frage ich nicht,“ lautete die kurze Erwiderung, „doch ich wiederhole: die erste verdächtige Bewegung bezahlt ihr mit dem Leben.“

Sie hatten die Mitte der Wiesenfläche erreicht, als die Verfolger aus dem Walde hervorbrachen und angesichts ihrer mit lautem Gellen die Pferde zu größerer Eile spornten.

Die Beamten hielten an, kehrten sich den Nachsetzenden zu und hoben die gespannten Pistolen. Die drei Goldgräber, anscheinend wenig geneigt, sich an einem Kampf zu beteiligen, drängten ihre Pferde vorsichtig aus dem Bereich der etwa gewechselten Kugeln, behaupteten aber wiederum, daß es mutwillige Rinderhirten, von denen nichts zu fürchten sei. Gleich darauf wurden erstere samt den Gefangenen von den herbeisprengenden Reitern umzingelt, so daß ihnen jede freie Bewegung abgeschnitten war und von allen Seiten die Mündungen von Büchsen und Pistolen sie anstarrten. Wie sie, begünstigt durch das helle Mondlicht, gewahrten, hatten alle ihre Gesichter geschwärzt, offenbar um ein späteres Wiedererkennen unmöglich zu machen.

Obwohl der Willkür einer verwilderten gesetzlosen Horde preisgegeben, die überhaupt keine Rechtsgründe anerkannte, redete der Führer des Transportes sie entschlossen an: „Ich vermute, es handelt sich um einen Scherz. Doch auch in diesem Falle rate ich, nicht zu vergessen, daß wir das Gesetz vertreten und schwere Strafen denjenigen bedrohen, der sich an obrigkeitlichen Personen vergeht.“

Höhnisches Lachen war die Antwort. Verschiedene

Stimmen sprachen durcheinander, bis ein älterer Mann mit drohender Entschiedenheit erklärte: „Wir denken nicht daran, uns in Zwiespalt mit den Behörden zu setzen, vielmehr uns zu deren Diensten zu stellen, euch von der Verantwortlichkeit zu entlasten und selber die beiden Schurken in unsere Obhut zu nehmen."

„Das ist eine Aufgabe, die wir ohne euren Beistand erfüllen."

„So?" meinte der Wortführer und wies lachend auf die drei Goldgräber, die, wie dem Frieden nicht trauend, nunmehr eiligst davonsprengten, „mit solchem feigen Gesindel vermöchtet ihr nicht einmal eines halben Dutzends Spittelweiber euch zu erwehren. Verdammt! Mörder verlangen eine handfeste Eskorte. Und wer bürgt dafür, daß, nachdem ihr sie sogar bis vor die Gerichtsschranken schafftet, nicht ein gottverfluchter Advokat mit seinen schuftigen Redekünsten sie so weiß wascht wie ein neugeborenes Lämmlein?"

„Gut. Ist euch so viel daran gelegen, sie in sicherem Gewahrsam untergebracht zu sehen, so hindert euch nichts, mit uns zu reiten."

„Mit euch reiten, als ob wir hinterm Leichenwagen einherschlichen? Nichts da! Wir übernehmen die beiden Gentlemen und die Bürgschaft, daß sie weder uns noch einem rechtschaffenen Richter durch die Finger gleiten."

„Das klingt, als wolltet ihr Gewalt anwenden?"

„Es klingt nicht allein so, sondern es geschieht auch. Steckt daher eure Pistolen fort und reitet der Nase nach, anstatt daß wir uns gegenseitig einige Lot Blei in den Leib jagen," versetzte der Vormann der schwarzen Reiter, und sein Pferd herumwerfend, drängte er es zwischen den Beamten und John Kelly, zugleich jenem die Zügel entreißend.

Die Kriminalisten sahen ein, daß Widerstand vergeblich

sei, höchstens mit ihrem eigenen Fall endigen würde; sie traten daher Green ebenfalls gutwillig an ein Mitglied der Bande ab. Sich Leuten gegenüber wissend, die um jeden Preis die Befreiung der Missethäter bezweckten, wagten sie nicht einmal, ihre Drohung wahr zu machen und sie wenigstens tot in deren Gewalt fallen zu lassen. Zu weiteren Einwendungen blieb ihnen keine Zeit; denn mit dem an Kelly und seinen Genossen erteilten Rat, sich auf den Sätteln festzuklammern, sprengte die Gesellschaft davon.

Verstört blickten die Beamten ihr nach. Dann sahen sie sich nach ihren bisherigen Begleitern um. Sie waren bereits in den Wald eingedrungen, antworteten nicht auf die ihnen nachgesendeten Rufe.

„Diese Schandbuben!“ schmähte der eine erbittert vor sich hin; „wie gehirnlose Esel sind wir übertölpelt worden. Im Einverständnis handelten sie mit der geschwärzten Brut, und John Kelly mag sich rühmen, samt seinem sauberen Kumpan die Behörden um eine doppelte Henkersarbeit geprellt zu haben.“

„Wohin jetzt?“

„Zurück, um verhöhnt zu werden, am wenigsten. Wer hätte es dem dienstfertigen Gesindel angesehen, daß es sich zu Beschützern von Räubern und Mördern aufwerfen würde? Einer ist nicht besser als der andere. Wir hätten's wissen müssen: was da in den Minen zusammenströmt, ist eine Sorte, der man am besten weit aus dem Wege geht.“

Ihre Beschämung verriet sich in dem Schweigen, mit dem sie ihren Weg südlich verfolgten.

Die rätselhafte Reiterschar war unterdessen mit den Gefangenen eine gute Strecke vorausgelangt. Hinter ihnen hatte der Wald sich geschlossen, und noch immer hielten sie die Pferde in einer Gangart, die das Sprechen er-

schwerte. John Kelly, obwohl durch die Handschellen gezwungen, seine ungeteilte Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, das Gleichgewicht im Sattel zu bewahren, erschien das fortgesetzte Schweigen unheilverkündend. Anstatt, wie einst nach der Flucht von dem Dampfer, tolle Glückwünsche zu hören, noch immer als Gefangener auf die Führung eines anderen angewiesen zu sein, beunruhigte ihn mehr und mehr. Endlich ertrug er es nicht länger. Eine menschliche Stimme wollte er wenigstens hören, gleichviel, was sie sprach.

„Hallo, Jungens!“ rief er aus, „die da hinten stören uns nicht mehr. Ich dächte, es wäre an der Zeit, die Dinger von unseren Handgelenken abzustreifen. Der Satan mag sich gern mit solch schwerem Geschmeide herumschleppen.“

„Dazu fehlt uns der Schlüssel,“ antwortete der nachbarlich von ihm Reitende mit einem Ausdruck, der ihn erbeben machte und dem von Todesangst geschüttelten Genossen alles Blut zu Kopfe trieb; „weshalb dachtet Ihr nicht daran, als es noch Zeit war?“

Aus Furcht vor den zu erwartenden Erwiderungen wagte Kelly nicht, das Gespräch weiter zu führen. Wiederum verstrich eine Weile in Schweigen. Nur das Stampfen der Hufe erfüllte die Ohren, hin und wieder begleitet von heftigem Schnauben und dem Klirren der Eisenteile des Zaumzeugs. Endlich wurde die Eile gemäßigt. Als der Weg über eine Blöße führte, wo der Mond sein Licht ungehemmt über die Schar ergoß, benutzten die beiden Genossen die Gelegenheit, die ihren Blicken erreichbaren Gestalten genauer zu betrachten.

Wie Teufelslarven erschienen ihnen die von der bläulichen Beleuchtung getroffenen entstellten Gesichter. Keines erkannten sie. Nur das einzige Gepräge finsterer Entschlossenheit entdeckten sie. Kelly, der sonst nicht leicht seine Fassung verlor, fühlte das Blut in seinen Adern ge-

rinnen. Höllenqualen erduldete er; und doch konnte er nicht an das Aergste glauben. Schon mehrfach in seinem Leben hatte er vor den Gerichtsschranken gestanden, ohne daß ihn jemals der Verbrecherstolz verlassen hätte; und heute, da ihn unzweifelhaft frühere Genossen umringten, zitterte er bis in sein verrottetes Mark hinein. In dem dumpfen Drange, kein aufreizendes Mißtrauen zu verraten, bemerkte er, mühsam eine gewisse Leichtfertigkeit zur Schau tragend: „So mit gefesselten Händen auf 'nem Gaul hängen, ist ein verdammt schlechtes Vergnügen. Steine im Ueberfluß hier herum, die Niete aus den Fugen zu treiben. Zum Amboß ist jeder Felsblock gut genug."

„Nur noch 'ne Kleinigkeit Geduld," hieß es ausdruckslos zurück; „alles will seine Zeit haben, und eiserne Nieten sind nicht aus Kautabak gedreht."

Kellys Haar sträubte sich. Durch Todesangst in eine Art Raserei versetzt, versuchte Green, sich vom Sattel zu werfen, wurde aber rechtzeitig verhindert und dringend gewarnt, keine Dummheiten zu begehen. Bald darauf umfingen sie wieder schwarze Schatten.

Sie waren in eine bewaldete Schlucht eingebogen, die in das Gebirge hineinführte. Ein unheimlicher Ort war es, nur gesucht von lichtscheuen Eulen, die dort ungestört horsteten und, wie vor dem Betreten ihres düsteren Reiches warnend, ihre geisterhaften Rufe weit hinaussandten. Felsblöcke und niedergebrochene verwesende Baumstämme erschwerten das Vordringen beinahe bis zur Unmöglichkeit. Wo aber das Mondlicht zwischen den mehr zurücktretenden Uferwänden und Baumkronen hindurchzitterte, da war es, als ob Seelen von Verdammten, die Sterblichen äffend, ihren Reigen aufgeführt hätten.

Die Zeit verrann. Der unregelmäßiges, hartes Gestein treffende Hufschlag verhallte inmitten der hochragenden Felsmauern und der zerrissenen und zerklüfteten Ab-

hänge. Dafür ertönten um so lauter das grausige Lachen des Uhus, der hohle Schrei der großen Ohreule. Wie gräßliche Hilferufe lief es durch die Schlucht, um plötzlich wieder in drückende Stille überzugehen. — — —

Der Mond war nach Westen herumgeglitten. Im Osten lagerte der bleiche Schein, der das Heraufziehen des Morgens verkündete, und abermals belebte sich die Landstraße. Ein Trupp Reiter strebte dem Minendistrikt zu. Mit sich führten sie zwei leere gesattelte Pferde. Stumm bewegten sie sich einher. Man hätte sie mit rastlosen Wüstengespenstern vergleichen mögen.

Vor dem Bach, der an der geöffneten Silberader vorüberrieselte, stiegen sie ab. Mit einer gewissen Peinlichkeit wuschen sie Gesicht und Hände, und die Pferde wieder besteigend, trennten sie sich in Gruppen zu dreien und vieren voneinander. Die beiden Pferde hatten sie der an den Sätteln befestigten Zäume entkleidet und in die Schlucht hineingejagt, wo sie im Laufe des Tages der kleinen Herde der weiter oberhalb hausenden Freunde zu deren Verwunderung sich zugesellten. Man konnte nur vermuten, daß sie, während die Beamten mit ihren Gefangenen und freiwilligen Begleitern rasteten, abgeirrt seien und den Rückweg nach der bekannten Stätte eingeschlagen hatten. Was dann weiter geworden, wußte niemand.

Erst im Spätherbst entdeckten Joachim und Pierre auf einem Jagdausfluge, der sie in die unwegsamsten Thäler und Schluchten führte, an abgelegenem Ort eine längliche Erdanhäufung, die in der Form an einen oberflächlich hergestellten Grabhügel erinnerte. Oberhalb derselben breitete eine knorrige Eiche ihre Zweige aus. Von einem der untersten Aeste hingen zwei Stricke nieder, die, wie eine genauere Prüfung ergab, in guter Manneshöhe abgeschnitten worden. Auffällig erschien, daß seit dem Tage der Verhaftung der beiden gefährlichen Verbrecher Maurice

ebenfalls spurlos verschwunden war. Wohin er sich wendete, ahnte niemand. Er war und blieb verschollen, vielleicht sein Glück, nachdem sich herausstellte, daß er in dem von ihm betriebenen Goldhandel sich die schamlosesten Betrügereien hatte zu schulden kommen lassen. —

So waren die Freunde und Gefährten endlich in den unbestrittenen Besitz des Silberlagers gelangt. Unter Beihilfe der Feldmesser und Kettenträger begannen sie damit, durch Sprengungen und Bohren sich zunächst ein oberflächliches Bild von dem Umfange der verhältnismäßig leicht auszubeutenden Erzschicht zu verschaffen. Balfour, auf Grund seiner reichen Erfahrungen und der ihm zu Gebote stehenden Mittel die eigentliche Seele des Unternehmens, weilte abwechselnd in Santa Fé, Taos und in dem eröffneten Bergwerk. Die ununterbrochene Thätigkeit wirkte unverkennbar wohlthätig auf sein Gemüt ein, zumal nach erfolgter Beendigung des mörderischen Krieges der Name Grimsby der Vergessenheit anheimfiel. Fesselten ihn die herzlichsten Gesinnungen an die beiden Brüder, die gewissermaßen das Bindeglied zwischen ihm und seinem alten Freunde Aufdermauer bildeten, so begegnete er Braddon, der seine Beziehungen zu ihm nicht im entferntesten ahnte, mit väterlichem Wohlwollen.

Oft, wenn es unbemerkt geschehen konnte, ruhten seine Blicke mit einem eigentümlichen Ausdruck der Wehmut auf der von ruhigem Selbstbewußtsein durchdrungenen jugendfrischen kraftvollen Gestalt, die es so gut verstanden hatte, absichtslos nicht nur seine Zuneigung, sondern auch seine Achtung zu gewinnen. Es war dann, als ob er in seinen Zügen nach Aehnlichkeiten gesucht habe, wie solche unauslöschlich in seiner Erinnerung lebten. Milder und milder schaute er. Unter dem Einfluß der ihn bestürmenden Empfindungen schien das einst so eisenharte Herz zu zerfließen. Dankbarkeit gegen ein versöhntes Geschick er-

füllte ihn, und doch durfte er die sich selbst gesteckte Grenze vor Ablauf einer bestimmten Frist nicht überschreiten. Das war er demjenigen schuldig, der George Braddon gegenüber im vollen Sinne des Wortes sich die Rechte eines Vaters erworben hatte. —

Während die jungen Männer und mit ihnen Pierre, der dem Fallenstellen endgültig entsagte, sich eifrig an den Arbeiten der gedungenen Leute beteiligten, leitete Balfour die Aufführung wohnlicher Holzhäuser, eines das Wasser des Baches stauenden Wehrs, wie eines Schmelzofens, lauter Einrichtungen, die später, wenn die Ausbeutung erst im vollen Gange, durch umfangreiche und stattliche Bauten in freundlicherer Umgebung ersetzt werden sollten. Gehindert konnte nicht werden, daß eine Anzahl Goldgräber, namentlich solche, die bis dahin vom Glück wenig begünstigt gewesen, sich nachbarlich bei ihnen niederließen und die Entdeckung des unerschöpflichen Silberlagers sich nach besten Kräften zu nutze machten. Man gönnte ihnen jeden Vorteil, zumal sie nach den ersten Anfängen ihre bessere Rechnung im Dienst des Bergwerksbetriebes fanden.

So hatte man bis zum Spätherbst das Unternehmen so weit gefördert, daß der Gewinn an rohem Erz bereits einen Bruchteil der ersten nicht unwesentlichen Kosten deckte, Arbeiten wie Erfolge in stetem Wachsen blieben und im nächsten Frühling das Schürfen mit verzehnfachten Kräften, unterstützt durch Maschinen und schmalspurige Eisenbahnstrecken, in Angriff genommen werden konnte.

Das für Joachim, Pierre und ihre Frauen bestimmte Häuschen, zu welchem die nahen Tannenwaldungen das Material lieferten, war das erste fertige Gebäude. Es erhob sich in einer Schluchterweiterung, hoch genug, um nach schweren Regengüssen oder Schmelzen des Schnees durch die anschwellenden Fluten nicht gefährdet zu werden. Es bildete zugleich den Zusammenkunftsort der Freunde,

deren Kreis Tewani, die sich, weise beraten, auf dem Felde höherer Gesittung wunderbar schnell entwickelte, und Firefly anmutig belebten.

Das Gerücht über den Silberreichtum des dortigen Gebietes hatte sich bald über die ganzen Vereinigten Staaten verbreitet. Neben den Abenteurern, die von der Entdeckung ebenfalls Vorteil zu ziehen trachteten, trafen auch Finanzgrößen oder deren Agenten ein, und so ereignete es sich, daß noch in demselben Spätherbst den vereinigten Freunden Millionen für ihre Ansprüche geboten wurden, um ein Aktienunternehmen zu gründen. Im Namen der Besitzer, zu denen in erster Reihe Röschen Tracy zählte, lehnte Balfour alle Vorschläge unter dem Hinweis ab, daß man sich auf die eigenen Kräfte zu beschränken beabsichtige. —

Die Tage wurden kürzer, und die Novemberstürme rasten über das Land, und winterliche Ruhe stand in naher Aussicht, als Braddon und Raimund sich zur Reise nach dem Osten rüsteten. Beide zog es unwiderstehlich dahin, wohin den einen rosige Hoffnungen, den anderen geheiligtes Pflichtgefühl riefen. Als sie sich verabschiedeten, sah Balfour lange in Braddons Augen.

„Ich rechne zuversichtlich auf ein frohes Wiedersehen," begann er schwermütig, „und ein halbes Jahr ist ja bald dahin. Unser Freund Raimund wird uns wohl länger warten lassen," wendete er sich an diesen, „doch gleichviel: Ihre Angelegenheiten, wie die Ihrer kleinen Nichte ruhen in gewissenhaften Händen."

Zwei Briefe übergab er Braddon. Der eine war an Dixon, der andere an Aufdermauer gerichtet, und mit einem letzten Gruß bestiegen die Scheidenden ihre Pferde. Ihr nächstes Ziel war Dixons Farm, wo sie, von Santa Fé aus einen flinken Posttrain benutzend, schon nach drei Wochen eintrafen, um nach kurzem Aufenthalt die Weiterreise nach Europa anzutreten.

Das Wiedersehen war eine der ungetrübtesten Freuden. Allen voraus war die kleine Rosa. Sie schwamm gleichsam in Glückseligkeit. Es regelte den Pulsschlag des süßen Herzchens die zärtliche Liebe eines holden Engels heiliger Unschuld.

Dixon hielt Braddons beide Hände und spähte, ähnlich wie Balfour beim Abschied, mit einem Anflug von Befangenheit in seine Augen. Nichts entdeckte er, das vielleicht als eine Störung der zwischen ihnen schwebenden Beziehungen hätte gedeutet werden können. Dann erst umarmte er ihn mit den Empfindungen eines wahren Vaters. Als Braddon ihm den Brief Balfours überreichte, schob er ihn mit den Worten in die Tasche: „Später, später. Jetzt gehöre ich nur dir allein und deinem bewährten Freunde Raimund.“ Und weiter, nachdem Braddon die alte Pearson und Nelly, die beide vor Rührung schluchzten, als hätten sie darin ersticken wollen, treuherzig begrüßt hatte: „Da ist noch jemand, den es beglückt, dich wohlbehalten wiederzusehen. Doch, wie bei einer früheren Gelegenheit, laß auch heut Mitleid walten. Beurteile mit Nachsicht diejenigen, denen es nicht vergönnt gewesen, unter dem Schutze gerechter mildherziger Menschen heranzureifen.“

Sie hatten sich nach der Küche begeben, und aufschauend sah Braddon eine bleiche hinfällige Frauengestalt vor sich. In den Händen ein Bündelchen eben gespaltenes Holz, behauptete sie nur mit Mühe ihre aufrechte Haltung. Um das eine Auge, dessen Sehkraft infolge eines Schlages erloschen, war eine schwarze Binde geschlungen; das andere, von Thränen umflort, blickte angstvoll. Das Holz war ihr entfallen. Regungslos, wie in den Fesseln eines Starrkrampfes, stand sie. Erst nach einer Pause schwanden Braddons Zweifel.

„Jenny — sind Sie es?“ fragte er, wie seinen Sinnen nicht trauend.

Da löste sich der die Unglückliche umschlingende Bann, und kaum verständlich entwand sich der krankhaft beengten Brust: „Mir blieb die einzige Wahl zwischen Sterben und Ihrem Rat —"

„Und Sie wählten das Bessere," unterbrach Braddon sie ermutigend, indem er ihr die Hand reichte. Sie wollte dieselbe unterwürfig küssen. Er wehrte ihr mit den Worten: „Daß Sie Zuflucht hier suchten, mag Ihnen schon allein um meinetwillen gesegnet sein."

„Ich war so grenzenlos elend," hob sie, gegen Thränen kämpfend, an, „grauenhaft mißhandelt und gequält, zu dem Entsetzlichsten gezwungen —"

„Nicht weiter," fiel Dixon ihr gütig ins Wort, „geben Sie es auf, den die Vergangenheit umhüllenden Schleier abermals zu lüften. Als getreue Magd sind Sie hier eingezogen; nur jemand, der sich selbst frei von jeder Sünde weiß, darf jetzt noch einen Stein auf Sie werfen," und schonungsvoll zurücktretend, überließen sie die heftig Weinende sich selbst.

Während des Hinausgehens drückte der Reverend Braddons Hand.

„An dem in Todesnöten geschriebenen Zettel erkannte ich dich," sprach er gedämpft, „du hast die Aermste von dem Abgrunde ewigen Verderbens zurückgerissen, eine größere Freude konntest du mir nicht bereiten. Sie trägt den Keim eines baldigen Todes in sich; eine ruhige Sterbestunde ist das einzige, was sie noch erhofft." Das Fernere, die Schilderung ihrer Verzweiflung, des jammervollen Zustandes, in dem sie vor Monaten an seine Thür klopfte, schnitt die herbeieilende Rosa ab. Gleich darauf hatte Braddon sie emporgehoben, um von ihr stürmisch geliebkost zu werden. —

Billigte der Reverend die von den beiden jungen Männern beabsichtigte Reise nach Europa, so erhob er

doch ernste Bedenken, als sie sich erboten, die junge Waise schon jetzt der Bumbootwachtel zuzuführen. In Erinnerung des vor der sterbenden jungen Mutter abgelegten Gelöbnisses gab er indessen ihren dringenden Vorstellungen so weit nach, daß er sich entschloß, mit seinem kleinen Schützling und Nelly sie zu begleiten.

Die Reisevorbereitungen waren bald getroffen; dann erfolgte der Aufbruch mit beschleunigter Eile. Gleichsam verheißend unter dem klaren Himmel grüßte sie das still wogende Meer, als sie in den ersten Tagen des Dezember den Hafen von New York verließen.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Schluß.

Echtes Weihnachtswetter war es. Dem voraufgegangenen strengen Frost folgten trüber Himmel und starker Schneefall. Jetzt glänzte die Sonne wieder ungehemmt auf die blendende Schicht nieder, unter welcher die in Scheintod versenkte Natur ungestört von kommenden lieblichen Tagen und belebender Wärme träumte. Auch der alte Logger hatte sich eine weiße Decke über die Ohren gezogen. Schwer belastet war das für den Winter über ihm errichtete Bretterdach. In der neuen Gestalt hätte man ihn mit einem eingeeisten Polarfahrer vergleichen können. Solch Bild vervollständigend, ragten zwei eiserne Rohre über die Bedachung hinaus, beinahe ununterbrochen schmale Rauchsäulen entsendend. Zum Schutz gegen die alle Fugen und Ritzen suchende Kälte war innerhalb der nackten Laube ein kastenähnlicher Verschlag mit dicht schließender Thür angefügt worden, durch den man in die Kajüte gelangte, nicht zu gedenken der Moosleisten, die alle Fenster einrahmten.

Drei Uhr hatte es längst geschlagen. Die beiden

eisernen Oefen verbreiteten in allen Räumen vom Heck bis zum Vordersteven gleichmäßige Wärme. Den Eindruck des Behaglichen erhöhten Teppiche und wollene Decken in Fülle.

In der Kajüte saßen die Bumbootwachtel und Ezechiel Aufdermauer in traulichem Gespräch beisammen. Erstere strickte, wogegen Aufdermauer die unter ihren regsamen Fingern hervorgehenden Maschen mit der spitzen Nase abzuzählen schien. Seine mathematische Würde hatte in den letzten anderthalb Jahren keinen Abbruch erlitten. Nur das kurze Borstenhaar war vielleicht um eine Schattierung heller geworden, während der leichte Nanking der Bekleidung durch gleichfarbigen dicken Wollenstoff ersetzt wurde. Im übrigen befanden beide sich in einer ausnehmend verträglichen Stimmung. Viel mochte der Duft frischer Tannennadeln dazu beitragen, der aus dem angrenzenden offenen Zimmer zu ihnen hereinströmte.

Dort stand der Weihnachtsbaum, für den Aufdermauer als gewissenhafter Vormund regelmäßig sorgte. In diesem Jahr war er besonders groß und schön ausgefallen. Ungefähr den vierten Teil des Zimmers mit seinen weit ausgebreiteten Zweigen für sich in Anspruch nehmend, reichte er vom Fußboden bis beinahe zur Decke hinauf. Um ihn herum bewegte sich, nunmehr voll erblüht, schlank und geschmeidig Monika, indem sie, unterstützt durch Jodokus Quast, den Ausputz beendigte. Von den unter ihren Händen sich biegenden Zweigen schweiften ihre freundlichen Blicke zuweilen nach einer Anhäufung großer und kleinerer versiegelter Pakete hinüber, die Aufdermauer, ein fanatischer Liebhaber von Ueberraschungen, im Lauf der letzten Wochen meist eigenhändig zusammengeschleppt hatte.

Auf eine das Wetter betreffende Bemerkung seiner alten Freundin versetzte Herr Ezechiel Aufdermauer herablassend: „Der New York-Dampfer schlüpfte gestern noch

gerade vor Thoresschluß herein. Zwei Tage Verspätung, und er hätte an einer ordentlichen Eisdecke seinen Bug wund gescheuert. Die Passagiere mögen von Glück sagen."

„Schwerlich viele an Bord gewesen," meinte die Bumbootwachtel nachdenklich.

„Ob viele oder ein halbes Dutzend: sie werden froh sein, auf festem Boden hinter dem warmen Ofen zu sitzen," erwiderte Aufdermauer. Er sah nach der Uhr und rief in das Nebenzimmer: „Monika, wie weit bist du mit dem Auftakeln?"

„Bald fertig!" tönte es klingend zurück.

„So beeile dich. Punkt halb fünf müssen die Lichter brennen. Um fünf Uhr breche ich auf. Die vierzehn Vormundschaften wollen abgefahren sein."

„Sonst pflegten Sie den Vormittag des ersten Feiertages darauf zu verwenden."

„Statt dessen fahre ich morgen früh nach dem Vorwerk hinaus."

„Flausen," grollte die Bumbootwachtel, „das wäre immer noch kein Grund, plötzlich eine Aenderung in unseren vieljährigen Gebräuchen eintreten zu lassen. Sie verderben uns den ganzen Abend."

„Nichts in dieser Welt ist von Bestand, meine verehrte Frau Kapitän," erklärte Aufdermauer grämlich, sah aber zur Seite. Obwohl ein hartgesottener Heuchler, scheute er doch, den forschenden Blicken aus den ehrlichen Augen zu begegnen. Die Frau Kapitän aber kannte ihn zu genau, um nicht irgend welche Hintergedanken bei ihm zu argwöhnen. Um indessen den Heiligen Abend nicht durch Hader und Zwietracht zu entweihen, antwortete sie wunderbar sanftmütig: „Die Jungens hätten uns immerhin eine kleine Festfreude bereiten können. Ein paar Zeilen hätten genügt."

„Es kommt vielleicht noch. Die Briefe gebrauchen

von dort bis hierher oft ein Vierteljahr. — Monika! Bald vier Uhr!"

„Fertig, Herr Stadtverordneter! Soll ich die Pakete öffnen? Das Bücken wird alten Leuten sauer!"

„Nicht saurer als neugierigen Kindern, die Nase in alles zu stecken."

Lachend trat Monika neben ihn hin. Aufdermauer reichte ihr als Beweis seines Wohlwollens zwei Finger, erhob sich und trat ins Nebenzimmer, die Thür hinter sich schließend.

Eine halbe Stunde verrann, als Jodokus Quast den Auftrag erhielt, das Papier zu beseitigen und klar Deck zu schaffen. Gleich darauf erschien Aufdermauer, die Uhr in der Hand, in der Kajüte.

„Noch fünf, höchstens sechs Minuten," sprach er, und in seiner Stimme verriet sich eine Erregtheit, welche die Bumbootwachtel fast beängstigte; und als hätte er sich bei rauher See, das Sprachrohr unter dem Arm, auf dem Quarterdeck eines Seglers befunden, begann er, soweit es in dem beengten Raum möglich, hastig umher zu wandeln.

Eine Weile betrachtete die Bumbootwachtel ihn befremdet; endlich brach sie in die Worte aus: „Aber Herr Stadtverordneter, so nehmen Sie wenigstens Platz."

Die Thür des Vorbaues ging. Nach einer kurzen, offenbar vorsichtigen Bewegung erfolgte bescheidenes Klopfen. Alle Blicke richteten sich auf die Thür. Sie öffnete sich. Dann aber wurde es so still, als ob ein Engel durch die Kajüte geschwebt wäre. Und ein wirklicher Weihnachtsengel war es, der auf der Schwelle stand und befangen auf Tante und Nichte hinsah. Zunächst unterschied diese ein mit Schwanendaunen verbrämtes weißes Plüschmäntelchen, das bis zur Hälfte über zierliche wollene Gamaschen niederfiel und oben von einer ähnlich verbrämten weißen Atlaskappe gekrönt wurde. Dazwischen ringelte sich eine

Flut lichtblonder seidenweicher Locken hervor, welche ein wunderliebliches, in der Farbe der Gesundheit und der Verlegenheit erglühendes Kinderantlitz einrahmten. Die Händchen hatte die Kleine in einen von ihrem Halse niederhängenden weißen Pelzmuff geschoben, ein Bild vervollständigend, das an ein zartes Porzellankunstwerk erinnerte. Die Bumbootwachtel und Monika trauten ihren Augen nicht. Sie waren so betroffen, so gänzlich hingerissen durch den rätselhaften Anblick, daß sie nicht bemerkten, wie im Schatten des Vorbaues andere Gestalten sich geräuschlos entwickelten.

Endlich regte sich die Kleine. Sichtbar geängstigt durch die ihr gezollte starre Aufmerksamkeit, hob sie, wie um sich hinter ihm zu verbergen, den Muff bis über den einem Rosenknöspchen ähnlichen Mund hinauf, und mit dem anderen Arm nach hinten langend, ergriff sie Braddons stets hilfbereite Hand. Jetzt erst erkannte Monika diesen, und das freundliche Rätsel war in ungeahnter Weise gelöst.

„Rosa! Unsere Rosa!" rief sie mit erschütternder Innigkeit aus, und im nächsten Augenblick kniete sie vor ihr, sie in ihre Arme schließend und das holde Gesichtchen mit Küssen bedeckend.

Auch die Bumbootwachtel hatte sich erhoben, war aber, von ihren Empfindungen überwältigt, zurückgesunken. Die Hände faltend, schluchzte sie vor Glückseligkeit, daß sie kein Wort hervorzubringen vermochte. Erst als Monika ihr die so lange tot geglaubte, dann heiß ersehnte Großnichte zuführte und auf ihre Kniee hob, gelangte die ganze Liebe, die in dem alten treuen Herzen wohnte, mit unwiderstehlicher Gewalt zum Durchbruch. Wehmut und Himmelslust webten in ihren Augen, in ihrer Stimme, als sie das teure Engelshaupt abwechselnd bewunderte und an ihre Wangen preßte und die süßesten Kosenamen ihren Lippen entströmten.

Während aber Monika vor ihr kniete und wenigstens eine der kleinen Hände für sich erbeutete, Dixon, Braddon und die schwarze Nelly hereinschlichen und gerührt auf die ergreifende Scene niedersahen, kämpfte Aufdermauer mit aller Macht, wenigstens die äußere Würde einigermaßen zu behaupten. Nur so lange säumte er, bis Braddon den Reverend und die schwarze Nelly der Frau Kapitän vorstellte, die thränenden Auges die Retter ihres Lieblings willkommen hieß, dann verschwand er in dem Nebenzimmer. Hatte er alles in seinen Kräften Stehende aufgeboten, der kleinen Waise einen Empfang zu bereiten, der ihr warmes Herzchen weit, weit für die ihr entgegengebrachte Zärtlichkeit öffnete, so durfte er, wie das zu ihm hereindringende feine Stimmchen verkündete, mit dem Erfolg seines Wirkens zufrieden sein. Und seit der Stunde, in welcher die aus weiter Ferne Herbeigeeilten landeten, zuerst bei ihm vorsprachen und Braddon ihm den Brief seines alten Freundes Balfour oder vielmehr Albacete einhändigte, hatte er in der That Unglaubliches geleistet. Es erstreckten seine Anordnungen sich sogar auf deren Verhalten. Selbst Raimund verstand sich gern dazu, den ersten Besuch in dem Logger aufzuschieben und so schnell, wie zwei gute Pferde einen Mietsschlitten zu ziehen vermochten, nach dem Vorwerk hinauszufahren. —

Jetzt ließ der excentrische alte Weltverbesserer die Blicke sinnend über die nur von einer Lampe beleuchteten Herrlichkeiten hinschweifen, die den duftenden Baum umringten. Am längsten ruhten sie auf einer vornehmen Puppendame, die inmitten anderer sinniger Geschenke nachbarlich bei Monikas Schätzen einen Ehrenplatz gefunden hatte. Endlich seufzte er tief auf. Er mochte der unabsehbar fern liegenden eigenen Kindheit gedenken, in der keine treue Mutterhand ihm die Kissen glättete, kein Weihnachtsbaum ihm strahlte. Einsam war er durchs Leben gewandelt,

einsam und nur auf sich selbst allein angewiesen, bis er endlich in der gewissenhaften Sorge für die Witwe des verstorbenen Freundes und deren Schutzbefohlene alles fand, was sein alterndes Herz befriedigte und erfreute, seinen Lebensabend milde erhellte.

Auf seinen Ruf eilte Jodokus Quast herbei. Licht auf Licht flammte unter ihren Händen auf, wobei sie hin und wieder mit Fleiß ein Zweiglein ansengten, daß es sich wie Weihrauch um sie her verbreitete. Zum Schluß beugte er sich über einen länglichen Palisanderkasten, der ebenfalls für die kleine Rosa bestimmt war. Dumpfes Schnarren folgte, und als er sich wieder aufrichtete, ertönte silberhell die liebliche Weise:

„Stille Nacht, heilige Nacht.“

Fast gleichzeitig öffnete er die Thür. Strahlender Lichterglanz und verstärkter Tannenduft strömte zu den andächtig Lauschenden herein; es rief die Spieluhr mit ihren feierlichen Klängen dahin, wo jeder einzelne, Jodokus Quast und Nelly nicht ausgenommen, reich bedacht worden war. Freude und Dankbarkeit erfüllte alle Gemüter; es weideten Auge und Herz sich an dem holden Bilde der jungen Waise. Sprachlos vor Erstaunen stand sie da. Sie mochte sich in den Himmel versetzt wähnen, bis endlich die Häupter sich ihr zuneigten, kosende Stimmen sie über das vor ihren Augen Flimmernde lieblich aufklärten. — — —

Der Abend war vorgeschritten. In Monikas Gemach sanft gebettet, schlummerte die kleine Rosa. Neben ihr auf einem Lehnstuhl nickte die schwarze Nelly. Aufdermauer und Dixon hatten sich mit der Bumbootwachtel zu einer ernsten Beratung in die Kajüte zurückgezogen. Braddon und Monika weilten unterdessen in dem wieder bescheiden erleuchteten Nebenzimmer. Die verwirrenden Eindrücke des ersten Wiedersehens und die sich daraus ergebende Befangenheit hatten sich bei Monika bis zu einem gewissen

Grade verflüchtigt. Offen sah sie zu Braddon auf, dessen Blicke in stiller Bewunderung an ihrem holdselig erglühenden Antlitz hingen. Sicherer klang auch ihre Stimme, als sie auf das von ihm angeregte Gespräch einging.

„Sie haben unmöglich Scheinendes vollbracht,“ beteuerte sie erregt, „ich zittere bei dem Gedanken, daß unser Röschen für uns ebenfalls eine Verstorbene hätte bleiben können, was doch nur durch Ihr unermüdliches selbstloses Ringen und Kämpfen verhindert wurde. Wo findet unser heißer Dank sein Ende —“

„Ich löste eine Aufgabe,“ fiel Braddon freundlich ablehnend ein, „zu welcher zunächst der Anblick der kleinen hilflosen Märtyrerin wie das Gelöbnis meines Wohlthäters mich begeisterten. Dafür gebührt kein Dank. Reichen Lohn finde ich dagegen in dem Bewußtsein, begünstigt durch das Geschick in redlicher Pflichterfüllung ein Ziel erreicht zu haben, dessen Verfehlen einen Schatten auf mein ganzes Leben geworfen hätte.“

„Sie rechnen die Ueberzeugung für nichts, durch Zuführung des lieben Kindes uns allen ein unbeschreibliches Glück bereitet zu haben?“

„Gewiß nicht,“ versetzte Braddon, „doch eins schwebt noch, worüber Rechenschaft abzulegen ich verbunden. Ich beziehe mich auf die verheißene Kunde über das Los des beklagenswerten Franklin Tracy.“

Monika errötete tiefer. Wie einen körperlichen Schmerz bekämpfend, preßte sie die Lippen flüchtig aufeinander. Es wirkte offenbar die Erinnerung an jene Tage, in denen sie vermessen glaubte, ein Geheimnis mit ihm zu teilen und dadurch zu einem zwanglosen, vertraulichen Verkehr berechtigt zu sein. Zugleich aber wiederholte sich die Beschämung, die ihr einst ihm gegenüber die Fassung raubte. Doch um so viel gereifter als damals reichte sie ihm jetzt die Hand.

„Lassen Sie das ruhen,“ bat sie freimütig, und flehend blickten ihre Augen, „klingt es doch wie ein Vorwurf, wie eine Mahnung an Verirrungen, denen ich fast noch im Kindesalter unterworfen gewesen und die zu allerlei Mißverständnissen führten.“

Besorgnis spiegelte sich in Braddons Zügen. Während er ihre Hand hielt, ruhten seine Blicke mit eigentümlicher Innigkeit auf dem weiblich ruhigen schönen Antlitz. Lieblicher und begehrenswerter denn je zuvor erschien sie ihm, und durchdrungen von solchen Empfindungen hob er an: „Durch Zufälligkeiten bedingte Erzeugnisse einer regen Phantasie liegen außerhalb der Grenzen abfälliger Urteile. Bekämpft man aber die sich daraus ergebenden unklaren Ideen und glaubt man wirklich des Erfolges sicher zu sein, so ist nicht ausgeschlossen, daß dennoch, wenn auch unbewußt und unerkannt, ein keimfähiges Körnchen zurückbleibt. Und so bitte ich inständig, wenn auch nur zu meiner eigenen Beruhigung, das freundlich entgegenzunehmen, wodurch die letzte Möglichkeit des Zweifelns —“

„Es bedarf dessen nicht mehr,“ fiel Monika beinahe hart ein und entzog ihm die Hand, „jeder Versuch dazu würde peinlich, um nicht zu sagen: verletzend wirken —“

Sie brach ab, als Braddon ihr das geöffnete Buch Franklins darreichte und mit einem gewissen Ausdruck der Entsagung bemerkte: „So lesen Sie aus Mitgefühl für einen Verstorbenen das, was er auch für Sie mit letzter schwindender Kraft niederschrieb.“

Wie in einem Entschluß schwankend, sah Monika in seine Augen. Unwillkürlich hatte sie das Buch in Empfang genommen. Eine ängstliche Frage schwebte ihr auf den Lippen.

„Lesen Sie, ich beschwöre Sie darum,“ fuhr Braddon dringlicher fort, „mißdeuten Sie nicht meine Zumutung, als ob darin ein Vorwurf für Sie enthalten wäre. Lesen

Sie, und ob Ihr Herz in Mitleid zerfließen möchte, so werden Sie doch nicht bereuen, meine Bitte gewährt zu haben."

Ob der tiefsinnige Ton seiner Stimme, der warme Blick seiner ernsten Augen zu ihrem Herzen drangen, hätte sie selbst nicht zu entscheiden vermocht; aber wie einem höheren Befehl gehorchend, hob sie das Buch. Während sie darauf in den bezeichneten Inhalt sich vertiefte, überwachte Braddon sie gespannt. Er entdeckte, daß die in ihrem Antlitz sich ausprägende Teilnahme in demselben Maße wuchs, in welchem sie sich dem Schluß näherte, bis sie endlich in tiefe Trauer überging, vereinzelte Thränen über ihre Wangen schlichen. Manche Stellen las sie zweimal, und deutlich gewahrte er, daß ihre Lippen vor Jammer und Weh bebten.

„Tewani, Tewani," wiederholte sie die letzten Worte sanft klagend, „sie war sein Schutzengel; und dennoch, was konnte sie ihm mehr bieten als einen letzten süßen Trost? Wie traurig, wie unendlich traurig. Trotz der Todesqualen bangte und sorgte er um die Zukunft seines Bruders und derer, die zu ihm gehörten."

„Und um eine in unbestimmten Umrissen ihm vorschwebende teure Unbekannte," fügte Braddon hinzu.

Monika neigte das Haupt. Sie schien in der Vergangenheit zu suchen. Nach kurzem Sinnen sprach sie träumerisch, wie ihre Gedanken unbewußt in Worte kleidend: „Mag er ruhen in Frieden! In meinem Gedächtnis wird er fortleben immerdar, wenn auch in der Gestalt eines anderen —"

Sichtbar erschrocken brach sie ab. Tiefe Glut hatte sich über ihr Antlitz ausgebreitet. Doch das einmal entschlüpfte Wort konnte nicht zurückgerufen werden. Braddon gewahrte ihre Verwirrung. Das Wohlthuende des nicht mißzuverstehenden Ausspruches wurde abgeschwächt durch

das plötzliche Verstummen, und so erwiderte er beinahe ausdruckslos: „Bereuen Sie das unbedachte Bekenntnis nicht; begründet es sich doch auf Vorgänge, die für mich eine Quelle inniger Freude, aber auch bitteren Leids gewesen. Was Sie damals unter dem Eindruck eines erklärlichen Gefühls der Beschämung sprachen — wie Sie es bezeichneten, ist unvergessen geblieben und wird es bleiben, ohne daß ich wagen möchte, demselben eine andere Bedeutung beizulegen als die eines Mißverständnisses. Heute würden Ihre Worte anders lauten."

Monika sah vor sich nieder. Die blühende Farbe war von ihren Wangen gewichen, um sie alsbald wieder rosig zu schmücken. Tiefer atmete sie. Sie schien nach Worten zu ringen. Dann aber, als sie die Augen zu Braddon aufschlug, trat das einst angebahnte offene Vertrauen wieder an Stelle des Zweifelns und Zagens, und treuherzig beteuerte sie: „Sie würden nicht anders lauten. Der thörichte Traum ist verklungen; zurück blieb die Wirklichkeit."

Als hätte die leise Erklärung die Eigenschaft einer berauschenden Himmelsmelodie besessen, verharrte Braddon sprachlos. Er mußte aus den lieben feuchtglänzenden Augen Ermutigung schöpfen, bevor er erwiderte: „Monika, teuerste Monika — ist es denn keine Täuschung? Gestehen Sie mir die Berechtigung zu, Hoffnungen, die schlafen gingen, neu zu beleben?"

Da reichte Monika ihm beide Hände. Sie vermochte nur, das Haupt zustimmend zu neigen. Dann ruhte sie an seinem Herzen. In ihrem leisen Weinen verriet sich die Glückseligkeit, die sie aus seinen heiligen Beteuerungen zog. — —

In der Kajüte war man lauter geworden. Mit ernster Entschiedenheit bekämpfte die Bumbootwachtel die Zumutung, nach einer größeren Wohnung überzusiedeln. Ebenso entschieden trat Aufdermauer dafür ein, daß, wenn

ihr an der Wohlfahrt der kleinen Rosa gelegen sei, nicht nur für lichtere Räume, sondern auch für einen Garten gesorgt werden müsse. Dixon pflichtete ihm bei, aber trübe schaute er. Zu schwer lastete auf ihm der Gedanke, von seinem liebgewonnenen Schützling sich trennen zu müssen. Endlich mahnte er an den Aufbruch. Er wie die alternden Gefährten schienen die beiden jungen Leute in dem Nebenzimmer vergessen zu haben; denn förmlich überrascht sahen sie auf, als Braddon und Monika eintraten. Monika gab ihnen das Geleite bis in den Vorbau hinaus. Braddon war der letzte, der ihn verließ.

„Gute Nacht, mein Geliebter,“ flüsterte Monika ihm zu, indem sie ihn zärtlich küßte, dann schloß die Thür sich hinter ihm.

Bald darauf befanden sie und die Bumbootwachtel sich bei der schwarzen Nelly. Sie wurden nicht müde, ihren schlummernden Liebling zu bewundern. Zu derselben Zeit weilten Dixon und George Braddon in der Wohnung Aufdermauers. Bis lange nach Mitternacht saßen sie dort beisammen. Zu der Eröffnung Braddons, seine Beziehungen zu Monika betreffend, lachte Aufdermauer verschmitzt, wie jemand, der nichts Unerwartetes hört. Dixon erschrak, zog aber nach kurzem Erwägen den ihn bevollmächtigenden Brief Balfours hervor, nach dessen Vorlesen er sich in die vorsichtig bemessenen Schilderungen der Abkunft Braddons und der Umstände vertiefte, die ihn aus dem elterlichen Hause führten. Für Aufdermauer enthielten diese Berichte keine Geheimnisse. Auf Braddon übten sie dagegen eine Wirkung aus, als ob ein düsterer Schatten über seinem kaum begründeten Glück geschwebt habe.

„Also Conde Albacete,“ war das letzte Wort, mit dem er sich von Aufdermauer verabschiedete und, das Haupt wie unter einer drückenden Bürde geneigt, an Dixons Seite ihrer zeitigen Wohnung zuschritt. — —

Aufdermauer hatte zur anberaumten Zeit seine Vormundschaften gewissenhaft abgefahren und überall frohlockende Herzen zurückgelassen. Jetzt befand er sich auf dem Wege nach dem Vorwerk. Zwei Schlitten waren zu der Fahrt erforderlich gewesen. In dem vorderen saßen Dixon und die Bumbootwachtel, zwischen sich, in einen Pelz gehüllt, die kleine Rosa. Ihnen gegenüber hatte Aufdermauer seinen Platz ausbedungen. In dem zweiten Schlitten folgten Monika und Braddon. Eine fröhliche Fahrt war es durch die winterliche sonnenbeglänzte Landschaft. Die Pferde dampften, der Schnee stäubte und lustig klangen die Glocken der Geschirre. Schon aus der Ferne drangen unter Tücherschwenken laute Willkommenrufe den Gästen entgegen. Sie gingen von Thekla und Raimund aus, die Arm in Arm in der Hausthür standen. Schärfer spähte die Bumbootwachtel hinüber. Dann konnte sie sich nicht enthalten, Aufdermauer den verstocktesten Heuchler und Ränkeschmied zu nennen, der je eine frohe Kunde überflüssigerweise verheimlichte.

„Prinzipien, meine verehrte Frau Kapitän —“ antwortete Aufdermauer gelassen. Weiter kam er nicht, indem Thekla sich der kleinen Rosa bemächtigte und sie der in der Hausthür auftauchenden Mamsell Stine zutrug, während Raimund der Bumbootwachtel, der vor Rührung dicke Thränen über die Wangen rollten, zwischen Decken und Fußsack heraushalf, um von ihr beinahe erdrückt zu werden. Aehnlich verfuhr er mit Monika, die vor Erstaunen kaum seinen zärtlichen Gruß zu erwidern vermochte. Den Gipfel aber erreichte der Festesjubel, als man später beim Mahle saß und Mamsell Stine in ihrer unverblümten Weise das Wohl Theklas und Raimunds ausbrachte. Wie sie erklärte, sollte am ersten April die Uebergabe ihres Gutes erfolgen, wohin der Zukünftige ihrer Adoptivtochter schon jetzt übersiedele, um sich ein wenig mit der Landwirtschaft

zu befreunden. Mit etwas belegter Stimme fügte sie hinzu: „Um aber dem Sehnen und Bangen ein Ende zu machen, habe ich beschlossen, die Hochzeit in den ersten Tagen des Mai auszurichten, zu der hiermit alle meine lieben Freunde und Gäste eingeladen sind.“

Abermals klangen die Gläser, und es kreuzten sich noch die Glückwünsche, als Aufdermauer sich erhob und um Aufmerksamkeit bat. Braddon ergriff Monikas Hand mit festem Druck.

„Monika,“ raunte er ihr zu, „wenn ich dennoch zu einem anderen Namen berechtigt wäre?“

Monika sah ihn befremdet an. Dann erhellte ihr liebes Antlitz sich in überschwenglicher Glückseligkeit. Sie konnte seine Frage nur als Scherz deuten und antwortete daher aus überströmendem Herzen: „Jeder Name ist mir willkommen, den mein Geliebter auf mich überträgt —“

„In meiner Eigenschaft als Vormund,“ fiel Aufdermauer würdevoll ein, „wie als treuer Berater der Frau Kapitän Wachtel; ferner bevollmächtigt durch den alle betreffenden Rechte vertretenden Herrn Dixon verkünde ich die Verlobung meines Mündels, Fräulein Monika Damerow, mit dem Herrn Grafen Albacete. Wie meine verehrte Freundin, Fräulein v. Brixen, beabsichtige auch ich, die Hochzeit in den ersten Tagen des Mai auszurichten, wozu alle verehrten Anwesenden ebenfalls hiermit in aller Form eingeladen sind.“

Solange er sprach, überwachte Braddon die Geliebte mit heimlichem Bangen. Sobald er aber endigte, trat beinahe unheimliche Stille ein. Man schien die Wahrheit des Vernommenen nicht fassen zu können. Monika war jäh erbleicht, wie ein böses Verhängnis war die ungeahnte Enthüllung auf sie hereingebrochen.

„Also dennoch,“ lispelte sie im ersten Schrecken, und wie einen Halt suchend, preßte sie Braddons Hand krampfhaft.

„Ein Geheimnis, das mir selbst vor wenigen Stunden erst anvertraut wurde," erwiderte dieser beschwichtigend. Das weitere wurde übertönt durch das Klingen der Gläser und den ausbrechenden Jubel, in den sogar die Bumbootwachtel nach Ueberwinden des ersten peinlichen Erstaunens begeistert einstimmte. Monika hatte sich Braddon zugeneigt.

„Für mich bleibst du George Braddon," flehte sie mit rührender Innigkeit, nachdem der erste Freudensturm in ruhigere Bahnen lenkte.

„So lange, bis du selber es anders bestimmst," antwortete er aus überströmendem Herzen. Er brach ab. Die kleine Rosa hatte sich zwischen sie gedrängt. Sie wußte nicht, wem sie mit ihren Liebkosungen den Vorzug geben sollte. — — —

Ich könnte hier mit der Andeutung schließen, daß unter Balfours Oberleitung dem mit den ausgiebigsten Mitteln eröffneten Bergwerk immer neue Schätze entwunden wurden, die es allen an dem Besitz Beteiligten ermöglichten, nicht unabläſſig auf einer und derselben Scholle kleben zu bleiben. Ich gewinne es indessen nicht über mich, ohne zuvor derjenigen noch einmal gedacht zu haben, die ich in langer mühevoller Arbeit gewissermaßen durch Nacht zum Licht begleitete: Tewani, Tewani, wie schwebst du mir lebhaft vor mit den milden, leuchtenden Augen, dem schüchternen, sonnigen Lächeln, der etwas tiefen melodischen Stimme und der unvergleichlichen Anmut! Wie einst in Mooshahneh, dem altehrwürdigen Felsenneſt, waltest du jetzt als segenspendender Schutzgeist in dem großen, stattlichen Hause, welches Joachim in der wie durch Zauber aufgesprungenen Stadt Denver City für dich erbaute. Zu einer vollkommenen Lady hast du dich herausgebildet im engen Verkehr mit Monika, die ihrerseits mit einer Liebe an dir hängt, wie sie einst von dem ster-

benden Franklin vom Himmel für dich erfleht wurde. Nur in der Wahl der Farben und des Schnittes deiner Bekleidung ist Joachims Künstlergeschmack mehr maßgebend geblieben als die Mode, das Charakteristische deiner bezaubernden Erscheinung noch erhöhend.

Tewani, Tewani! Wie lange ist es her, seitdem ich dir zum letztenmal begegnete! Ich mag die vielen, verblassend wirkenden Jahre nicht berechnen, dein holdes Bild, wie es mir noch immer unveränderlich vorschwebt, nicht verschleiern. Keiner Wandlung ist dagegen der wohlthätige Einfluß unterworfen, welchen der menschenfreundliche Reverend Dixon auf dich ausübte, der, Ersatz für das ihm entrissene geliebte Röschen in dir und Monika suchend, mit allem, was zu ihm gehörte, ebenfalls nach Denver City übersiedelte. —

Wie in dem fernen Neu-Mexiko entzückte Tewani auch jedes Auge, als sie im vierten Jahre ihrer Verheiratung von Joachim samt ihrem Töchterchen der Bumbootwachtel zugeführt wurde. Wohin sie kam, allerwärts nannte man sie ein verkörpertes Märchen, dem alles Fremdartige zur doppelten Zierde gereiche. Abwechselnd wohnten sie in der von einem schattigen Garten umringten Villa, wo Aufdermauer, die Frau Kapitän, die schwarze Nelly und Jodokus Quast die heranwachsende kleine Rosa wie einen Abgott hegten und pflegten, und draußen bei Raimund und Thekla in dem Herrenhause. Dort fühlten sie sich ebenso heimisch wie unter dem Strohdach des Vorwerks, wo Mamsell Stine, trotz aller dringenden Bitten und Vorstellungen, in altgewohnter Weise weiter wirtschaftete. — —

Wie in der Natur, wechseln auch unter den Menschen Regen und Sonnenschein. Hart nebeneinander wohnen oft reine Freude und tiefe Trauer: Ezechiel Aufdermauer, der quere alte Weltverbesserer, war auf den äußersten Grenzmarken seines langen und gesegneten Lebens angelangt.

Von Krankheit und körperlichen Leiden verschont, ging er ein, wie ein Baum, dessen Säfte sich allmählich aufzehrten.

Im achten Jahre war es, nachdem er Monika gewissermaßen fortgab, als diese nebst Gatten, einem Sohn und zwei Töchtern gerade zur rechten Zeit eintraf, um einen letzten Scheidegruß von dem getreuen Vormund in Empfang zu nehmen. Der Tag, an welchem er zur letzten Fahrt anmusterte, wie die Bumbootwachtel es pietätvoll bezeichnete, war ein sonnig heiterer. In einem geräumigen Zimmer ruhte er auf einem spartanisch einfachen harten Lager. Die Fenster waren geöffnet. Zu ihm herein strömte süßer Fliederduft. Ihm zu Häupten saßen Monika und die Bumbootwachtel, erstere mit einem Palmblatt ihm Kühlung zuwehend, wogegen die Bumbootwachtel von Zeit zu Zeit seine feuchte Stirn trocknete.

Tiefe Stille herrschte im ganzen Hause. Nelly, Röschen und die Kinder waren nach dem Vorwerk zur Mamsell Stine hinausgeschickt worden. Braddon und Raimund saßen in einer Fensternische, von wo aus sie das stille Antlitz des väterlichen Freundes zu beobachten vermochten. Bei ihnen befand sich Thekla, während Jodokus Quast am Fußende des Bettes zerknirscht auf einem niedrigen Schemel kauerte.

Die Bumbootwachtel hatte eben wieder das Tuch sanft auf das bleiche, friedliche Antlitz gepreßt, als Aufdermauer, ohne die Augen zu öffnen, wie zu einem vor ihm Stehenden sprechend, leise anhob: „Herr Baruch, vergessen Sie keinen — jedes Mündel — am Tage seiner Großjährigkeit — die verabredete Summe — vielleicht schicken die mir einen guten Segen nach — ich kann ihn gebrauchen." Und weiter nach einer langen Pause lispelnd: „Gräfin Monika, ich habe dich sehr geliebt — du warst meine Freude — vergiß nicht meine Lehren — achte auf deine Mädchen — auf Haltung und daß sie nicht einwärts

watscheln und schlingern — wie eine lecke Heringsschuite —“ und reichlicher entflossen die Thränen den auf die fahlen Züge gerichteten Augen.

„Es geht zu Ende mit ihm,“ flüsterte die Bumbootwachtel betrübt Monika zu, „er geriet in sein altes Fahrwasser — ein sicheres Zeichen.“

Hauchähnlich, wie sie gesprochen hatte, waren die Worte doch zu den Ohren des Sterbenden gedrungen. Ein mildes Lächeln schwebte um die blassen Lippen.

„Im richtigen Fahrwasser,“ entwand es sich ihnen kaum noch verständlich — „ich sagte schon immer — Lotte Damerow: einer von uns müßte zuerst den letzten Port anlaufen — Thekla —“ und im nächsten Augenblick neigte die Angerufene sich über das Bett, die erkaltende Hand ergreifend und drückend, „ich sagte es — der Raimund versteht's — solche fixe Kraft zu steuern — Monika — etwas Kühlung —“ und lebhafter schwang diese den Fächer. Wie dadurch beschwichtigt, lag er eine Weile regungslos. Plötzlich eilte es wie Verklärung über sein Gesicht. Er schien mit freundlichen Phantasien zu ringen, und vernehmlich schallte durch das stille Gemach: „Zu Tewani und Joachim — die Brise springt auf — die Seen schäumen — Wachtel — ich komme — alle Hand zum Wenden über Stag! Helm in Lee — los Halsen und Schoten — halt an, laßt gehen! Rosa Tracy“ — er versuchte, die Hand wie zum Gruß zu heben. Das Kinn sank auf die Brust. Braddon und Raimund eilten herbei. Ein Gerechter hatte sein seliges Ende gefunden.

Ende.

Fremdes Gut.

Roman von **Fedor v. Zobeltitz.**

1. (Nachdruck verboten.)

Der Diener schritt noch einmal langsam um den Tisch, rückte hie und da an den Gläsern, glättete eine Serviette, deren kunstreiche Faltenlage sich verschoben hatte, und trat dann zur Seite, um einen letzten Blick über das ganze Arrangement zu werfen.

Es war alles in schönster Ordnung. Die kleine Frühstückstafel war mit höchster Eleganz gedeckt. Das feine Linnen, in das eine breite buntfarbige Bordüre gestickt war, schimmerte in schneeiger Weiße, und in den zahlreichen Gläsern von verschiedensten Formen und aus zartestem Krystall, die vor jedem Gedeck standen, brach sich der durch die Stores fallende Sonnenschein des Frühlingstages. Die Mitte der Tafel nahm ein großes silbernes Trinkhorn auf massivem Untersatze ein, das mit gelben Rosen gefüllt war, und auch über den ganzen Tisch waren Veilchen, Schneeglöckchen und Krokusblüten gestreut.

Es war nur ein verhältnismäßig kleines Zimmer, in dem dieser Frühstückstisch seiner Gäste harrte, aber es paßte in seiner ganzen Einrichtung zu der vornehmen Tafelausstattung. Ein schön geschnitztes Büffett, auf dem

der Diener soeben eine Anzahl Likörfläschchen ordnete, nahm die Längswand ein, und eine Kredenz mit silbernen Humpen und ähnlichen Schaustücken füllte die untere Hälfte der schmaleren Wandfläche, an der ein halb verblichener, sehr schöner Gobelin von altfranzösischer Arbeit hing. Die Stühle aus dunklem Eichenholz waren mit lichtbraunem Leder überzogen, und zudem schmückte das Rückenleder jedes Stuhls ein handgroßes, buntfarbig gepreßtes Wappen: ein geteiltes Schild, unten zwei silberne Balken in schwarzem Felde, oben ein feuerrotes Untier mit mächtigen Pranken — halb Löwe, halb Panther — ein „Pardeltier", wie der Besitzer des Wappens und des hübschen Raumes, Graf Demeter Tokowa, es nannte.

Der Diener, ein dunkelhäutiger junger Bursche, der in serbischer Nationaltracht steckte, klopfte nun leise an die Thür des Nebenzimmers, öffnete sie dann und trat in den benachbarten Salon, in dem fremdartige Waffen an den Wänden hingen und schwere Vorhänge an den Fenstern und Thüren angebracht waren.

Auf einem Diwan, den ein weißgraues Wolfsfell bedeckte, lag eine junge Dame in schmerzverzogener Stellung; sie hatte den dunklen Kopf zwischen die Arme gepreßt, so daß man ihr Gesicht nicht sehen konnte. Die Figur war klein und zierlich, doch von reinstem Ebenmaß, die Toilette nicht reich, aber von auserlesenem Geschmack. Unter dem maisgelben Kleide aus leichter Seide, das am unteren Rande mit nußbraunen Spitzen besetzt war, stahlen sich zwei winzige Füßchen in Halbschuhen hervor.

Der Diener blieb einige Augenblicke stumm und regungslos an der Thür stehen. Er war gut geschult — kein Zug in seinem Gesicht veränderte sich, obwohl sein Herz ein tiefes Mitleid empfand. Dann räusperte er sich leise.

Die junge Dame richtete sich auf, strich mit der Hand über die Stirn und schaute sich mit einem fremden und

weltverlorenen Ausdruck in ihren schönen Augen im Zimmer um.

„Was giebt es?“ fragte sie. „Ist der Herr Graf zurück?“

„Nein, gnädigste Herrin,“ erwiderte der Diener mit seiner eigentümlich sanft klingenden Stimme auf serbisch, so wie er angeredet worden war, „aber die gnädige Komtesse haben mir befohlen, es zu melden, wenn der Tisch fertig gedeckt sei. Es ist alles bereit.“

„Schön, Marko, schön ... Also, es ist alles bereit ... Ja, aber wo bleiben die Herren?“

Sie sagte dies in einförmigem Tonfall, und man sah es ihrem Antlitz an, daß sie nicht wußte, was sie sprach. Und dann strich sie wiederholt mit der flachen Hand über ihre Stirn, die schwarzen Löckchen zurückschiebend, die sich hinter der rosigen Ohrmuschel hervordrängten. Sie blieb dabei sitzen und sah starr vor sich hin.

„Also, es ist alles bereit,“ sagte sie abermals, erhob sich müde und schritt schleppenden Ganges in einen Winkel des Salons, wo unter einem Baldachin aus indischen Geweben ein zweites Ruhebett stand und daneben ein Tischchen, auf dem regellos durcheinander halb aufgeschnittene oder vielmehr nachlässig aufgerissene französische Romane, eine silberne Schale mit Konfitüren, ein Spitzentaschentuch und ein Riechfläschchen aus Krystall mit goldenem Verschluß lagen.

Die junge Dame nahm das Büchschen, öffnete es und sog den scharfen Duft ein. Die Augen hielt sie dabei geschlossen. Ihre Wangen begannen sich langsam rosig zu färben, und als sie die Lider mit ihren langen dunklen Wimpern wieder aufschlug, hatte auch ihr Blick den toten Ausdruck verloren.

„Ich komme, Marko!“

Sie schritt in das Speisezimmer, besah prüfend den

gedeckten Tisch, nickte zufrieden und trat dann wieder in den Salon zurück, wo sie sich, die farbigen Stores auseinanderschlagend, an das Fenster stellte. In glänzendem Sonnenlichte dehnte sich vor ihr das Alsterbecken Hamburgs aus. Auf der blauen Flut wimmelte es von Kähnen, und dicht unter dem Fenster brauste geräuschvoll das Leben der Großstadt vorüber.

Die Komtesse hatte beide Hände auf den Griff des Fensterkreuzes gelegt und lehnte ihren Kopf gegen einen ihrer Arme. Die Haltung war müde und abgespannt, aber auf dem Gesicht lag Erwartung und Sehnen. Ein schönes Gesicht von pikantem Reize und exotischer Eigenart! Der Teint war goldig braun, leicht ins Olivenfarbene spielend, wie er den Südländern eigen zu sein pflegt; dazu ein Profil von edelstem Schnitt: eine schön gewölbte Stirn mit schwarzen, starken Brauen und großen dunklen Augen darunter, wundervollen Augen, die tief und glänzend waren und in ihrer Tiefe ungelöste Rätsel bargen. Es lag etwas Fragendes und Rührendes zugleich in diesen Augen, eine stille Melancholie, die etwas unsäglich Trauriges hatte.

Unten, vor das Hausportal, rasselte jetzt ein elegantes Break, dessen Rappengespann ein junger Herr lenkte, der einen weiten englischen Havelock und einen grauen Cylinderhut trug. Er sprang eilfertig vom Bock, warf dem Groom auf dem hinteren Kutschersitz die Zügel zu und stürmte ins Haus. Marko stand schon bereit und nahm ihm den Havelock ab. Jetzt sah man, daß Graf Tokowa sich noch in dem Jockeykostüm befand, in dem er vor einer halben Stunde seine Fuchsstute „Satanina" auf dem Rennplatze geritten hatte.

Im Salon trat Komtesse Lia — eine Abkürzung für Natalie — ihrem Bruder mit fragender Gebärde entgegen.

„Guten Tag, Dem! Nun —?... Gewonnen?"

Graf Demeter warf sich erschöpft und mit verärgertem Ausdruck auf seinem hübschen brünetten Gesicht in den nächsten Sessel.

„Gewonnen! Jawohl ... dies Beest!" sprudelte er hervor. „War fünf Längen vor dem „Emir" Johnsons, und da bricht mir die „Satanina" vor der letzten Hürde aus! Nicht zu zügeln war sie, nicht zu halten! Hol's der ... Ich kam erst als dritter durchs Ziel!"

„Und der „Ivo"?" fragte Komtesse Lia.

„Der siegte, wie immer! Aber der Preis ist nicht der Anstrengung wert. Zweitausend Mark — eine Lappalie! Und ich hatte so fest auf den Großen Preis gerechnet — so fest! Die Dreißigtausend hätten uns herausreißen können!"

„Du hast noch Zeit, die „Satanina" für die Berliner Meetings anzumelden."

„Hätte ich freilich! Aber ich traue der Bestie nicht mehr. Sie ist tückisch geworden unter der Behandlung Görgeys, den ich viel zu lange im Stalle geduldet habe! Er hat mir die „Satanina" ruiniert mit seiner Brutalität. — Nun, vielleicht ist mir Fortuna beim Hazard holder! Ist das Spielzimmer in Ordnung?"

Die Komtesse nickte, und dabei schoben sich ihre Brauen zu einer dunklen Linie über der Nasenwurzel zusammen.

„Es ist ein elendes Dasein, Dem," sagte sie mit grollender Stimme. „Glücksspiel überall — auf der Rennbahn und am grünen Tisch und im Leben! Ich habe es satt — so satt!"

Sie beschrieb mit dem Zeigefinger ihrer Rechten einen Kreis um den schönen Hals.

Demeter rollte sich eine Cigarette. Er lachte roh auf. „Glaubst du, ich hätte dies Dasein nicht auch längst satt?! Dies kunstreiche Balancieren zwischen Gentleman und Abenteurer!? Diesen ewigen Kampf um das tägliche Brot?"

„Das du ohne die Zuthaten von Champagner und Trüffeln nicht zu verdauen vermagst," fiel sie mit bitterem Lächeln ein.

Aergerlich und nervös schlitzte er mit dem Tuladolche, den er vom Tische genommen, tiefe Furchen in die Lackschäfte seiner Reitstiefeln.

„Los — los!" rief er. „Predige wieder einmal Moral, du Sündenlose! Aber stärke dich vorher an deinem Allheilmittel, damit du auch rechte Worte findest! O du Kluge, du Weise! Möchte dich einmal sehen, käm's wirklich dahin, mit der Armut zu ringen! Möchte sehen, ob du noch leben und atmen könntest, ohne Komfort und Luxus — du, die du nicht einmal weißt, wie man ein Knöpfchen ans Kleid näht! Du Kluge, du Weise!"

Er lachte wieder, und während dieses brutal klingenden Lachens veränderten sich seine Züge, — sein ganzes, schön und aristokratisch geschnittenes Gesicht nahm einen häßlichen Ausdruck an.

Lia entgegnete nichts, sondern wandte sich schweigend ab. Ihr Bruder paffte aus der Cigarette rasch ein paar Züge in die Luft, erhob sich dann und trat hinter sie, ihre Taille umschlingend.

„War wieder einmal heftig, Kleine," sagte er sanfter, „aber — heil'ge Madonna, ich bin es auch überdrüssig, auf dem Drahtseil zu tanzen! Ich sehne mich wie du nach Ruhe! Wahrhaftig, ich möchte vernünftig werden — schon längst! Du weißt, wie ich Angel und Köder ausgeworfen habe, einen Goldfisch zu schnappen — aber es beißt keiner an! Man traut uns nicht! Serbischer Adel, exotische Ware, — man traut uns nicht! Ich habe genug an den drei Körben, die ich mir bereits geholt habe! Reißen alle Stränge, so flüchten wir nach Paris zurück. Da schlägt das Leben höhere Wellen und da ist man weniger skrupulös! Was mich hier festhält, ist einzig

noch Max Schrader. Daß er vernarrt in dich ist, steht bombenfest, und er ist schwer reich. Sein Alter wenigstens — ich habe mich genau erkundigt! Millionenschwer! Heiratest du Max, sind wir aus allen Schwierigkeiten!"

Er sah seine Schwester prüfend von der Seite an. Sie war sehr blaß geworden, und ihre Stirn hatte sich in Falten gelegt.

Plötzlich riß sie sich los. „Laß mich in Frieden mit deinen Kuppelplänen!" rief sie erbittert, während ihre Augen zornig blitzten. „Ich will nicht das Opfer deiner Berechnungen werden — ich bin Herrin über mich selbst! Und alle Heiligen seien gelobt, daß ich es noch bin!"

Demeter zuckte mit den Schultern. „Es ist mir nie eingefallen, dich bevormunden zu wollen," entgegnete er; „ich wünschte aber wohl, du wähltest dir die Klugheit und die Vernunft zu deinen Vormündern.... Doch still jetzt. Ich höre, daß unten ein Wagen hält, — es wird Max mit seinen Begleitern sein. Willst du die Herren gnädigst empfangen, während ich die Toilette wechsle!"

Er verneigte sich ironisch und verließ, die Cigarette zwischen den Lippen, das Zimmer.

2.

Vor dem Portale des großen, sehr eleganten Mietshauses am Alsterbassin hielt eine Mail-Coach, von deren Verdeck drei Herren herabkletterten, zwei jüngere und ein älterer. Der letztere, gleich den anderen mit außerordentlicher Sorgfalt gekleidet, war der Besitzer des Wagens, Bankier James Behrend, und hatte ein intelligentes, wenn auch etwas verlebtes, scharf geschnittenes Gesicht. Von den beiden jungen Leuten war der eine, Herr v. Emsteeg, aktiver Offizier und zudem ein auf allen Rennbahnen bekannter Herrenreiter; der zweite, ein junger Kaufmann Namens Max Schrader, machte zur Zeit eine Uebung als

Reserveleutenant bei dem gleichen Regimente durch, dem auch Emsteeg angehörte.

Alle drei kamen von der Rennbahn und standen im Begriff, einer Einladung des Grafen Tokowa zum Frühstück zu folgen. Emsteeg hatte im Flachrennen ein Pferd des Bankiers Behrend geritten. Der junge Offizier war, ebenso wie Schrader, dessen Dienstübung mit dem heutigen Tage ihren Abschluß erreichte, in Zivil; obwohl er viel mit dem Serben verkehrte, hatte man ihn noch nie in Uniform mit Tokowa zusammen gesehen. Er vermied das. Er wußte durch den serbischen Konsul, daß die Tokowas zwar zu den ersten Geschlechtern ihres Landes zählten, aber es war laut geworden, daß Tokowa ein leidenschaftlicher Spieler war, und dieses Gerücht bewog Emsteeg, vorsichtig zu sein.

Die drei Herren stiegen die Treppe hinauf. Marko nahm ihnen die Ueberzieher ab und riß dann die Salonthür auf. Die Herren traten ein und wurden von der Komtesse begrüßt. Emsteeg, der ein scharfer Beobachter war, bemerkte, daß ihre Wangen sich höher färbten, als sie Schrader die Hand reichte, die dieser unter tiefer Verneigung nahm. Wenige Minuten später erschien auch Graf Demeter, dann schritt man zu Tisch.

Die Komtesse, als Leiterin des kleinen, aber mit feinstem Geschmack eingerichteten Hauswesens, führte den Vorsitz bei der Tafel. Rechts von ihr saß James Behrend, links Schrader.

Der behäbige Bankier, der noch vor fünf Jahren ein armer Schlucker gewesen war und dem eine Reihe glücklicher Spekulationen ein großes Vermögen in den Schoß geworfen, hatte seine weltmännischen Talente erst mit seinem wachsenden Reichtum entdeckt. Und da er Geld genug besaß, seinen Stall mit dem herrlichsten Pferdematerial zu füllen, so wurde es ihm selbst nicht schwer,

Eingang auch in die besseren Turfkreise zu finden, — um so weniger, als seine einzige mangelhaftere Charaktereigenschaft seine Eitelkeit war. Und die ließ man sich schon gefallen. Im übrigen war er Witwer und kinderlos und pflegte berühmte Herrendiners zu geben.

Er beteiligte sich nicht allzu lebhaft an der Unterhaltung, warf aber zeitweise einen beobachtenden Blick zu dem jungen Schrader herüber, der mit der Komtesse fast unausgesetzt plauderte. Schrader mochte Ende der Zwanziger sein und war seiner Erscheinung und seinem ganzen Wesen nach ein höchst sympathischer Mensch. Seine große, elegante Erscheinung hatte etwas Straffes und Militärisches, aber auf dem offenen, hübschen und gutmütigen, von schlicht gescheiteltem blondem Haar umrahmten Gesicht lag eine gewisse Müdigkeit, ein schlaffer Zug, wie ein rasches Leben ihn leicht den Physiognomien junger Leute aufprägt. Nur, wenn er sich mit der Komtesse unterhielt, wie im Augenblick, lag Bewegung, Interesse und Freude auf seinem Antlitz; dann blitzte auch das blaue Auge lebhafter, und häufiger flog ein Lächeln um den Mund, dessen Winkel sich oft recht schwermütig senken konnten.

„Also Sie sind lange nicht im Theater gewesen, Komtesse?“ fragte Schrader, die Unterhaltung fortführend, selbstverständlich in deutscher Sprache, die das Geschwisterpaar ebenso flüssig und accentfrei sprach wie das Serbische und noch verschiedene andere Sprachen.

„Lange nicht,“ erwiderte sie. „Das letzte Mal vor etwa vier Wochen, in Augiers „Goldprobe“. Kennen Sie das Drama?“

„Gewiß. Eine feine und geistreiche Arbeit. Wie wunderbar wird darin an dem Helden die fortschreitende sittliche Entartung geschildert, der er infolge seiner unerwarteten Millionenerbschaft verfällt! Nie sind meiner Ansicht

nach die Gefahren des Reichtums geistvoller und tragischer zum Ausdruck gebracht worden!"

„Ich verpflichte mich, alle Gefahren des Reichtums mit größter Standhaftigkeit und unerschütterlichem Mute zu überwinden," warf James Behrend ein.

„Es besitzt aber nicht jeglicher eine so große Charakterstärke und dabei so treffliche Magennerven wie Sie, Mister James," entgegnete Schrader lachend. „Ich glaube übrigens, daß eine Armutsprobe an die Charakterfestigkeit des einzelnen noch erheblich schärfere Zumutungen stellen würde als eine Goldprobe. Plötzliches Glück läßt sich immer noch besser ertragen als plötzliches Unglück."

„Ich ziehe jedenfalls das erstere vor," bemerkte Herr v. Emsteeg, und die Komtesse sagte, die Armringe an ihren Handgelenken zurückschiebend:

„Sollte eine Armutsprobe, wie Sie sich ausdrücken, Herr Schrader, das heißt ein plötzlicher Umschlag aus glänzenden äußeren Lebensverhältnissen in sorgenvolle Bedürftigkeit für einen Mann von freiem Geiste und seelischer Kraft wirklich so schwer zu ertragen sein?"

„Für einen in der That großgeistigen und innerlich gefesteten Menschen wohl kaum," entgegnete Schrader. „Ich meine sogar, ich selbst, der ich nicht Anspruch auf Großgeistigkeit und besondere Charakterstärke erhebe, würde mich unschwer in kleinliche Verhältnisse hineinfinden, wenn ich das Unglück haben sollte, mein Vermögen zu verlieren. Ich glaube, es gehört nur Mut und Arbeitslust dazu, den Tücken des Schicksals zu trotzen — und beides besitze ich."

Graf Demeter erhob drohend den Zeigefinger. „Nicht zu stolz, lieber Schrader!" lachte er. „Vergessen Sie nicht, daß sich die Neigungen, die man sich in einem behaglichen Dasein angeeignet hat, recht schwer vergessen lassen! Nehmen Sie einmal an, Sie wachten morgen früh arm wie eine Kirchenmaus auf — was würden Sie thun?"

„Mir eine meinen Fähigkeiten entsprechende Thätigkeit suchen, von der ich leben könnte."

„Schön; und weiter angenommen, Sie fänden eine solche, meinetwegen als Commis in einem Bankhause, mit hundert Mark Monatsgehalt. Würden Sie, der Sie an ein Dasein gewöhnt sind, das das Versagen irgend eines Wunsches kaum kennt, es nicht vorziehen, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen, also freiwillig aus einem Leben zu scheiden, das Ihnen nichts, gar nichts mehr bieten kann?"

In die hellen blauen Augen des Gefragten trat ein Ausdruck tiefen Ernstes. „Nein. Ich halte jeden für feige, der an Selbstmord denkt, weil es ihm an Mut gebricht, den Kampf mit dem Dasein aufzunehmen.... Sie fragen: was kann Ihnen als verwöhntem Menschen ein Leben noch bieten, in dem Sie allenfalls vor Hunger geschützt sind, sich sonst aber jeden Wunsch, auch den kleinsten, versagen müssen? — O, es bietet mir viel, Graf, sehr viel — es bietet mir vor allem die Hoffnung, mich durch Arbeit wieder in bessere Verhältnisse bringen zu können, in Verhältnisse, die mir gestatten, auf Wünsche aus alter Zeit zurückzukehren."

„Es klingt ganz hübsch, was Sie da sagen," antwortete Graf Demeter, „und Sie haben auch recht. Ganz gewiß! Aber es sind trotzdem nur Theorien. In Wirklichkeit würden Sie sich sehr unglücklich fühlen, wenn Sie nicht mehr wie bisher an einem eleganten Tische speisen, nicht mehr in komfortablen Räumen wohnen, sich nicht mehr mit Geschmack kleiden und nicht mehr Ihren Liebhabereien nachgehen könnten! Mordsunglücklich würden Sie sein!"

Schrader schwieg eine kleine Weile. Er schwankte, ob er das Gespräch weiterführen sollte, unter Leuten, die ihn kaum verstanden, die die Sonderart seines Wesens

nicht begriffen. Aber er fing einen fragenden Blick seiner schönen Nachbarin auf, um derentwillen allein er die Einladung Tokowas angenommen hatte, und dieser Blick bestimmte ihn zu einer Antwort.

„Ich glaube, Sie irren sich, Graf,“ sagte er; „aber es ist begreiflich, da Sie mich nur oberflächlich kennen. Ich könnte mich in der Armut nicht unglücklicher fühlen als jetzt, im Reichtum. In der That, ich fühle mich unglücklich, weil ich durchaus unbefriedigt bin.“

„Ah — Donnerwetter — das ist stark!“ rief Behrend, „das ist sehr stark! Unbefriedigt, wenn man alles — alles hat und haben kann!“

„Eben deshalb, lieber Herr Behrend,“ fuhr Schrader fort, „die Naturen sind ja doch nun einmal verschieden! Es mag heuchlerisch klingen, aber ich versichere Sie, es ist mir bitterer Ernst: dieses verwünschte Wohlleben, das meine ganze Arbeitskraft lähmt, macht mich seelisch elend! Ich verachte es und mich dazu, weil ich zu schwach bin, es aufzugeben, und zu energielos, mich freiwillig von der Last meines Reichtums zu trennen.“

„Ich würde Ihnen den Vorschlag machen, mich zu adoptieren,“ fiel Herr v. Emsteeg ein, „oder auf irgend eine andere Weise Ihre goldene Last auf meine Schultern abzuwälzen, wenn ich nicht fürchten müßte, daß Ihr Herr Vater über diesen Vorschlag recht wenig erfreut sein würde.“

„Scherz beiseite, Emsteeg,“ sagte Schrader, „ich würde mich wirklich nicht in Klagen erschöpfen, wenn ein unglücklicher Zufall mich plötzlich arm machen wollte. Ich bin überzeugt, daß ich erst dann mich meines Menschentums erfreuen könnte. ... Ah, Sie lachen, meine Herren, und doch spaße ich nicht! Es ist völlige Wahrheit, was ich sage! Ich bin überzeugt, daß nur die Arbeit Glück ist!“

„So arbeiten Sie doch!" rief Behrend, ein Stück Gänseleberpastete zerlegend. „Ich arbeite auch. Ich hacke jeden Morgen meine Portion Holz klein und hole mir den Wein persönlich aus dem Keller. Das hat mir Schweninger verordnet, und es bekommt mir famos!"

„Gott mit Ihnen, Mister James," lachte Schrader, „und erhalte Ihnen der Himmel Ihre Gesundheit! Welch Glück, daß der Begriff Arbeit so verschieden gedeutet werden kann!"

„Pardon, Herr Schrader," wandte die Komtesse ein; „Sie erzählten mir einmal, Sie hätten in Paris und London das Bankfach studiert, und Sie sind meines Wissens noch vor kurzem im Rothschildschen Hause in Wien thätig gewesen, — haben Sie dort die Arbeit nicht kennen gelernt?"

„Nein, Komtesse, leider nicht," erwiderte der Gefragte. „Ich war überall als Volontär, das heißt ich sollte das Leben und Treiben in den großen Handelshäusern der Weltstädte kennen lernen und nebenbei meine Sprachkenntnisse erweitern. Wirklich gearbeitet habe ich nirgends — hab' ich bis heute überhaupt noch nicht. Ich galt überall als der Sohn eines reichen Vaters, — meine Vorgesetzten bekümmerten sich nicht um mich oder sahen mir durch die Finger, und da bummelte ich denn lustig ins Leben hinein, bis — mir dies Bummelleben schließlich unerträglich geworden ist. Ah jawohl — unerträglich!" Er schaute einige Augenblicke stumm und träumerisch vor sich hin und lachte dann kurz auf. „Wechseln wir einmal das Thema," fuhr er, sein Glas leerend, fort; „es ist nicht gut, daß sich der Mensch allzu viel mit sich selbst beschäftige! Ich finde, das Pardeltier im Wappenschilde auf Ihren Stühlen sieht heut ganz besonders ingrimmig aus, Graf Demeter, — hat es seine Gründe?"

„Es mag sich über meine Rennniederlage geärgert haben," scherzte der Angeredete.

Der Diener reichte die Poularden herum, und der kleine Groom füllte die Spitzkelche mit Cliquot. Der Graf verneigte sich ritterlich vor seiner Schwester und bat sie, mit ihm das Glas auf das Wohl ihrer Gäste zu leeren. In diesem Augenblick schlug draußen die Glocke an, und unmittelbar darauf überreichte Marko dem jungen Schrader auf einer silbernen Platte ein Telegramm, das die Wirtin Schraders diesem nachgesandt hatte.

„Darf ich es öffnen?" fragte der junge Mann und riß nach allseitiger Zustimmung das blaue Couvert auf. Eine leichte Blässe flog über sein Gesicht.

„Etwas Unangenehmes, Schrader?" rief der Graf über den Tisch.

„Ja — leider! Der Prokurist unseres Hauses telegraphiert mir, daß mein Vater plötzlich schwer erkrankt und meine Anwesenheit nötig sei. Wie gut, daß meine Uebung beendigt ist! Wann geht der Abendzug über Berlin nach Breslau? Kann ich ihn noch erreichen?"

„Gewiß," versicherte Herr v. Emsteeg. „Der Kurierzug fährt um sieben Uhr zwanzig ab und ist um Mitternacht in Berlin. Dort haben Sie direkten Anschluß, können also morgen früh in Breslau sein."

Schrader erhob sich; er war unruhig geworden, und seine Augen flackerten.

„Seien Sie mir nicht böse, Komtesse," sagte er, „wenn ich Sie um die Gunst bitte, mich jetzt schon zurückziehen zu dürfen. Ich habe noch meine Sachen zu packen und bin zudem so erregt, daß ich fürchten muß, meine Gegenwart würde den Frohsinn dieser Runde nur stören. Ich begreife diese Hiobspost gar nicht! Mein Vater steht erst im Anfang der Sechziger und war stets die Rüstigkeit selbst."

Bleicher noch als Schrader war die Komtesse geworden. Auch sie hatte sich erhoben und reichte ihm die kleine

Rechte, während sie sich mit der anderen Hand auf die Tischplatte stützte. Sie schloß plötzlich die Augen und zitterte heftig, als überkomme sie eine Ohnmachtsanwandlung.

Aber ihr Wille siegte über die körperliche Schwäche. „Gott und die Heiligen werden das Schwerste verhüten," sagte sie. „Leben Sie wohl, Herr Schrader!" Und als er sich tief verneigte, fügte sie mit leise vibrierender Stimme hinzu: „Sieht man Sie wieder —?"

Beider Augen trafen sich, und sie verstanden sich beide.

„Bald, Komtesse," entgegnete Schrader lebhaft, „so der Himmel will, sehr bald! Jedenfalls lasse ich schon nächster Tage von mir hören."

„Ich werde Ihnen dankbar dafür sein," antwortete sie.

Schrader verabschiedete sich rasch von den übrigen. Ein jeder hatte ein Wort der Teilnahme, — der junge Mann hörte es nicht. Das angstvoll fragende „Sieht man Sie wieder?" klang ihm noch immer im Ohre. Eine letzte Verbeugung vor der Gesellschaft, und gleichzeitig ein letztes Ineinanderschmelzen der Blicke Schraders und der Komtesse, — dann schloß sich die Thür hinter dem jungen Manne.

Die Unterhaltung am Frühstückstische war einsilbig geworden. Man sprach viel über den unliebsamen Zwischenfall. Herr v. Emsteeg fragte, ob einer der Anwesenden den Vater Schraders kenne. Behrend, der Allerweltsmensch, hatte vor Jahren einmal mit ihm zu thun gehabt. Er erzählte, daß der alte Schrader ein liebenswürdiger, jovialer Herr sei, „mit einem Stich ins Leichtblütige", übrigens sehr angesehen, sehr reich, sehr solide als Geschäftsmann. Und er habe den guten Ruf seiner Firma sich selbst zu verdanken, er habe mit nichts angefangen.

Die Komtesse hörte schweigend zu. Sie sprach nur, wenn sie direkt angeredet wurde. Sie war noch immer sehr bleich, und ihre Finger zupften nervös an der Ser-

viette. Sie atmete auf, als ihr Bruder ihr zuwinkte, die Tafel aufzuheben, und als die Herren sich in das Rauchzimmer zurückzogen. Demeter wollte ihnen dorthin folgen, aber die Komtesse hielt ihn zurück.

„Ein Wort, Dem,“ flüsterte sie, „komm in den Salon!“

Sie traten in das Nebengemach. Dort faltete sie die Hände über der Schulter ihres Bruders und sah ihn mit einem flehentlichen Blicke an; „gieb mir meine Arznei!“

„Nein,“ sagte er hart und machte sich los. „Willst du zurück in die Anstalt? Hast du vergessen, was dir der Arzt angedroht hat?“

„Ich weiß es, — ich weiß es,“ erwiderte sie hastig und mit fliegendem Atem, „ich folge auch den Befehlen des Arztes — ich bin gehorsam — — aber heute, gerade heute — o, ich bin so elend heute, Dem, so elend! Und ich möchte das Herz beruhigen, möchte Schlaf finden.“

Sie umschlang Demeter und küßte ihn.

Eine weiche Rührung quoll in der Brust des jungen Mannes auf. Bei seinem regellosen Leben hatte er sich eine tiefe Liebe zu seiner Schwester bewahrt. Er hätte sie so gern glücklich gewußt, und er wußte doch, daß sie sehr unglücklich war.

Er nahm sie zärtlich in seine Arme. „Höre, Lia,“ sagte er, „ich werde dir die Dosis geben, die der Arzt für Ausnahmefälle gestattet hat, eine verdünnte Lösung, die deinen Nerven aber Ruhe schaffen wird. Ich verlange jedoch Antwort auf eine Frage!“

„So frage!“

Er stellte sich so vor sie hin, daß er ihr voll in die schwarz aus dem blassen Gesicht hervorleuchtenden Augen schauen konnte.

„Sage mir, ob du Max Schrader liebst?“

Sie wechselte jäh die Farbe und senkte den Blick. „Du weißt es ja,“ flüsterte sie kaum hörbar.

Ueber seine Züge flog eine rasches Leuchten des Triumphes. „Dann wird er wiederkommen," sagte er, „und dann — o, dann wird endlich ein neues Leben beginnen können! ... Nun deine Arznei!"

Er ging in sein Schlafzimmer und entnahm einem verschlossenen Ebenholzschranke ein kleines, schmales Etui, in dem eine winzige silberne Spritze lag. Diese füllte er mit einer klaren Flüssigkeit, die in einer gewöhnlichen Medizinflasche neben dem Etui im Schranke stand. Auf der Etikette dieses Fläschchens sah man das Giftzeichen der Apotheker, einen Totenkopf mit zwei gekreuzten Knochen darunter, und die Aufschrift „Morphium".

Nachdem der Graf die Flasche wieder sorgfältig verschlossen hatte, legte er die gefüllte Spritze in das Etui zurück und trug das letztere zu seiner Schwester hinüber. Schon beim Anblick dieses kleinen Instruments flog ein glückliches Lächeln über das Gesicht der Komtesse.

„Dank, Dem!" rief sie, „tausend Dank! Nun werde ich Ruhe finden!"

Sie nahm das Etui und zog sich in ihr Schlafzimmer zurück.

3.

Schrader hatte sich in eine Droschke geworfen und war nach seiner Wohnung gefahren. Seine Koffer waren schnell gepackt; schon tags zuvor hatte er seine dienstlichen Abmeldungen gemacht, und da sich eine Verabschiedung von den einzelnen Kameraden in der Hast nicht mehr ermöglichen ließ, so wollte er ihnen von Breslau aus schreiben. Im übrigen hoffte er, bald, wenigstens auf kurze Zeit, nach Hamburg zurückkehren zu können.

Er traf noch zeitig genug auf dem Bahnhof ein, in aller Bequemlichkeit sein Gepäck expedieren und sich eine Fahrkarte erster Klasse nach Breslau lösen zu können. Als er in den Wagen stieg, drückte er dem Schaffner ein

Trinkgeld in die Hand und bat ihn, ihn allein zu lassen, aber kurz vor Abfahrt des Zuges wurde die Thür noch einmal hastig aufgerissen. Ein junger Herr stürzte herein, trat in der Eile Schrader recht empfindlich auf die Füße, stolperte dann und schlug mit seinem Handgepäck der Länge nach auf den Boden.

„Donnerwetter," fluchte er, „ah, vielen Dank, mein Herr — es geht schon!" — Schrader war ihm zu Hilfe gesprungen und hatte ihn aufgerichtet. Der Fremde reckte und streckte sich und suchte dann seine Siebensachen unter beständigem Schimpfen zusammen. „Hätte mir alle Knochen brechen können," murmelte er in sich hinein, „muß ein paar blaue Flecke auf den Schienbeinen haben — der ganze Kopf dröhnt mir! Der ganze Kopf, mein Herr," fuhr er lauter, zu Schrader gewendet, fort, der es sich bereits in einer Ecke bequem gemacht hatte; „hoffentlich habe ich mir keine Gehirnerschütterung zugezogen!" Er rieb sich mit der flachen Hand den kurz geschorenen blonden Scheitel. „Es scheint nicht — der Gedankenapparat funktioniert noch — zum Heile meiner Regierung und mir selbst zum Trost. ... Nochmals verbindlichen Dank, mein Herr, für Ihre Hilfe —"

„Aber ich bitte Sie," fiel Schrader ein, „Nächstenpflicht! Sie hatten es etwas eilig."

„Verwünscht eilig, sage ich Ihnen," fuhr der andere fort, seinen Handkoffer aufschließend; „ich bin heute früh von Kopenhagen gekommen und wurde von einem lieben väterlichen Freunde in Empfang genommen, der mich einlud, mit ihm ein bißchen bei Pfordte zu frühstücken. Was soll ich Ihnen sagen — das Frühstück hat bis jetzt gedauert, von elf bis acht. Fabelhaft, was so ein Hamburger Senator aushalten kann! Der Mann ist über die Sechzig und nimmt's noch mit dem Jüngsten auf. ... Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Baron Rasmus,

Legationssekretär — bei der dänischen Gesandtschaft in Berlin. . . . Erlauben, daß ich ein wenig Toilette mache —?"

Schrader nannte seinen Namen und bat den Baron, sich nicht zu genieren.

Der junge Herr zog Paletot und Jackett aus und schlüpfte in einen gesteppten Morgenrock, den er aus seinem Koffer nahm. Dann entledigte er sich seiner Stiefel und zog pelzgefütterte Schuhe aus Saffianleder über die Füße, und über den Kopf schließlich noch eine seidene Nachtmütze, die beide Ohren bedeckte. Hierauf streckte er sich lang auf dem Polster aus, bedeckte sich mit einem Plaid, schob sich ein Lederkissen unter den Kopf und steckte sich, grunzende Töne des Wohlbehagens ausstoßend, eine Cigarette an, deren feiner Duft sofort den ganzen Raum erfüllte.

„Vielleicht auch Cigarette gefällig?" fragte er.

„Danke sehr," erwiderte Schrader; „ich bin so ermüdet, daß ich nicht mehr recht im stande bin, zu rauchen."

In Wahrheit hatte er keine Lust, sich auf eine Unterhaltung mit dem Fremden einzulassen. Er lehnte sich tiefer in die Ecke zurück und schloß die Augen. Allerhand Bilder flogen an ihm vorüber, eine bunte Reihe von Erinnerungen, indes der Zug mit rasender Schnelligkeit durch das Flachland brauste und sich die Räder unter rhythmisch klingendem Geräusch um ihre Achsen drehten.

Max Schrader hatte nicht gelogen, als er am Frühstückstische den Freunden erzählt, wie überdrüssig er seines Drohnenlebens geworden sei. Er sehnte sich nach befriedigender, wenn auch noch so anstrengender Thätigkeit. Sie war ihm bisher nicht vergönnt worden. Mehr als einmal hatte er in den letzten Jahren seinen Vater gebeten, ihn als Teilhaber in das große Bank- und Wechselgeschäft aufzunehmen, dessen Firma der alte Philipp Schrader allein repräsentierte, aber der Vater hatte immer

neue Gründe gefunden, den Wunsch seines Sohnes abschläglich zu bescheiden. Max sollte sich die Welt ansehen, sollte das Räderwerk in anderen großen Handelshäusern kennen, mit Menschen umzugehen lernen, — allein das waren bloße Ausflüchte. Max glaubte den eigentlichen Grund zu kennen, der seinen Vater veranlaßte, ihn von sich fern zu halten. Philipp Schrader war, seit zwanzig Jahren verwitwet, inmitten eines Geschäfts stehend, dessen gut eingearbeiteter Mechanismus von selbst weiterging, ohne daß er sich viel darum zu kümmern brauchte, im Laufe der Zeit zu einem Lebemann geworden, dem es peinlich gewesen wäre, der beständigen Beobachtung seines Sohnes ausgesetzt zu sein. So hielt er es denn in dem Egoismus, der ihm eigen war, für zweckmäßiger, Max fern zu halten. Die Jahre würden vergehen und mit dem zunehmenden Alter würde sich auch seine Lebenskraft erschöpfen; da war es noch immer Zeit genug, Max heranzuziehen und die Führung des Geschäfts in seine Hände zu legen.

Max hatte nie sonderlich mit dem Vater sympathisiert; mit der Zeit aber war die Entfremdung zwischen den beiden immer stärker geworden. Sie ähnelten sich auch nur äußerlich, geistig wenig.

Dem jungen Manne war es eine große Freude gewesen, als ihm die Einberufungsordre zu einer achtwöchentlichen Uebung nach Wien nachgesandt wurde, wo er zur Zeit als Nichtsthuer im Hause Rothschild angestellt war. Die militärische Strenge, das absolute Fügen in die Befehle der Vorgesetzten und auch die körperstärkenden Uebungen in freier Luft thaten seinem inneren und äußeren Menschen wohl. Er sah nun wenigstens, daß er vor jenem eisernen Muß nicht zurückschreckte, und daß er nicht zusammenbrach, wenn die Notwendigkeit ihn mit eherner Faust packte. Er fühlte, daß seine Energie noch nicht ganz ge-

schwunden war, daß er hätte arbeiten können, wenn man ihn auf den rechten Platz gestellt und ihm die rechte Arbeit gegeben haben würde!

Nun aber wollte er sie sich schaffen. Er wollte heiraten, und damit trat an seinen Vater die Verpflichtung heran, ihn entweder ins Geschäft zu nehmen oder aber ihm die Mittel zur Begründung eines eigenen zu geben.

Durch Herrn v. Emsteeg war Max in Hamburg mit dem Grafen Tokowa und seiner Schwester bekannt geworden. Er hatte die beiden anfänglich zu jener Sorte aristokratischer Abenteurer gerechnet, wie sie in allen Großstädten zu finden sind, und hatte sich auch in diesem Sinne Emsteeg gegenüber ausgesprochen. Aber der vorsichtige und diplomatische Offizier hatte längst eingehende Erkundigungen über das serbische Geschwisterpaar eingezogen, und diese Erkundigungen widersprachen allerdings der Annahme, daß man es mit Abenteurern gewöhnlichen Schlages zu thun habe. Ein Oheim des Grafen war Premierminister König Milans gewesen, auch der Vater hatte eine Hofcharge bekleidet, war aber infolge irgend einer Kabale gestürzt worden und hatte sich auf seine Güter zurückgezogen. Das war's, was man wußte. Im übrigen führte Graf Tokowa Papiere und Empfehlungen mit sich, die jeden Verdacht ausschlossen. Er selbst erzählte, daß er gezwungen worden sei, sich mit seiner Schwester eine Reihe von Jahren im Auslande aufzuhalten, da sie sich beide bei einer Verschwörung zu Gunsten der Königin Natalie politisch kompromittiert hätten; über diese Angelegenheit müsse erst Gras wachsen, bevor sie nach Serbien zurückkehren könnten. Auch die Geschichte von jener Verschwörung wurde vom serbischen Konsul in Hamburg, der sich auf Wunsch Emsteegs über die Verhältnisse des Geschwisterpaars bei einem Geschäftsfreunde in Belgrad brieflich erkundigt hatte, als richtig bestätigt.

Graf Demeter, der Offizier gewesen war, hatte den Dienst quittieren müssen und war dann plötzlich verschwunden. Er besaß Güter „irgendwo an der türkisch-bulgarischen Grenze", und man glaubte, er hause dort, bis er eines Tages in Begleitung seiner schönen Schwester in Paris gesehen wurde.

Der Name des Grafen war Emsteeg zuerst in den Rennberichten über die großen französischen Meetings aufgefallen. Es war ein neuer Name für die Sportswelt, und er führte sich rasch genug glänzend ein. Vor allem waren es seine beiden Hindernisrenner „Ivo" und „Satanina", die Tokowa bekannt machten und ihm große Summen einbrachten — Summen, von denen allein er jahrelang ein Leben auf großem Fuße hätte führen können, wenn er auch nicht persönlich bemittelt gewesen wäre. Ob er dies war — darüber gingen die Meinungen auseinander. Er tauchte eines schönen Tages in Hamburg auf, mit einem halben Dutzend außerordentlich schöner Pferde, und erklärte, er wolle hier für das nächste Jahr seinen Aufenthalt nehmen, um sich von der Hafenstadt aus auf den deutschen Rennplätzen einzuführen. Er richtete sich behaglich und luxuriös ein. Seine Schwester führte das Hauswesen, und ihr zur Seite stand noch eine ältere Dame mit walachisch klingendem Namen, die man indessen selten zu Gesicht bekam, da sie an einer ewigen Migräne litt und beständig fror. Graf Demeter fand rasch einen ihm zusagenden Umgangskreis in der Hamburger Lebewelt, aber obwohl man durchaus keinen stichhaltigen Grund hatte, ihm zu mißtrauen, vermieden die besseren Kreise jener Gesellschaft es doch, allzu intim mit ihm zu werden. Sein Hang zum Spiel, dem er sich mit rückhaltloser Leidenschaft hingab, machte auch diejenigen stutzig, die selbst gern dann und wann am Hazardtische ihre Nerven in Erregung zu bringen pflegten.

Die Komtesse wohnte den kleinen Diners, die ihr Bruder dann und wann gab, und denen immer ein bis an den Morgen sich ausdehnendes Spiel folgte, nur selten und nur auf besonderen Wunsch Demeters bei. Als aber Schrader einmal des Abends zu einer Theestunde geblieben war, bat sie ihn, über ihre Vereinsamung klagend, sich doch öfters zu zeigen und die Dämmerung mit ihr zu verplaudern. Er that dies nur zu gern, denn sein Interesse für das schöne Mädchen wuchs mit der näheren Bekanntschaft. Demeter war selten des Abends zu Haus, doch war an den ersten dieser Theeabende die alte Ehrendame zugegen gewesen, dann aber verschwand auch sie — sie fror, hatte Migräne und mußte im verdunkelten Zimmer das Bett hüten. Aber die Komtesse empfing Max auch allein; sie nahm keine Rücksicht auf die gesellschaftliche Gepflogenheit, die einer jungen Dame den Besuch eines jungen Herrn verbietet.

Man plauderte an diesen Abenden über hunderterlei in leichter und ungezwungener Weise. Komtesse Lia sowohl wie auch Max hatten viel von der Welt gesehen, und der Austausch der Eindrücke gab zu neuen Anregungen Anlaß. Oft auch erzählte die Komtesse von ihrer serbischen Heimat, an der sie mit schwärmerischer Liebe hing, und immer glitt ein Hauch von Melancholie über ihre Züge, sprach sie von der Stätte ihrer Geburt, einem kleinen, in das schwarze Dickicht träumerischer Wälder vergrabenen Kastell an der türkischen Grenze.

Da die Komtesse sehr musikalisch war, so verging selten ein Abend, an dem sie sich nicht an den Flügel setzte, um ihren Gast durch den Vortrag einiger Musikstücke zu erfreuen; häufig sang sie auch, sich selbst begleitend, mit ihrer weichen, sympathischen Altstimme serbische Volkslieder. Das, was Max an diesem schönen Mädchen aber am meisten bezauberte, war die Schlichtheit ihres Sich=

gebens und die ungezwungene Natürlichkeit ihres Auftretens. Es dauerte nicht lange, und sein Herz war Feuer und Flamme für die Komtesse. Er litt unter seiner Verliebtheit, aber es war ein süßes und seliges Leiden.

Den unzweideutigen Beweis dafür, daß Lia ihn wiederliebte, hatte er erst heute bei der Verabschiedung von ihr empfangen. Ihre zitternde Frage: „Sieht man Sie wieder?" — ihr Erblassen und das Vibrieren ihrer Stimme hatten ihm Gewißheit gegeben. Und mit dieser Gewißheit war auch die Energie des Handelns über ihn gekommen. Er wollte ernsthaft mit seinem Vater sprechen, wollte sich eine Stellung schaffen und dann nach Hamburg zurückkehren, um persönlich um Komtesse Lia zu werben. Er hatte ein so festes Vertrauen zu ihrer Liebe, daß er sicher war, sie würde sich auch über die Schranken der Geburtsunterschiede hinwegsetzen, zumal da sie eine Fremde war und ihm selbst einmal gesagt hatte, daß sie vater- und mutterlos und mit ihren serbischen Verwandten zerfallen sei. Mit dem Grafen Demeter hoffte Max schon fertig zu werden; er war scharfsichtig genug, zu fühlen, daß Dem ihrer stillen Liebe durchaus kein Hindernis in den Weg stellte, und er war auch weltklug genug, sich zu sagen, daß nur sein Reichtum ihm in den Augen des Grafen die gesellschaftliche Gleichberechtigung gab.

Endlich schlummerte Max ein; das einförmige Getöse des über die Schienen fliegenden Zuges hatte ihn schläfrig gemacht. Auch sein Gegenüber, der dänische Baron, ruhte längst in Morpheus' Armen.

Endlich kreischte die Lokomotive so gellend, daß die Schläfer unsanft aus ihrer Ruhe gerüttelt wurden. Eine Reihe heller Laternen huschte an den Fenstern vorüber, der Zug fuhr langsamer.

„Schon Berlin?" gähnte Herr v. Rasmus, seine seidene Schlafhaube von den Ohren ziehend. „Donner-

wetter, und ich bin hundemüde — und ich habe mir Magnussen, Löwenscjold und den kleinen Crusenstolpe auf den Bahnhof bestellt, und ich habe — Donnerwetter, da fährt der Zug schon in die Halle, und ich bin noch immer nicht in Toilette!"

Er fluchte und schimpfte in reinstem Deutsch, riß hastig seinen Handkoffer auf, wechselte den Rock und die Fußbekleidung und stopfte das Ueberflüssige in wilder Eile in den Koffer hinein.

„Berlin — Friedrichstraße!" brüllten die Schaffner, die Wagenthüren aufreißend. Eine dichte Menschenmenge flutete auf dem Perron auf und nieder. Unter der Glasbedachung verbreiteten die elektrischen Kugeln Tageshelle. Ein ungeheurer Wirrwarr von Stimmen quoll Max entgegen.

Drei junge Herren, sämtlich sehr blond, sehr elegant gekleidet und jeder ein Monocle im rechten Auge, drängten sich an den Wagen heran. Deutsch, dänisch, französisch und englisch durcheinander redend, kletterten sie hinein, umarmten den Baron, bemächtigten sich seines Handgepäcks, schrieen und lachten und zogen den Widerstrebenden schließlich aus dem Waggon.

„Schwerebrett!" rief Herr v. Rasmus, „so wartet doch! Muß doch adieu sagen!" Er riß sich los und wandte sich noch einmal zurück, vor Schrader den Hut lüftend. „Habe die Ehre, mein Herr, und nochmals Dank für Ihre rettende Hand!"

„Bitte, bitte! Nichts zu sagen — habe die Ehre!"

Schrader schaute den vier lustigen Herren nach, bis sie im Gedränge verschwanden, und nahm dann wieder in seiner Ecke Platz. Er fuhr bis zum Schlesischen Bahnhof, wo er eine Viertelstunde warten mußte, ehe der Breslauer Schnellzug abging. Den Aufenthalt benutzte er, ein Telegramm an den Prokuristen seines Vaters,

Herrn Schwender, aufzugeben, dem er seine in der Frühe erfolgende Ankunft anzeigte.

Die fernere langweilige Fahrt verschlief und verträumte Max, so gut es anging. Gegen sechs Uhr fuhr der Zug in den Breslauer Bahnhof ein. Es war heller Tag, und Max hatte schon lange vor dem Halten des Zuges vom Fenster aus die Türme seiner Vaterstadt auftauchen sehen. In der geöffneten Wagenthür erschien gleich darauf der Prokurist Schwender. Auf seinem faltigen, von graubraunen Koteletten eingerahmten Gesicht lag ein so tiefer Ernst, daß Max unwillkürlich erschrak.

„Guten Tag, Herr Schwender!" rief er dem tief den Hut ziehenden Manne entgegen; „wie steht's zu Hause?"

Schwender würgte an der Antwort. Er drehte den Hut an der Krempe zwischen den Fingern hin und her und senkte die geröteten, fast wimperlosen Augen. „O, Herr Schrader," preßte er endlich hervor, „o, wenn Sie wüßten!"

Max wurde bleich. „Was denn?! Ist mein Vater —"

„Ja, Herr Schrader — ja," rief der Prokurist lebhaft, „er ist — er ist vor drei Stunden verschieden! Gesund und tot — so war's!"

Max erwiderte kein Wort. Er setzte sich schweigend noch einmal nieder. Sein Herz zitterte. Hatte auch immer eine fremde Empfindungswelt zwischen ihm und dem Toten gelegen, ein trennendes, unnennbares Etwas — er war doch sein Vater gewesen! — Die Augen wurden ihm feucht. Im Fluge einer einzigen kurzen Minute gedachte er all der glücklichen Stunden, die er daheim verlebt hatte — sie wogen die Zeiten der Entfremdung wohl auf.

Langsam erhob er sich und stieg aus. Schwender besorgte das Gepäck seines jungen Herrn, dann bestieg man eine Droschke. Unterwegs mußte Schwender erzählen,

während Max ihm stumm und mit blassem Gesicht gegenübersaß.

Der alte Herr war bis gestern früh kerngesund gewesen — dem Anschein nach. In der That hatte der unglückliche Geschäftsgang der letzten Jahre aber wohl schon lange an ihm gezehrt und seine starke Konstitution untergraben. Gestern mittag hatte ihn ein plötzlicher Schlaganfall zu Boden geworfen; der Arzt hoffte auf Rettung und Besserung, aber zu Beginn der Nacht war der Zustand des Kranken ein so gefährlicher geworden, daß jede Hilfe umsonst gewesen wäre. Um drei Uhr morgens war Philipp Schrader verstorben.

„Ohne viel zu leiden," erzählte der Prokurist. „In den letzten Stunden war er auch schon ohne Besinnung, — das einzige, was er mir noch befahl, war der Auftrag, Ihnen zu telegraphieren. Ich glaube, daß Ihr Herr Vater — unter uns gesagt, werter Herr Schrader — noch jahrelang gesund und munter gewesen sein würde, wenn nicht die unglückselige Geschichte mit der Sekundärbahn Teupitz-Kawalke dazwischen gekommen wäre. Heilbronner & Ewald in Posen haben ihm so zugesetzt, bis Ihr Herr Vater sich schließlich an der Bahn beteiligte — und dann machten Heilbronner & Ewald Pleite, und die Bahn verkrachte, da sie sich als gänzlich unzulänglich gebaut erwies. Dann kam noch allerlei dazu, und kurz, Herr Schrader, wir haben in den letzten beiden Jahren zwischen Himmel und Hölle geschwebt! Es war ein Jammer! Sie hatten in London und in Wien und in Hamburg natürlich keine Ahnung davon, denn Ihr Herr Vater, Gott hab' ihn selig, hat Sie absichtlich immer fern gehalten, damit Sie in den Gang der Geschäfte nicht Einblick erhalten könnten. Und ach, der selige Herr brauchte doch auch gar zu viel für sich selbst! Solange wir obenauf waren, hab' ich mich gehütet, ein Wort über die

Privatausgaben des Seligen zu sagen, — es war ja da, und was ging's mich an! Aber dann, als die Zeiten schlechter wurden, als hier ein Geschäftsfreund krachte und drüben ein anderer, als alles faul stand und immer fauler wurde, da hab' ich mir ein Herz gefaßt und Ihrem Herrn Vater einmal offen gesagt, daß wir binnen Jahr und Tag das Lokal zumachen könnten, wenn es mit dem Ausgeben so weiter ginge. Denn zwischen dem Soll und Haben, Herr Schrader, war bei uns schon lang nicht mehr die rechte Balance zu finden. Und als ich das nun Ihrem Herrn Vater in meiner ruhigen Weise gesagt hatte, da guckte er mir minutenlang still und ernst ins Gesicht und antwortete dann: „Sie haben recht, lieber Schwender, es muß anders werden!" — Schön, sehr schön — aber es wurde nicht anders! Im Gegenteil, es wurde immer böser. Wir haben viel verloren, sehr viel, und, was noch schlimmer ist, es herrscht ein derartiger Wirrwarr im Geschäfte, daß sich gar nicht übersehen läßt, wie wir überhaupt stehen! Meine Schuld war's nicht — bei Gott nicht — ich habe genug gepredigt, aber ich hatte trotz meiner Prokura keine freie Hand mehr, Ihr Herr Vater machte alles allein. Ich werde Ihnen die Geschäftsbücher vorlegen — Sie werden ja sehen."

Schrader ließ den Prokuristen sprechen, ohne ihm auch nur ein einziges Mal ins Wort zu fallen, ohne zu antworten. In stummem Brüten schaute er vor sich hin. Daß sein Vater ein leichtsinniger Wirtschafter gewesen war, überraschte ihn nicht; er wußte, daß der alte Herr immer eine lockere Hand gehabt und sich gern auf gefährliche Spekulationen eingelassen, wenn sie ihm Aussicht auf großen Gewinn geboten hatten. Auch die Verluste an sich, von denen Schwender gesprochen, ließen ihn im Augenblick gleichgültig. Er gehörte nicht zu denen, deren Herz mit jeder Fiber am Gelde hing, — was kümmerte es

ihn, ob sein Erbe um ein paar Hunderttausend verringert worden war! — Vor seinem geistigen Auge stand immer und immer das Bild des toten Vaters. Es war lange her, seit er ihn zum letztenmal gesehen hatte, und noch damals war er ein schöner Mann gewesen mit schon grauem Haar, aber frischem Gesicht und lebhaft sprühenden Augen, die nur manchmal, in Momenten, da er sich wohl unbeobachtet glaubte, etwas Müdes, Flackerndes und Trauriges annehmen konnten.

Schwender erzählte weiter. Diese letzte Zeit — ach, dieses schreckliche letzte Jahr, das hatte der Firma Schrader den Rest gegeben! Die Verluste an dem Bahnunternehmen und an anderen zweifelhaften Unternehmungen sollten durchaus wieder wett gemacht werden — durchaus und mit möglichster Schnelligkeit, und da wurden denn Hals über Kopf neue Engagements abgeschlossen, mit Firmen, deren Solidität durchaus nicht zweifelsohne war, und mit so spekulativer Tendenz, daß ein reelles Geschäft sich überhaupt kaum darauf eingelassen haben würde. Aber eine wilde nervöse Unruhe schien den alten Herrn Schrader gepackt zu haben; alle seine Maßnahmen hatten etwas Ueberhastiges, seine Ordres und Aufträge überstürzten sich, nach allen Seiten hin versuchte er neue Verbindungen anzuknüpfen — mit Schliefen & Co. behufs Ausnützung der Lausitzer Braunkohlenlager, mit Meyer & Sohn in Frankfurt, die sich mit der Erschließung ausgedehnter Mergelgruben in der Neumark befaßten, mit Herrenstein & Dietrich in Berlin, die das Güterausschlachten im großen betrieben. Ach, du lieber Gott, war das ein schreckliches Jahr! „Unter uns gesagt, Herr Schrader,“ und der Prokurist nahm eine geheimnisvolle Miene an, während seine Stimme sich zu leisem Flüstern abdämpfte, „ich habe mich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß Ihr Herr Vater in diesem letzten Jahre nicht mehr

völlig Herr seiner geistigen Kräfte war. Seien Sie nicht böse, daß ich das offen ausspreche — die Wahrheit muß an den Tag! Ihr Herr Vater wußte nicht mehr, was er that. Nein, er wußte das nicht mehr! Er war nicht mehr im stande, das ganze Geschäftsnetz zu überblicken, er operierte mit tausend Fäden und behielt keinen einzigen in der Hand. Er wollte in seiner fieberhaften Rastlosigkeit das Verlorene im Umsehen wieder einbringen, und... nun, Sie werden ja selbst sehen! Wir sind zu Hause!"

Der Wagen hielt vor einem großen, stattlichen Gebäude, in dessen Erdgeschoß sich die Räume des Schraderschen Bankgeschäfts befanden. Es war noch früh am Tage, und die Lokalitäten noch nicht eröffnet; vor den Spiegelscheiben waren die Rolljalousien herabgelassen, und über Fenstern und Thüren leuchteten weithin die großen Goldbuchstaben „Philipp Schrader". Philipp Schrader, weiter nichts; der bloße Name genügte, ein Name, der bis vor Jahresfrist gut an Klang gewesen war und der wohl Millionen an Kredit gegolten hatte. Dies eine Jahr, dies letzte, mit seinen harten Schlägen und seinen Mißerfolgen hatte den Klang des Namens verstimmt und seinen Kredit erschüttert. Seit vier Wochen wartete man an den Börsen auf den „Gehirnschlag", der dem Leben Philipp Schraders ein Ende machen und seine Firma auslöschen sollte. Man wußte, wie es um beide stand.

Als der Wagen hielt, eilte eine greise Frau in schlicht bürgerlicher Kleidung, mit vergrämten Zügen und verweinten Augen, Max entgegen und küßte unter Schluchzen und Thränen seine Hände. Die alte Tilde hatte schon zu Zeiten, da die Gattin Philipp Schraders noch lebte, das Hauswesen des Ehepaars geleitet, hatte Max aufwachsen sehen und liebte ihn, als sei es ihr eigener Sohn. Sie konnte unter den Thränen, die ihre gefurchten Wangen überströmten, nichts stammeln als ein immerwährendes

„O du mein Gott — o du mein Gott!“ — und dabei half sie mit thätigen Händen die Koffer ihres jungen Herrn aus der Droschke laden und in das Haus schleppen, wo ein junger Mensch in Livree, mit frechem und glattem Gesicht, der Diener des verstorbenen Schrader, Max mit einer kurzen Verbeugung bewillkommnete.

Max stieg die Treppe zum ersten Stockwerk, der Wohnung seines Vaters, empor. Die alte Tilde hatte das ehemalige Zimmer seiner Mutter für ihn bereit gemacht, und das rührte Max. Jeder Gegenstand in diesem kleinen, behaglichen Gemache, dessen Fenster nicht auf die geräuschvolle Straße, sondern nach dem Garten hinausführten, waren ihm bekannt. Das altertümliche, hochlehnige Sofa mit den steifen Oelbildern darüber, der Schreibtisch mit seinen Figuren aus Sèvresporzellan und der Lehnstuhl in der Fensternische, vor dem noch der Arbeitskorb seiner Mutter stand, mit der letzten Stickerei ihrer immer fleißigen Finger. Ein Gefühl tiefster Wehmut überschlich Max, als sein Auge grüßend durch das Zimmer schweifte, — ihm war, als stände der Geist der Verewigten neben ihm und als spüre er deren Odem....

„O, du mein Gott, o du mein Gott!“

Die alte Tilde, die Max still beobachtet hatte, schluchzte wieder laut auf und wischte sich mit dem Schürzenzipfel die nassen Augen.

„Daß es so hat kommen müssen, lieber junger Herr,“ fuhr sie jammernd fort, „so — so! Ach, wenn die Selige das alles erlebt hätte — ach, du grundgütiger Himmel!“

Und sie wehklagte leise in ihre Schürze hinein und schüttelte dabei fortwährend den Kopf mit den fliegenden schwarzen Haubenbändern.

Max war zu nervös, dies Jammern noch länger mit anzuhören. „Laß das Klagen, Tilde,“ sagte er, „es hilft uns nichts weiter. Führ mich in das Sterbezimmer des Herrn!“

Zögernden Schrittes ging die Alte voran. Sie trippelte durch einen dreifenstrigen, mit Geschmack und Luxus eingerichteten Salon, durch ein Speise- und ein Rauchzimmer und blieb dann vor einer geschlossenen Thür stehen.

„Hier ist's, junger Herr," sagte sie, einen scheuen Blick um sich werfend, mit dem Ausdruck unverkennbaren Grauens auf dem alten Gesicht.

Max klinkte die Thür auf und trat in das Schlafzimmer seines Vaters, einen großen Raum, dessen ganze Ausstattung auf die raffinierte Lebenskunst seines Bewohners schließen ließ. Ein dicker, mit farbigen Bouquets durchwebter Teppich bedeckte den Boden, riesige geschnitzte Eichenholzschränke mit eingelassenen Spiegelscheiben standen an den Wänden, und auf der Marmorplatte des kolossalen Toilettetisches blitzte und schimmerte eine Fülle von Krystallflacons verschiedenster Form mit silbernen Verschlußkapseln. In einer Ecke des Gemachs stand ein Diwan mit einigen Sesseln, und diesen gegenüber befand sich das Bett. Die Vorhänge, die ein Amorettenpaar hoch oben an der Decke zusammenhielt, waren zurückgeschlagen; man sah den Toten ausgestreckt auf dem Lager liegen.

Max trat dicht vor ihn hin. Das Gesicht Philipp Schraders war nicht schmerzverzogen; ein heiterer Zug spielte um die fest geschlossenen, nur in den Mundwinkeln gesenkten Lippen. Es war ein sehr schönes Männerantlitz, noch immer schön, trotz der Linien des Alters, die die Stirne furchten. Das weiße Haar war glatt gekämmt, der starke, ebenfalls weiße Schnurrbart sorgfältig geglättet. Die Seidendecke war bis an die Brust hinaufgezogen, und auf ihr ruhten die wohlgepflegten, aristokratisch geformten Hände des Toten. Aber man hätte meinen können, der da ruhe, sei nicht tot, sondern schlummere nur, so sanft und so milde war sein Aeußeres.

Max schaute stumm auf ihn herab. Er wußte nicht, ob sein Vater ihn je wahrhaft geliebt hatte, aber daß er ihn geliebt, das wußte er zu dieser Stunde. Er fiel auf die Kniee, küßte die starr gewordenen Hände, und heiße Thränen füllten seine Augen.

4.

Die der Beerdigung Philipp Schraders folgenden Tage waren für die Ordnung des Nachlasses bestimmt. Schwender hatte recht gehabt: die Geschäftsbücher befanden sich in einer Verfassung, die eine Uebersicht der Sachlage sehr erschwerte. Der Prokurist wälzte alle Schuld auf die Schultern seines verstorbenen Herrn; Philipp Schrader habe ihm im letzten Jahre die Einsicht in das Hauptbuch gänzlich verwehrt und ihn nur bei unwichtigeren Angelegenheiten zu Rate gezogen. Er, Schwender, sei schließlich zu einer reinen Null im Geschäfte herabgesunken, und oft genug sei er nahe daran gewesen, seine Entlassung zu erbitten — nur das Interesse für die Firma, der er an zwanzig Jahre gedient, habe ihn immer wieder von diesem Schritte zurückgehalten.

Inzwischen war der Tod des alten Schrader auch in weiteren Kreisen bekannt geworden; von allen Seiten trafen Anmeldungen größerer Forderungen bei dem Erben ein. Max saß mit Schwender und einem Freunde seines verstorbenen Vaters, dem Justizrat Harnow, tage- und nächtelang zwischen Papieren und Büchern, um einigermaßen Ordnung in die Wirrnis zu bringen. Noch war das Geschäft offen, aber die Nachricht von dem drohenden Fallissement der Firma war durch die Zeitungen bereits in alle Windrichtungen getragen worden; überall meldeten sich Gläubiger, die eingezahlten Depots wurden zurückgefordert, Abrechnungen verlangt, vereinbarte Engagements gekündigt. Der Sturz des Hauses war nicht mehr

aufzuhalten; es fragte sich nur, ob die Firma mit vollen Ehren untergehen oder ob es zu einem Konkurse kommen werde.

Das letztere wollte Max unter allen Umständen vermeiden. Das stark entwickelte Rechtsgefühl, das ihn beseelte, hätte ihn eher zum Bettler werden lassen, ehe er einen der Gläubiger seines Vaters auch nur um ein Markstück gebracht haben würde. Auf den Namen, den er trug, sollte kein Makel fallen, kein Flecken auf die Firma, die Philipp Schrader repräsentiert hatte. Er erwog mit Schwender und dem Justizrat gründlich die Lage und geriet in hochgradige nervöse Erregung, als die beiden Herren ihm schließlich erklärten, daß eine Konkurserklärung kaum zu vermeiden sein werde.

Ein unerwarteter Zwischenfall sollte Max indessen doch noch vor dem gefürchteten Skandal, den der Zusammenbruch des Hauses Schrader jedenfalls hervorgerufen haben würde, bewahren. Spät am Abend machte er sich daran, die Privatpapiere seines Vaters einer genauen Durchsicht zu unterwerfen. Zwischen gleichgültigen Schriftstücken fand er Briefe seiner Mutter, die aus einer Zeit stammten, da Frau Schrader sich ihrer angegriffenen Gesundheit wegen in Montreux und Davos aufgehalten hatte. Aus diesen Briefen ersah Max so recht, wie unglücklich seine Mutter mit ihrem Gatten gelebt haben mußte. Es war kein lautes Klagen, das aus den mit zierlicher Handschrift, der Handschrift einer hypernervösen, zart empfindenden Frau hingeworfenen Zeilen sprach, sondern ein stiller Harm, eine sanfte und verzweifelnde Resignation. Es waren die leisen und wehen Schmerzenslaute eines Weibes, das seiner Liebe gefolgt und grausam um diese Liebe betrogen worden war. Ein bitterer Groll gegen den Hingeschiedenen stieg in dem Sohne auf.

Vor ihm, über dem Schreibtische, vor dem er saß,

hing ein großes Oelporträt seines Vaters. Er stieg auf einen Stuhl, nahm das Bild von der Wand, stellte es in eine Ecke des Zimmers und schob einen Sessel davor, so daß er es nicht sehen konnte. Dann fuhr er in seinen Nachforschungen fort.

Bei der Durchsuchung des mit schöner Boiserie umkleideten Eisenschranks, den sein Vater zur Aufbewahrung seiner Privatgelder benutzt hatte, stieß er auf ein Geheimfach, dessen Schloß sich mit keinem der vorhandenen Schlüssel öffnen lassen wollte. Max machte am anderen Morgen Herrn Schwender von dieser Entdeckung Mitteilung, indessen war dem Prokuristen bisher das Vorhandensein dieses Geheimfaches unbekannt gewesen, deshalb wußte auch er nicht mit seiner Oeffnung Bescheid. Obwohl er bezweifelte, daß das Fach irgend welche Wertgegenstände enthielt, sandte er auf Wunsch seines jungen Herrn doch sofort zu einem Schlosser, der sich aber vergebliche Mühe gab, mit seinen Dietrichen und Widerhaken das komplizierte Schloß zu öffnen. Es blieb nichts übrig, als an den Verfertiger des Geldschranks nach Berlin zu telegraphieren und sich von ihm einen mit dem Mechanismus des Sicherheitsschlosses vertrauten Arbeiter schicken zu lassen.

Der Mann traf am folgenden Tage ein und öffnete durch einen eigentümlichen Druck an einer verborgenen Feder des Geldschrankes mit leichter Mühe das geheime Fach, einen länglichen, nur kleinen, aber doppelt gepanzerten Raum, in dem nichts weiter als eine Mappe aus rotem Saffianleder lag. Max nahm die Mappe an sich und besichtigte ihren Inhalt erst, als er allein war. Was sie auch enthielt, er wollte nicht, daß Zeugen bei der Prüfung dieser offenbar sehr wichtigen Papiere zugegen seien.

Mit zitternder Hand und einem unsicheren Gefühl von

Beklemmung schlug er den Deckel der Mappe zurück und griff hinein. Eine tiefe Blässe, dann ein heißes Rot huschte über sein Gesicht, als er das erste der drei zusammengefalteten Blätter aus dickem thongelbem Papier, die in der Mappe lagen, auseinander schlug. Das Papier war ein Depotschein über dreimalhunderttausend Mark, eingezahlt bei der Bank von England in London. Max legte es beiseite und griff nach dem zweiten Blatt. Es war ein Depotschein über die gleiche Summe, und auch das dritte Blatt enthielt eine Quittung, doch nur über einmalhundertfünfzigtausend Mark. Die drei Scheine, die am 17. März des laufenden Jahres, also vor etwa vier Monaten ausgestellt waren, repräsentierten demgemäß ein Kapital von insgesamt dreiviertel Millionen Mark.

Max griff, nachdem er die Depotscheine noch einmal sorgfältig geprüft hatte, immer noch glaubend, es könne sich vielleicht um eine Täuschung handeln, an seine Stirn und stierte mit blödem Auge um sich. Der volle Sonnenschein flutete in goldenen Wellen durch das offenstehende Fenster. Draußen im Garten blühten die Rosen und sandten ihren Dufthauch in das kleine Gemach; in dem Gezweige der Bäume zwitscherten die Vögel. Es war heller Tag; kein Nachtgespenst konnte Max äffen, die ruhelose, aufgeregte Phantasie spielte ihm diesmal keinen Streich. Vor ihm lagen die drei Scheine, lag ein Vermögen — das war Wahrheit und Wirklichkeit. Wie aber war Philipp Schrader dazu gekommen, wie hatte er es fertig gebracht, dieses große Vermögen aus dem Geschäft herauszuziehen, um es zu verhältnismäßig geringem Zinsfuße in fremdem Lande anzulegen? —

Max ließ Schwender rufen und erzählte ihm von seiner Entdeckung. Der Prokurist war starr vor Staunen und Ueberraschung und kam aus dem Kopfschütteln nicht heraus. Er nahm jeden einzelnen Schein in die Hände,

trat an das Fenster, prüfte Papier, Druck und Unterschriften, schüttelte wieder den Kopf, legte die Scheine auf den Tisch zurück und sagte mit einem Seufzer und eigentümlich gepreßt klingender Stimme: „Ich hätte alles erwartet, Herr Schrader, aber das nicht — das nicht!“

Max, der am Tische sitzen geblieben war, schaute auf. Der Ausdruck im Gesicht des Prokuristen, der finstere Zug auf seiner Stirn und die herbe Linie um den schmalen, fest zusammengepreßten Mund, befremdete ihn.

„Drücken Sie sich deutlicher aus, Schwender,“ sagte er; „wußten Sie etwas von diesem Kapital?“

„Nein,“ entgegnete der Prokurist hart, „Gott soll mich bewahren, ich wußte nichts — nichts davon!“

„War mein Vater im Laufe dieses Jahres in London?“

„Ja, er war dort!“

„Und wann?“

„Im Monat März.“

„Er wird demgemäß die Summe persönlich bei der Bank von England hinterlegt haben —?“

„Zweifellos — die Vorschrift erfordert dies auch so.“

Max sprang auf und schritt, die Hände auf dem Rücken gefaltet, erregt im Zimmer auf und nieder. Er begriff und verstand die ganze Sachlage nicht. Die Geschäfte waren seit länger als zwei Jahren in beständigem Rückgange, sein Vater hatte selbst große Summen für seine persönlichen Bedürfnisse gebraucht, das alte Haus krachte und wankte in seinem Gefüge, der Ruin stand vor der Thüre — und doch hatte Philipp Schrader es fertig bekommen, dreiviertel Millionen beiseite zu bringen und sicher anzulegen! Wie war das möglich gewesen? —

Max blieb vor dem Prokuristen stehen und legte seine Hand auf dessen Schulter. „Schwender,“ sagte er mit ernster Stimme, „ich will unbedingt klar sehen, und Sie allein können mir Klarheit verschaffen. Sprechen Sie

offen Ihre Mutmaßungen aus: was kann meinen Vater bewogen haben, in Zeiten schlechtesten Geschäftsganges ein so großes Kapital auf heimliche Weise — ja, auf heimliche Weise, denn Sie als der erste Beamte der Firma wußten nichts davon — dem Geschäfte zu entziehen und im Auslande in Sicherheit zu bringen?"

Schwender biß sich auf die dünnen Lippen, senkte den Kopf und erwiderte nichts.

Max wurde unruhig. Die Vorkommnisse der letzten Tage hatten seine Nerven angegriffen; ein leichtes Zittern durchflog seinen Körper, und er spürte in den äußersten Fingerspitzen ein feines, kribbelndes Stechen wie von Stecknadelspitzen.

„Antworten Sie, Schwender! Gott im Himmel — sehen Sie denn nicht, in welcher Aufregung ich mich befinde! Diese siebenhundertfünfzigtausend Mark können uns retten, können die Firma erhalten — aber ich muß erst wissen, woher sie stammen! Reden Sie, Schwender!"

Der Prokurist reckte seine Gestalt. „Gut denn, Herr Schrader," entgegnete er, „ich werde antworten, aber ich sage Ihnen von vornherein, daß ich nur Vermutungen ausspreche, und ich bitte Sie, nicht böse zu sein, wenn meine Vermutungen im Widerspruche mit Ihrem eigenen Empfinden stehen. Ich erzählte Ihnen schon, daß ich seit Jahresfrist nicht viel mehr als eine bloße Puppe im Geschäft war — das fünfte Rad am Wagen. Ihr Herr Vater besorgte alles allein — auf seine Art — und ich hatte zu schweigen. Wir hatten große Verluste zu verzeichnen, die pünktlich gebucht wurden, aber — ich glaube, Herr Schrader, daß diese Verluste in Wahrheit nur unbedeutenderer Natur gewesen sind, daß es Ihrem Vater darauf ankam, ohne mein und des übrigen Personals Wissen in aller Heimlichkeit größere Summen aus dem Geschäfte zu ziehen, die offiziell auf das Verlustkonto ge-

schrieben und in Wirklichkeit für London auf die Seite gebracht wurden."

„Aber aus welchem Grunde?"

„Aus welchem Grunde?" — Der Prokurist schaute verlegen auf seine Finger und knippte mit den Nägeln. „Soll ich Ihnen wirklich den Grund, den mutmaßlichen Grund, sagen, Herr Schrader?"

„Ich bitte darum," entgegnete Max, und eine drohende Falte trat auf seine Stirn. Er atmete schwer, denn er ahnte, welche Antwort Schwender geben würde.

„Herr Schrader," fuhr der Prokurist mit gedämpfter Stimme fort, „Sie werden wissen, daß ich Ihrem Herrn Vater allzeit ein treuer Beamter gewesen bin, denn mein Herz hing an der Firma. Aber es kamen Zeiten, in denen mein Vertrauen zu Ihrem Herrn Vater so böse erschüttert wurde, daß ich oft genug mit mir gekämpft habe, ob es nicht besser sei, das Haus zu verlassen, um nicht mit in den Fall verwickelt zu werden, dem es mit raschen Schritten entgegenging. In jenen Zeiten mag Ihr Herr Vater einen Entschluß gefaßt haben, der — wie soll ich mich ausdrücken, Herr Schrader — der seinem ganzen Charakter und Wesen gar nicht — gar nicht entsprach. Ich sagte Ihnen schon einmal, daß ich der Ansicht bin, Ihr Herr Vater habe sich im letzten Jahre nicht mehr im vollen Besitze seiner geistigen Kräfte befunden; es ist dies meine feste Ueberzeugung, denn nur so läßt sich das — das seltsame Unterbringen jener siebenmalhundertfünfzigtausend Mark in London erklären. Kurzum, Herr Schrader: ich glaube, daß Ihr Herr Vater in der Sorge, die Firma werde infolge der Ungunst der Zeiten früher oder später fallieren, die Absicht gehabt hat, einen künstlichen Konkurs herbeizuführen, um dann nach einem anscheinend ehrenvollen Arrangement mit seinen hiesigen Gläubigern im Auslande von dem dort in Sicherheit gebrachten Kapital zu leben."

Schwender hatte diese letzten Worte unter abermaligem Senken der Augen gesprochen. Sie mochten ihm schwer genug von den Lippen gekommen sein, und er erschrak auch heftig, als er sah, welchen Eindruck sie auf Max gemacht hatten.

Max war totenbleich geworden, und kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn. Er schaute starr vor sich hin, mit dem Rücken gegen den Tisch gelehnt, die Hände geballt. Beide Männer standen sich wortlos gegenüber, der eine das Bild ratloser Verlegenheit, der andere in stummer, verzweifelnder Scham.

Endlich räusperte sich der Prokurist leise und schüchtern.

„Herr Schrader," begann er, „ich bat Sie vorher, Sie möchten mir nicht böse sein, wenn ich frei und offen meine Vermutungen ausspräche. Es sind Vermutungen, nichts weiter — und ich kann irren. Der verstorbene Herr kann ja auch andere Gründe gehabt haben, jedenfalls aber weiß niemand außer uns beiden von diesen Londoner Depots, und verlangen Sie es, so schwöre ich Ihnen bei allem, was mir heilig ist, daß nie und nie ein Wort über dieses Geheimnis von meinen Lippen kommen soll."

Max nickte düster. „So muß es auch sein," entgegnete er. „Was meinen Vater bewogen haben mag, dies Kapital dem Geschäft zu entziehen — niemand darf es wissen! Ihr Wort darauf, Schwender, als Freund und Ehrenmann!"

„Mein Wort darauf," erwiderte der Prokurist und reichte Max die Rechte, die dieser fest zwischen seinen Händen preßte.

Max atmete tief auf. „Nun zum Geschäftlichen!" sagte er. „Ich reise schon morgen nach London, die drei Depots zu erheben. Bis zu meiner Rückkehr müssen die Gläubiger hingehalten werden. Wird es möglich sein, das Geschäft weiterzuführen, wenn wir diese Summe in Bewegung setzen?"

Schwender wiegte den Kopf auf den schmalen Schultern hin und her.

„Wenn uns die Zeitungen mit ihren Uebertreibungen nicht schon um allen Kredit gebracht hätten,“ antwortete er, „würde ich mich verpflichten, mit Hilfe der Londoner Depots das Geschäft in vierzehn Tagen wieder flott zu machen. Aber so!? — Wir werden noch bös zu kämpfen haben, das verlorene Terrain zurückzuerobern. Wenn wir alle Forderungen ausbezahlen, behalten wir aber immer noch einen hübschen Posten zum Weiterwirtschaften. Ja, wer das vor ein paar Tagen gewußt hätte?! Was wären uns für Sorgen und Aufregungen erspart geblieben!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Katzendoktor.

Humoreske von **Hellmuth Mielke.**

Mit Illustrationen von G. Schöbel.

(Nachdruck verboten.)



„Dr. med. Erich Bansen. Praktischer Arzt. Sprechstunden von 8 bis 10 Uhr vormittags und von 2 bis 4 Uhr nachmittags." Also stand zu lesen auf dem weißen Porzellanschilde unter der Nachtglocke. Schon vier Wochen prangte diese Inschrift neben der Hausthür und ebenso lange wartete oben in seinem Zimmer ein junger Arzt darauf, daß ihn jemand in der angegebenen Zeit zu sprechen wünsche. Es kam aber niemand.

Es gab so viele Aerzte in dieser kleinen Residenzstadt, daß es eigentlich eine Tollkühnheit war, wenn ein frischgebackener Doktor der Medizin von außerhalb kam und die Residenzler, die sich an und für sich schon einer guten Gesundheit erfreuten, kurieren wollte. Man denke: ein junger Arzt ohne Empfehlungen und ohne Bekanntschaften, ein Fremder, während man genug zu thun hatte, die angesessenen Aerzte zu ernähren!

Wie gesagt, kein Mensch kam zu dem neuen Arzte, und es gehörte viel Gelassenheit dazu, diesen vollständigen Mangel an Patienten mit Würde zu ertragen. Der junge Arzt besaß diese glücklicherweise, und die Sache hätte am Ende nicht so schlecht gestanden, wenn seine Geldmittel nicht so knapp gewesen wären. Aber was er besaß, war so ziemlich für die Einrichtung der Wohnung daraufgegangen.

Wenn Erich nicht in seinem Sprechzimmer saß, Cigarren rauchte und Zeitungen las, so ging er spazieren. In den ersten acht Tagen machte ihm das wirklich Vergnügen. Die Stadt besaß einige mittelalterliche Bauwerke, die er im Vorübergehen bewundern konnte; die Leute sollten ja denken, daß er Patienten besuche. Aber nach acht Tagen war seine Schaulust befriedigt, und der Spaziergang für ihn ohne Reiz; gelangweilt wanderte er durch die Straßen und träumte von einem Schwerkranken, den seine Kunst vom Tode erretten könne. Kam er dann nach Hause, so klang ihm aus dem Munde des kleinen Dienstmädchens, das er zur Hüterin seines Hauswesens bestellt hatte, auf seine Frage stets die Antwort entgegen: „Es war niemand da, Herr Doktor." Schließlich ersparte er sich die Frage; sie war ja doch ganz unnötig.

Heute war schönes Frühlingswetter, in den Gärten blühte und knospete es, die Stadt hatte herrliche Parkanlagen — da war es am Ende gescheiter, diese aufzusuchen, als durch die Straßen zu traben, und so wandelte er denn durch die Alleen, zu deren Seiten sich malerisch grüne Rasenplätze und Boskets zeigten, und studierte das Leben der Natur. Aber es ging nicht recht. Er war doch etwas niedergeschlagen über den Mangel an Anerkennung. Nachdenklich, ohne um sich zu schauen, ging er schon seit längerer Zeit dahin.

So bemerkte er auch das junge, hübsche Mädchen in

dem kleidsamen Frühjahrsanzug nicht, das an der Seite einer älteren Begleiterin, wahrscheinlich ihrer Gesellschafterin, an ihm vorüberging. Um die beiden herum sprang ein schneeweißes Hündchen, zierlich und drollig, und einmal lief das Hündchen bellend über den Rasen, und das junge Mädchen blieb stehen und rief mit heller, lieblicher Stimme: „Molly, Molly, so komm doch, Molly!"

Diese Stimme war es, die ihm die Augen öffnete. Er sah das junge Mädchen an und war auf einmal ganz entzückt, wie lieb und hübsch die Kleine war. Sie schien nicht viel älter als achtzehn Jahre zu sein, und Anzug und Benehmen deuteten auf gute Erziehung und nicht gewöhnliches Herkommen.

Fortan traf Erich die schöne Unbekannte täglich zu bestimmter Zeit in den Anlagen. Sie schien ihn kaum zu beachten, so sorgsam er ihren Spuren folgte, dafür erntete er aber die unverkennbare Mißbilligung ihrer Begleiterin, die sich freilich nur in Blicken äußerte. Es war dem Anschein nach eine ganz einseitige, hoffnungslose Liebe. Sie anzureden hatte er nicht den Mut, obwohl er sonst Dreistigkeit zu seinen Vorzügen rechnete. Einmal machte er einen bescheidenen Versuch, ein Gespräch dadurch vom Zaun zu brechen, daß er Molly an sich locken wollte, aber Molly achtete nicht auf ihn, und die ältere Dame durchbohrte ihn ob seiner Verwegenheit mit einem solchen Blick, daß er auf weitere derartige Versuche verzichtete.

Nichtsdestoweniger hoffte er auf einen hilfreichen Zufall, wie er auf einen Patienten hoffte. Und dieser Zufall erschien auch. Eines Vormittags war er in der glücklichen Lage, dem schönen Mädchen ein Taschentuch zu überreichen, das sie verloren hatte. Sie errötete leicht, während sie es annahm und ihm dankte, und dieses Erröten war ihm ein beseligendes Zeichen, daß seine Annäherung ihr nicht unangenehm sei, aber zu einer weiteren

Anknüpfung ließ es die unerbittlich abweisende Miene der Gesellschafterin nicht kommen.

Am nächsten Tage traf er die beiden im Park nicht mehr, und zu seiner Bestürzung ließen sie sich auch später nicht wieder sehen. Offenbar waren die Spaziergänge aufgegeben worden, weil man die Begegnung mit ihm zu vermeiden wünschte. So schön das Wetter war, und so warm die Frühlingssonne leuchtete, in dem Park suchte er die beiden vergebens.

Auch in der Stadt begegnete er ihnen nicht. Er wußte nicht, wer das schöne Mädchen war, und seine Phantasie hatte daher freien Spielraum. Wenn er eine Hofequipage sah, blieb er jedesmal wie gebannt stehen, um zu erkennen, wer darin saß; er träumte davon, das liebliche Gesicht aus einem solchen Wagen ihn anlächeln zu sehen, allein der Traum war eitel.

Darüber wurde er fast melancholisch. Wenn er nun wenigstens etwas zu thun gehabt hätte, aber es kam noch immer niemand. Sein Wartezimmer blieb verödet, und im Sprechzimmer saß er einsam, rauchte seine Cigarre und begann Trübsal zu blasen.

Vier Wochen waren seit der Ankündigung seiner ärztlichen Praxis schon verstrichen. Es war am Spätnachmittag und er gerade auf dem Wege nach Hause. Er kam am Schlosse vorbei; über den weiten Platz rollte ein offener Wagen, in welchem ein graubärtiger Herr mit einem hageren Pergamentgesicht saß und steif und würdevoll dreinschaute. Einige Vorübergehende grüßten ihn fast ehrfurchtsvoll und erhielten einen etwas zerstreuten, herablassenden Dank.

Mit einem halb bitteren, halb ironischen Lächeln sah Erich dem Wagen nach. Er kannte den Insassen: es war der Leibarzt des Fürsten, Geheimrat Brennecke, der berühmteste, teuerste und vielbeschäftigtste Arzt der Residenz.

Der stand hoch oben auf der Höhe, und er selbst wußte nicht, wie er vorwärts kommen solle.

Verdrießlich und übelgelaunt stieg er daheim die Treppe hinauf. Es war wirklich zum Verzweifeln! Seine Gelder gingen zur Neige; noch vier Wochen weiter, und er wußte nicht, wovon er sein Mittagessen bezahlen sollte, wenn der Onkel in Königsberg nicht aushalf.

Oben kam ihm Auguste, das kleine Dienstmädchen, entgegen. Was war das nur? Sie schien ganz erhitzt vor innerer Aufregung.

„Herr Doktor, es ist jemand da!"

Alle Wetter! Auf einmal fiel ihm ein Stein vom Herzen — ein Patient! Der Bann, der auf ihm ruhte, war also gebrochen. In freudiger Stimmung gelobte er, an diesem Kranken ein Meisterstück ärztlicher Kunst zu vollführen, und sollte er ihn aus den Klauen des Todes ziehen müssen.

Er hatte das schüchterne Klopfen in seinem Sprechzimmer mit einem lauten, möglichst würdigen „Herein!" beantwortet, und über die Schwelle schob sich ein weibliches Wesen mit einem ältlichen Gesicht, auf dem dicke Thränenspuren zu schimmern schienen. Auf dem Kopf trug sie keinen Hut, dagegen hatte sie um die Schultern ein großes, schwarzes Tuch geschlagen, dessen Zipfel tief auf ihren dunklen, altmodischen Rock herabhingen und ihre Hände verbargen.

„Ach, Herr Doktor," sagte sie mit weinerlicher, fast schluchzender Stimme, „Sie kennen mich ja wohl; ich bin die Flickerin und wohne nebenan. Ach, Herr Doktor" — sie konnte nicht weiter.

„Nur ruhig," tröstete Erich mit dem Ton aufrichtigen Mitgefühls, „es wird nicht so schlimm sein, wie es aussieht. Was haben Sie denn?"

„Ach, Herr Doktor, sie haben mir meinen armen Peter fast totgemacht, die bösen Buben, sehen Sie nur."



Erich fuhr zurück. (S 94)

Erich fuhr zurück, denn aus dem Umschlagetuch der Alten kam eine Hand hervor, und diese hielt eine kleine, buntgesprenkelte Katze, die aus einer Wunde blutete und jetzt gar kläglich zu miauen begann.

Erichs erste Regung war, das alte Wesen bei der Schulter zu packen und samt ihrer Katze zur Thür hinauszubefördern. Aber die Thränen der armen Alten begannen stärker zu fließen, und sie jammerte laut, wie lieb und klug ihr Peter sei, und wie schändlich die Straßenjungen ihn mißhandelt hätten. Wie sie so dastand, das blutende miauende Kätzchen auf dem Arm und den Blick der gutmütigen, grauen Augen hilfeflehend auf den Arzt gerichtet, bot sie ein so komisches und zugleich Mitleid erregendes Bild, daß Erichs Ingrimm alsbald verrauchte.

„Gute Frau — da müssen Sie zu einem Tierarzt gehen,“ sagte er achselzuckend. „Ich kuriere keine Katzen.“

„Ich bin ja keine Frau, ich bin ja ein unverheiratetes Mädchen,“ jammerte die Flickerin, „und zum Tierarzt gehe ich nicht, der quält den Peter nur noch mehr und macht ihn ganz tot. Ach, Herr Doktor, heilen Sie mir doch meinen Peter. Ich will's Ihnen auch nie vergessen.“

Das also war sein erster Patient — eine Katze! Die Tage seiner Knabenzeit fielen ihm ein, wo seine ärztliche Neigung sich an keinem anderen Wesen als einem Hunde oder einer Katze versuchen konnte, und die Sache gewann jetzt für ihn ein humoristisches Gepräge. Nach dem wochenlangen vergeblichen Warten gab es doch wenigstens endlich etwas zu thun. In der Not frißt der Teufel Fliegen. Er forderte also das Weiblein auf, den geliebten Peter, auf den Tisch zu legen.

„O, es wird ihm doch nicht zu weh thun!“ seufzte diese.

„Na, vielleicht muß ich ihn narkotisieren!“ erwiderte Erich ironisch.

Dann untersuchte er den wimmernden Peter. Das Uebel war nicht zu arg. Eine Stirnwunde, die etwas stark blutete — das war alles. Sie war in einem Augenblick mit einem Schwamm gereinigt; die Arbeit amüsierte ihn, und schließlich machte er einen kleinen regelrechten Verband.

„In drei Tagen ist er wieder hinter den Mäusen her," sagte er, indem er auf das kleine Untier deutete, das mit seinem Leinwandlappen höchst abenteuerlich aussah.

So lang wie vorhin der Thränenerguß, drohte nun bei der alten Flickerin der Strom der Danksagungen zu werden. Sie versuchte sogar, ein Portemonnaie hervorzuziehen, aber nach der gethanen Arbeit packte Erich wieder der Verdruß über die Zumutung, der er nachgegeben hatte. Aergerlich faßte er die Alte, die ihren Peter wie ein Kindlein wieder unter dem Umhang geborgen hatte, und schob sie kurzer Hand zur Thür hinaus.

Dann lachte er spöttisch über sich selbst. Also ein Katzendoktor war er! Dafür hatte er studiert, das war das Ziel, dem er so lange nachgestrebt hatte. Es war wirklich zum Verzweifeln!

— — — — — — — — — — — —

Die Zeit des Wartens auf einen Patienten dauerte nach wie vor an. Wieder saß er unthätig in seinem Sprechzimmer, wieder spazierte er ziellos durch die Straßen und wieder suchte er vergebens nach der holden jungen Dame im Parke. Sie erschien nicht wieder, aber die alte Flickerin sah er jetzt häufiger. Sie wohnte im Nachbarhause. Alle Morgen zog sie in ihrem altmodischen Hut und verschossenen Kleid, einen gestrickten Beutel mit dem Handwerkszeug an der Seite, auf die Arbeit in den Bürgerhäusern aus, und alle Abend um acht Uhr kehrte sie heim. Sie grüßte ihn jedesmal mit überströmender Freundlichkeit, und da sie ihn amüsierte, so fragte er bisweilen, wie es mit Peter stehe.

O, Peter ging es ausgezeichnet; er war schon wieder, wenn auch nicht hinter den Mäusen, so hinter den Sperlingen her und schnurrte vergnügt auf der Treppe. Ja, der Herr Doktor, der verstand etwas!

„Wenn wenigstens die alte Schachtel selber krank geworden wäre," dachte Erich trübselig. „Ich hätte sie gern umsonst kuriert." Nur einen Menschen — einen einzigen Menschen! lautete sein alltägliches Stoßgebet. Aber es schien keine Erhörung zu finden.

Da — er dachte schon daran, die Wohnung zu kündigen — geschah das Unglaubliche. Eines Vormittags wurde er in ein gutbürgerliches Haus gerufen. Diesmal wirklich zu seinem ersten Kranken — einem Kind, das an Scharlach erkrankt war. Und am nächsten Tage wurde er wieder bei einem Kind verlangt. In derselben Woche folgten noch mehrere Fälle — überall handelte es sich um Kinderkrankheiten. Es war merkwürdig, es schien, als wenn er plötzlich als Kinderarzt entdeckt worden sei. Kein Erwachsener fragte ihn um Rat, doch für Kinder schien er der rettende Engel geworden zu sein.

Die Geschichte war so merkwürdig, daß dahinter etwas stecken mußte, aber keine Ahnung sagte ihm, was das sein könne, bis ihm nach einer Woche ein wunderliches Ereignis begegnete. Er war in eine Familie gerufen worden und stand mit der Frau des Hauses am Bettchen des erkrankten Jungen, der laut heulte: „Bist du denn auch der Katzendoktor? Ich will den Katzendoktor."

Die Hausfrau wurde ganz verlegen und suchte augenscheinlich nach einer Entschuldigung für diese Unart. Erich packte den blonden Krauskopf des kleinen Schreiers und sagte ruhig: „Ja, mein Junge, ich bin der Katzendoktor. Nun, zeig mal deine Zunge." Und siehe da, der kleine, ungebärdige Kerl wurde auf einmal still und ließ sich geduldig untersuchen. Der „Katzendoktor" hatte ihn besänftigt.

Etwas ängstlich war unser Freund doch über die ihm neu verliehene Titulatur. Es war jetzt zweifellos, daß die alte Flickerin dabei die Hand im Spiele hatte. Er wollte sie am nächsten Morgen zur Rede stellen. Mit diesem Gedanken ging er nach Hause.

Auf der Treppe kam ihm Auguste entgegen. Soeben sei das Dienstmädchen von dem Herrn Kieströter dagewesen — Luisenstraße 7 — er möge doch sogleich vorsprechen, die Sache sei wichtig.

Luisenstraße — das war ja das vornehme Viertel, die Domäne des Geheimrats Brennecke, nicht weit vom Schloß. Zu welchem Säugling wurde er denn dort berufen? Er kannte den Herrn Kieströter nicht.

Es war eine stattliche Villa, zu der ihn sein Gang führte. An der Hausglocke las er: „W. Knieströter, Brennereibesitzer.“ In nächster Nähe hinter dem Hause ragte ein anderer Bau auf mit schmutzigen grauen Ziegelsteinen und rauchendem Schlot. Das war die Brennerei, welche die ganze Gegend verunzierte. Aber sie mußte von alters her dastehen, sonst würde man ihre Erbauung sicher polizeilich verhindert haben.

Erich erwartete, als er von dem Mädchen ins Haus geleitet wurde, sofort das übliche Kindergeschrei zu vernehmen. Er war fast überrascht, als das nicht der Fall war, und das Mädchen ihm die Thür zu einem Salon öffnete.

„Bitte sehr, das gnädige Fräulein ist drinnen.“

Ein gnädiges Fräulein — alle Wetter, was war das? Aber sein Erstaunen ging in vollkommene Verdutztheit über. Bei seinem Eintritt sah er seine beiden Damen vor sich, die er im Park so hartnäckig verfolgt und deren Spuren er schon für immer verloren zu haben glaubte. Auch sie waren augenscheinlich über das Wiedersehen verblüfft, und Erich bemerkte, als er sich rasch gefaßt hatte,

mit Vergnügen, daß das junge Mädchen bei seinem Anblick sogar tief errötete.

„Sie haben nach mir verlangt, gnädiges Fräulein," sagte er, indem er mit einer Verbeugung seinen Namen nannte.

In ihrer lieblichen Verlegenheit schien sie keine Worte zu finden und deutete nur mit der Hand in eine Ecke. Die ältere Dame kam ihr zu Hilfe.

„Unser Molly ist plötzlich erkrankt, Herr Doktor. Er hatte zu Mittag an einem Knochen genagt, als er auf einmal sich auf die Seite legte und furchtbar winselte. Hören Sie nur!"

Er hörte es schon und hatte ebenso den Korb bemerkt, der in einer Ecke stand und in dem man Molly mit Betten und Kissen ein Schmerzenslager bereitet zu haben schien. Das Hündchen winselte überaus kläglich.

Erich verbeugte sich kurz. „Ich bedaure sehr, meine Damen. Sie haben sich in der Adresse geirrt. Ich bin kein Tierarzt."

Er wollte sich zurückziehen, allein die Stimme des jungen Mädchens, diese helle, liebliche Stimme, die auf einmal an sein Ohr schlug, hielt ihn fest. Sie klang schüchtern und fast flehend.

„Ach bitte, Herr Doktor, nehmen Sie sich doch des Molly an. Die Flickerin hat uns doch so viel erzählt, wie gut Sie ihren Peter behandelt haben. Da dachten wir —" sie sah die andere Dame mit einem Blick an, ihr doch zu Hilfe zu kommen.

„Nun, da dachten wir eben, wer Katzen kuriert, wird auch mit Hunden umzugehen wissen," fiel diese ein wenig spitz ein. „Ich sollte meinen, der Unterschied sei nicht so groß."

„Wenn ich hier weglaufe, bin ich ein Narr," sagte sich Erich, innerlich ganz entzückt, seine stille Liebe wieder-

getroffen zu haben. Ohne jedoch seine kühle Höflichkeit zu ändern, bemerkte er laut: „Damit Sie sehen, daß es mir nicht an gutem Willen fehlt, will ich wenigstens das Tierchen untersuchen."

Die Untersuchung fiel nicht so leicht aus, denn Molly schien den alten Bekannten gleichfalls wiedererkannt zu haben, indessen nicht sonderlich erbaut davon zu sein. Er schnappte furchtbar, und bei diesen ungebärdigen Bewegungen fiel Erichs Blick auf einen roten Fleck in dem weißen Bart. Mit einem kräftigen Griff zog er das Mäulchen des Hundes auseinander und sah in den Rachen.

Die Sache war sehr einfach; ein kleiner, spitzer Knochensplitter im Fleisch war der Ursprung des Leidens. Er nahm aus seiner Tasche ein Instrument, und das Uebel war in einem Augenblick beseitigt. Molly hörte sofort mit seinen Jammertönen auf und winselte nur noch leise wie voll Dankbarkeit.

Aber indem Erich sein Instrument wieder einsteckte, durchblitzte ihn ein Einfall. Mit dem ernstesten Gesicht von der Welt wandte er sich an die beiden Damen, die seiner Thätigkeit mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt waren: „Leider ein schwerer Fall. Das Tierchen braucht sorgsame Behandlung, wenn es mit dem Leben davonkommen soll."

„Und was ist es denn, Herr Doktor?" fragte die junge Dame mit ängstlichem Gesicht.

„Ein Fall von Knochenfraß, mein Fräulein — am Rachen. Sehen Sie hier dies Stück, es ist bereits vom Knochen abgebröckelt."

„Entsetzlich!" flüsterte sie, und ihre großen Kinderaugen schauten ihn wieder so hilfeflehend an, daß er einlenkte:

„Es ist noch Rettung möglich, gewiß, aber dem Uebel muß energisch Einhalt gethan werden; das Tierchen muß

eine kleine Kur durchmachen.“ Er gab einige Anweisungen, wie Molly dieser Kur zu unterziehen sei, und endete: „Ich werde morgen wieder kommen.“

Sprach's und empfahl sich mit einer absichtlich sehr kurzen Verbeugung, ohne den Dank der beiden Damen abzuwarten. Draußen aber umspielte seine Lippen ein höchst vergnügtes Lächeln.

Auch das hatte er der Flickerin zu verdanken. Die gute, alte Seele! Und wie wenn sein Gedanke sie herbeigeführt hätte, so sah er sie auf dem Wege nach Hause über den Schloßplatz humpeln, ihren Arbeitsbeutel und einen baumwollenen Regenschirm in der Hand. Mit raschen Schritten hatte er sie eingeholt und redete sie an. Sie war überrascht, aber ihr tiefer Knix zeigte, wie sehr sie sich geehrt fühlte.

„Sagen Sie mal, Fräulein, Sie sind ja daran schuld, daß mich die Kinder jetzt den Katzendoktor nennen.“

„O, Herr Doktor,“ sagte sie erschrocken, „ich bitte schön, wenn ich mich da verplappert habe. Aber ich konnte nicht, ich mußte den Kleinen erzählen, wie gut Sie den Peter behandelt haben, und die Kinder hören mich so gern erzählen. Ich bin ihre Märchentante, und wenn ich so eine Brille aufhabe und die alten Sachen zusammenflicke, dann drängen sie sich um mich herum und wollen immer mehr erzählt haben. Ich will's ihnen aber sagen, daß sie nicht solch häßliches Wort mehr gebrauchen.“

„Das lassen Sie lieber bleiben, Fräulein. Der Titel gefällt mir ganz gut, denn ohne ihn hätte ich vielleicht noch heute keinen Patienten. Der Name ist für mich die beste Reklame gewesen, und ich wollte Ihnen gerade herzlich dafür danken. — Aber Sie wollen doch nicht ins Schloß?“

„Meine Schwester ist Silberwäscherin und hat mich heute zu sich bestellt. Heute hat mein Neffe einen freien

Tag. Er ist nämlich Bursche bei dem Herrn Adjutanten unserer Hoheit, und da erfährt man manches Neue."

„Ach so," sagte Erich lächelnd, „und damit versorgen Sie nachher wieder die Kundschaft. Nicht wahr, Sie kennen die ganze Stadt?"

„So ziemlich, Herr Doktor. Sie brauchen mich, die Armen wie die Reichen, bei allen giebt's etwas zu flicken, und da bin ich nötig."

„Sie haben mich ja auch bei Fräulein Knieströter als Hundedoktor empfohlen."

„Bei Fräulein Dora?" Sie sah ihn überrascht an, und er berichtete ihr in kurzen Worten, woher er soeben komme. Sie hörte aufmerksam zu und pries dann Fräulein Dora mit beredten Worten. Auch die Frau Müller, ihre Gesellschafterin, die nach dem Tode der Mutter den Haushalt leite, sei eine herzensgute Dame, nur der Herr Knieströter, der reiche Brenner, sei ein grober, ordinärer Mensch. Er wolle hoch hinaus und möchte gern einen Orden haben, aber sie wisse es ganz genau, er bekomme keinen. Es sei Hoheits Aerger, daß die alte Brennerei gerade im besten Stadtviertel stehe, und nun könne der Herr Knieströter noch so viel Geld für Wohlthätigkeitszwecke stiften, es helfe ihm nichts, den Orden bekomme er nicht. Ihr Neffe, der Fritz, habe es selbst einmal den Herrn Adjutanten sagen hören.

In diesem Augenblick sprengte ein Offizier in Dragoneruniform über den Platz und ritt durch das Schloßportal in den inneren Hof.

„Sehen Sie, das ist er!" rief die Flickerin entzückt.

„Wer ist das?" fragte Erich, der die Hofgesellschaft der Residenz wenig kannte.

„Der Herr v. Hartenfels, der Adjutant von Hoheit — ein sehr guter, lieber Herr." Und die komische Alte machte noch nachträglich einen Knix nach dem Schloßportal zu.

„O, Herr Doktor, den müßten Sie kennen lernen. Er kann nämlich den alten Geheimrat nicht leiden. Das ist ein Schleicher, keiner kann ihn bei Hofe leiden, denn er nutzt als Leibarzt seinen Einfluß bei Hoheit nur in seinem Interesse aus. Sie wären alle froh, wenn sie ihn los wären."

„Ei, Sie müßten einmal dafür Sorge tragen, Fräulein," sagte Erich scherzend. „Sie kennen ja alles. Machen Sie mich an seiner Stelle zum Leibarzt. Aber ich will Sie nicht länger aufhalten. Grüßen Sie mir den Peter."

— — — — — — — — — — — —

Alle Tage sprach er nun in dem Hause des reichen Brenners vor. Mollys Befinden erforderte das. Um die Wahrheit zu sagen, Molly mußte viel erdulden, nur damit der junge Arzt mit den beiden Damen vertrauter werden und ihnen angenehme Dinge sagen konnte; das arme Tier drohte fast ein Märtyrer der Liebe zu werden. Acht Tage dauerte die Kur, während der er angebunden und eingewickelt im Korb zu verharren hatte; kein Hofhund führte ein so elendes Dasein, wie dieses Schoßhündchen. Endlich erlaubte sein Quälgeist, daß er ausgeführt wurde — täglich zwei Stunden, zwischen 12 bis 2 Uhr, weil dann die Sonne so hübsch warm schien, und Erich Zeit hatte, persönlich seinen Patienten zu überwachen.

Das Merkwürdigste war, daß bei diesen „Krankenpromenaden" in der Unterhaltung des Arztes und der Pflegerinnen von Molly gar nicht mehr die Rede war. Wenn das Hündchen im Park über den Rasen lief, so fiel es seiner Herrin nicht mehr ein, es mit lieblichen Rufen zu locken, und der drohende „Knochenfraß" flößte ihr augenscheinlich auch keinen Schrecken mehr ein.

Die beiden Damen hatten augenscheinlich Gefallen an dem jungen Arzt gefunden; Frau Müller bereute fast die feindseligen Blicke, die sie ihm einst zugeschleudert hatte,

und Dora, die nichts zu bereuen hatte, freute sich um so mehr, wenn sie ihn sah.

Auf diese Weise drohte Mollys Kur sich in die Länge zu ziehen. Ob nun das Hündchen es nicht mehr aushalten konnte, oder was es sonst war, die Sache nahm ein vorzeitiges Ende. Eines Morgens brachte der Briefträger Erich einen eingeschriebenen Brief, und bei der Eröffnung fielen ein Geldschein und ein Zettel heraus. Auf dem Zettel standen in einer kaufmännischen Handschrift die Worte: „Für ärztliche Bemühungen“; darunter aber war mit einem dicken Bleistift in plumpen Zügen geschrieben: „Brauchen nicht wiederzukommen. Kniesströter.“

Das war ohne Zweifel die Originalhandschrift des reichen Brenners; dieser Zettel sah ihm ähnlich. Erich pfiff, während er ihn las, durch die Zähne; hier hieß es handeln.

Am Mittag traf er Dora mit Molly im Park; sie war allein erschienen, Tante Müller hatte notwendige Besorgungen. Es war dem jungen Arzt nur recht; er hätte sich auch im anderen Falle zu helfen gewußt und ihr ein Briefchen zugesteckt; jetzt konnte er es mündlich erledigen, was er auf dem Herzen hatte.

Mitten im harmlosen Geplauder machte er plötzlich ein ernstes Gesicht.

„Wissen Sie auch, Fräulein Dora,“ begann er, „daß Ihr Herr Vater mir den Abschied erteilt hat? Er scheint mit meiner ärztlichen Behandlung Mollys sehr unzufrieden zu sein.“

Sie errötete und wurde verlegen. Dann gestand sie zögernd, daß der Papa sich schon seit einiger Zeit über die Behandlung des Hundes aufgehalten habe. Herr Kniesströter mußte kräftige Ausdrücke gebraucht haben, die Doras Zunge zu wiederholen sich sträubte.

„Dann hat er Ihnen auch wohl verboten, allein in den Park zu gehen?“ fragte Erich.

„O,“ sagte sie eifrig, „davon weiß er gar nichts.“

„Gutes Kind!“ dachte Erich. „Aber ich muß wissen, woran ich bin.“

Sie gingen gerade in einer menschenleeren Allee, und Molly lief den Sperlingen nach, die über den Weg flatterten. Darum fuhr er entschlossen fort: „Was würden Sie sagen, Fräulein Dora, wenn Ihr Herr Vater nicht so unrecht mit seinem Tadel über mein Verhalten hätte?“

Dora schaute ihn an. „Ich verstehe Sie nicht,“ erwiderte sie unschuldig.

„So hören Sie denn, Fräulein Dora, ich bin ein schlechter Mensch. Ich habe den armen Molly gequält.“

„Aber er ist doch gesund geworden.“

„Ja,“ sagte Erich, „das ist er, und im übrigen hat ihm die Kur nicht viel geschadet, aber dafür ist er auch bis auf den verschluckten Knochen nie krank gewesen.“

Es war heraus, und nun beichtete er alles von Anfang an. Wie er sie zuerst gesehen, wie er sie verloren, und wie ihn dann der Himmel oder auch, wie er sich im stillen sagte, der Flickerin Peter in ihr Haus geführt habe, wie es ihm eingefallen sei, die Gelegenheit zu nützen, und wie Molly habe krank sein müssen, nur damit er sie wiedersehen und wieder sprechen könne.

Sie fand das alles zuerst abscheulich, jammerte über Molly, nannte ihn selbst einen schlechten Menschen und endete damit, daß sie ihm seinen Schelmenstreich verzieh. Was weiter geschah, störte Molly, der sich für die ärztliche Peinigung rächte, indem er kläffend herbeisprang. —

Nach Tisch legte Erich Frack und weiße Binde an und bestellte einen Wagen.

„Jetzt, Peter, hilf!“ sagte er, indem er in seinem Festgewande einstieg. Er hatte sich schon daran gewöhnt, in dem kleinen Katzentier so etwas wie einen Glückshelfer zu sehen.



Sie gingen gerade in einer menschenleeren Allee. (S. 104)

Der reiche Brenner war sehr erstaunt, als ihm dieser Besuch gemeldet wurde. Er saß gerade in seinem Privatzimmer neben dem Comptoir der Brennerei und hielt in seinem Sorgenstuhl ein Schlummerstündchen. Er war ein dicker, runder Mann mit einer unverkennbaren Veranlagung zu Schlaganfällen, und er machte seine verschlafenen Augen so weit auf, da er den unbequemen Besuch so feierlich in Frack und weißer Binde eintreten sah.

„Ich komme, Herr Kniesträter," begann Erich ohne Umschweife, „zunächst, um einen Irrtum Ihrerseits richtig zu stellen. Sie waren so freundlich, mir heute diesen Schein und diesen Zettel" — er legte beides auf den Tisch — „übermitteln zu lassen. Ich bitte Sie, beides wieder an sich zu nehmen, da es mir nicht zukommt."

Der andere wußte nicht, was er sagen sollte. Er sah bald Erich und bald die Papiere an.

„Wenn Sie der Doktor Bansen sind," entgegnete er endlich mürrisch, „so ist die Sache in Ordnung. Da!" Und er schob den Geldschein mit herablassender Miene Erich wieder zu. „Ich pflege geleistete Dienste gut zu bezahlen, auch wenn sie es nicht wert sind."

„Eben darum ist die Sache nicht in Ordnung, Herr Kniesträter. Ich habe erstens Ihnen keinen Dienst geleistet, und dann bin ich auch kein Tierarzt."

„Sie haben mir aber doch mit Ihren Besuchen das Haus eingelaufen."

„Allerdings, nur nicht des Hundes wegen, mit dem ich nicht mehr zu thun hatte, als daß ich ihm einmal aus freundschaftlicher Gefälligkeit ein Knöchelchen aus dem Halse zog. Sie werden sich selbst sagen, daß ich danach keinen Anspruch auf dies Honorar habe."

„Wenn das so ist, warum kamen Sie denn so oft — wie?"

„Sehr einfach, weil ich Ihr Fräulein Tochter — weil ich Dora liebe."

Der grobe Brenner fuhr auf wie ein gereizter Eber. „Sie sind wohl närrisch, daß Sie mir das so offen ins Gesicht sagen?“

„Ich sehe nicht ein, inwiefern ein ehrenhafter Mann närrisch sein soll, wenn er ein junges Mädchen liebt und zu deren Vater mit der Bitte kommt, ihm ihre Hand zu geben. Und diese Bitte, Herr Kniesströter, möchte ich hiermit in feierlicher Form ausgesprochen haben.“

„Aha, also da will's hinaus,“ schrie der erzürnte Brenner. „Geahnt habe ich's ja freilich, man hat's mir sogar gesteckt, weswegen der Herr Katzendoktor mir das Haus einläuft und daß es nicht wegen des nichtsnutzigen Viehes ist. Und dem Mädel werd' ich auch den Standpunkt klar machen. Mahlzeit!“

Damit lief er aus dem Zimmer, die Thür dröhnend hinter sich zuschlagend, ohne sich weiter um den Gast und Bewerber zu kümmern.

„Ein verteufelter Grobian, dieser Geldprotz, der die Leute nur nach der Steuerliste und wie sie oben angeschrieben sind, beurteilt,“ dachte Erich. Er sah ein, daß man ihm den dicken Brenner richtig geschildert hatte. Bei dem kam er auch mit Verwegenheit nicht durch, der ließ sich nicht überrumpeln.

„Herr Kniesströter läßt fragen, ob Sie noch etwas wünschen?“

Ein Commis war es, der sich mit dieser Meldung im Zimmer einfand. Es war ein nur zu deutliches Hinausweisen, wie außer den Worten auch die etwas impertinente Miene des jungen Bestellers erkennen ließ.

Erich faßte sich und griff nach seinem Cylinder.

„Allerdings, ich wünschte zwei Flaschen von dem guten Kornschnaps, beste Sorte. Bitte, diese in meine Wohnung zu bringen und quittierte Rechnung beizufügen. Mahlzeit.“

Stolz ging er davon. Innerlich war er gebrochen — seine Hoffnung, durch sein persönliches Auftreten Eindruck zu machen, vereitelt und getäuscht.

Es war aus — würde wenigstens aus sein müssen zwischen ihm und Dora, da der Alte allem Anschein nach niemals seine Einwilligung zu der Verlobung gab. Arme Dora! Zu derselben Stunde wartete sie schmerzlich auf die Entscheidung, wartete darauf, ihn freudestrahlend an der Seite des Vaters begrüßen zu können — und statt dessen wurde ihr eine donnernde Strafpredigt des Alten zu teil!

„Peter, diesmal hast du deine Sache nicht gut gemacht," dachte Erich niedergeschlagen, während er nach Hause fuhr.

Am anderen Tage harrte seiner eine neue Enttäuschung. Er traf Dora nicht im Park, dafür kam am Abend ein Brief von ihr, der überströmte von Thränen und Klagen. Heimlich schreibe sie ihm diese Zeilen; der Vater habe ihr alle Spaziergänge verboten — sie fürchte, daß er auch ihre Ausgänge überwachen lasse. Er habe sogar gedroht, sie zu Verwandten zu schicken. Was solle werden?

„Wenn ich das wüßte," sagte sich Erich trübsinnig. Er hatte nicht einmal ein Mittel, Dora eine Antwort zu senden; es war ja selbstverständlich, daß der alte Grobian von Vater sich von der Post auch die an seine Tochter gerichteten Briefe aushändigen ließ und auf ihren Inhalt beschnüffelte.

Kein Mittel, sie durch eine Zeile zu trösten?

Da fiel ihm die Flickerin ein. Sie war redselig und klatschsüchtig, aber am Ende konnte sie auch verschwiegen sein. Kein Mensch würde auf den Gedanken kommen, daß das komische Weiblein eine Liebesbotin sein könne.

Er beschloß, sie zu sich bitten zu lassen, und führte diesen Vorsatz auch aus. Des Abends kam sie, ihren

schnurrenden Peter im Arm, und wurde von ihm darin eingeweiht, was er von ihr verlange. Sie beteuerte, es gern thun zu wollen, und brachte dabei alles vor, was sie über den Brennereibesitzer in den verschiedenen Familien zusammengehorcht hatte. Es war gar nicht so uninteressant.

So erfuhr Erich, daß Knieströter als Mitglied in den ersten geselligen Verein der Stadt, dessen Vorstand der Geheimrat Brennecke angehörte, aufgenommen worden, nachdem er früher bei der Wahl ein paarmal durchgefallen sei, und daß zwischen dem Geheimrat und dem Brennereibesitzer jetzt eine dicke Freundschaft bestehe. Die Leute tuschelten darüber allerlei; sie meinten, der reiche Brenner wolle durch die Vermittelung des allmächtigen Hofarztes den vielersehnten Orden erhaschen, und dem Geheimrat sagte man nach, daß ihm die Verbindung seines Sohnes, eines jungen, eben von der Universität gekommenen Arztes, mit der reichen Brennerstochter gar nicht so unwillkommen sein würde. Und auch davon vernahm Erich nicht ohne Erstaunen, daß man in gewissen, dem Geheimrat nahestehenden Kreisen ihm seine Erfolge in der Kinderpraxis, die freilich auffällig hervorgetreten waren, zu neiden anfing. Man schrie ihn als einen Charlatan aus, während der junge Brennecke sich darauf angewiesen sah, in der Praxis des Vaters den Assistenten zu spielen, und sich daher gelegentlich wohl bitter über „fremde Eindringlinge" äußerte.

Nachdem die Flickerin so ihr Wissen ausgekramt hatte, versprach sie von neuem, bei der nächsten Gelegenheit, wo sie bei Knieströter arbeiten werde, Dora einen Brief Erichs heimlich zuzustecken.

Arme Dora! Sie mußte lange warten. Den Brief, den Erich ihr unmittelbar durch die Post doch als Antwort sandte, obwohl er sich bewußt war, daß er nicht an

seine Adresse kommen würde, nahm der Brenner in der That aus der Morgenpost und verbrannte ihn, nachdem er ihn wütend gelesen hatte.

* * *

Einige Tage darauf durcheilte die Residenz das Gerücht, der vierjährige Erbprinz Adolf, der einzige Sohn des Fürstenpaars, sei gefährlich erkrankt. Das Gerücht fand alsbald seine Bestätigung, als man den Geheimrat Brennecke in höchster Eile nach dem Schlosse fahren sah.

Es war ein Ereignis von sensationeller Bedeutung für die kleine Residenz, in der sich das ganze Leben der oberen Kreise um den Hof drehte. Ueberall, in allen Gesellschaftskreisen, im Salon wie im Wirtshause, bildete daher die Krankheit des jungen Prinzen den Hauptgegenstand der Unterhaltung.

Auch Erich hatte von der Krankheit des Prinzen in der Zeitung gelesen. Als „Ausländer" stand er dem Ereignis kühler gegenüber; viel wichtiger war ihm, daß zu seinem Schmerz die Flickerin noch immer nicht seinen Brief hatte übermitteln können; für den Prinzen würde schon der Hofarzt sorgen.

Um so erstaunter war er, als unversehens eines Morgens ein Lakai in seinem Sprechzimmer erschien und im Auftrage des Rittmeisters v. Hartenfels die Bitte überbrachte, daß der Herr Doktor sich doch unverweilt ins Schloß bemühen möge. Bevor Erich weitere Fragen stellen konnte, war der Diener verschwunden.

Was wollte der Rittmeister nur von ihm? Es fiel ihm ein, daß, wie die Flickerin ihm erzählt hatte, Herr v. Hartenfels der Adjutant des Fürsten war. Sollte diese Berufung am Ende mit der Krankheit des Prinzen in Verbindung stehen? Aber die Behandlung lag ja in den Händen des Geheimrats!

Auf dem Wege zum Schlosse sah er den letzteren vorüberfahren, dessen Wagen augenscheinlich auch die Richtung nach dem Schlosse einschlug.

Als Erich dort angekommen war, geleitete ihn ein Lakai in eines der Gemächer des unteren Stockwerks, wo ihn ein Offizier in Dragoneruniform, in dem er alsbald Herrn v. Hartenfels erkannte, sehr höflich empfing. Ohne Umschweife machte ihn dieser sofort mit dem Zweck seines Besuches bekannt.

„Wie Sie wissen werden, Herr Doktor," sagte Hartenfels, „ist der Erbprinz Adolf plötzlich schwer erkrankt. Da der Herr Geheimrat Brennecke eine Operation für notwendig hält, so hat der Fürst noch die Hinzuziehung eines geschickten Kinderarztes angeordnet, und Ihr Ruf, Herr Doktor, auf diesem Gebiet hat Seine Hoheit bewogen, die Wahl auf Sie fallen zu lassen. Ich möchte Sie nun fragen, ob Sie bereit wären, in Gemeinschaft mit dem Herrn Geheimrat sich dem kranken Prinzen zu widmen?"

Erich versicherte, daß, soweit er in Betracht komme, er alles aufbieten werde, was in seinen Kräften stehe, um die baldige Genesung des Erbprinzen herbeizuführen. Herr v. Hartenfels schien sehr befriedigt, denn er drückte ihm auffallend warm die Hand.

„Ich werde Sie nun zu dem Herrn Geheimrat geleiten, der Sie über den bisherigen Verlauf des Leidens unterrichten wird. Nach der Besprechung haben Sie die Güte, den Erbprinzen selbst zu untersuchen, und unmittelbar nach dieser Untersuchung will der Fürst Sie und den Herrn Geheimrat empfangen."

„Darf ich vielleicht fragen, Herr Rittmeister," bemerkte Erich, „ob der Herr Geheimrat Brennecke selbst mich als seinen Assistenten bei der Operation vorgeschlagen hat?"

Der Rittmeister schien etwas verlegen. Dann sagte

er: „Selbstverständlich ist der Herr Geheimrat mit Ihrer Wahl durchaus einverstanden. Aber darf ich nun bitten?“

Er ging ihm voran durch die Gänge des Schlosses, bis ein Hoflakai ihnen die Flügelthür eines Gemaches öffnete, an dessen Fenster Erich beim Eintritt sofort den Geheimrat bemerkte. Er sah abgespannt und verdrießlich aus und erwiderte bei der Vorstellung des jungen Arztes durch den Rittmeister Erichs Verbeugung nur durch eine kühle Neigung des Kopfes. Aus der Art, wie der Rittmeister ihm, und er selbst wiederum dem Rittmeister begegnete, erkannte Erich sogleich, daß auch die beiden Herren nicht auf dem freundschaftlichsten Fuße miteinander standen.

Der Rittmeister empfahl sich kurz und ließ sie allein. In einem näselnden, hochmütigen Ton, der das volle Bewußtsein seiner Würde ausdrückte, begann der Geheimrat nun dem jungen Kollegen einen Vortrag zu halten über die Entwickelung der Krankheit des Erbprinzen. Er betonte dabei mit besonderem Nachdruck das Vertrauen, dessen er Erich für würdig befunden hätte, indem er einen so unerfahrenen Anfänger sich zu seinem Assistenten ausgesucht, und nun war Erich vollkommen überzeugt, daß der Geheimrat nicht bloß an seiner Wahl unschuldig sei, sondern daß dieser sich im Grunde seines Herzens auch darüber ärgerte, den eigenen Sohn hinter einem Fremden zurückgestellt zu sehen. Wer aber konnte nur für ihn, den Fremden, so mächtig bei dem Fürsten gewirkt haben?

Trotz der Anmaßung des Geheimrats bewahrte er jedoch seine schweigsame Ruhe. Aber als dieser ihn fragte, ob er sich den auch wirklich getraue, an dem schwer verantwortlichen Amt einer solchen Operation teilzunehmen, entgegnete er gelassen: „Seien Sie überzeugt, Herr Geheimrat, daß ich mein Bestes thun werde, vorausgesetzt allerdings, was mir einstweilen noch fraglich erscheint, daß eine Operation überhaupt notwendig ist.“

Der Geheimrat schaute ihn starr durch seine Brillengläser an. Dieser Mensch wagte am Ende gar, seine Diagnose zu bezweifeln.

„Die Operation ist notwendig!" sagte er mit einer gewissen Schärfe. „Kommen Sie jetzt zum Prinzen." —

Eine halbe Stunde später führte der Adjutant die beiden Aerzte in das Kabinett des Landesherrn und stellte Erich vor.

Der Fürst nickte hastig mit dem Kopfe.

„Ich weiß, ich weiß. Können Sie" — wandte er sich an Erich — „die Ausführung der Operation auf Ihre Verantwortung übernehmen?"

„Nein, Hoheit," erwiderte Erich entschlossen. „Ich meinerseits muß die Ausführung oder auch nur eine Teilnahme an der von dem Herrn Geheimrat vorgeschlagenen Operation ablehnen."

Der Blick des Fürsten flog mit erstaunter Frage zu dem Rittmeister, der plötzlich ein betroffenes Gesicht zeigte.

„Ah — so brauchen Sie sich weiter nicht zu bemühen," sagte der Fürst kühl. „Bitte!"

Es sollte ein Zeichen ungnädiger Entlassung sein; um den dünnen Mund des Geheimrats zuckte es wie ein Lächeln des Triumphs. Allein Erich beharrte auf seinem Platz. *)

„Verzeihen, Hoheit, wenn ich so dreist bin, die Gründe meiner Ablehnung darlegen zu wollen. Sie liegen durchaus nicht in dem Mangel meiner Fähigkeiten und meines Selbstvertrauens, sondern in dem Zustand des Erbprinzen selbst."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Hoheit, ich bin der Ansicht, daß die von dem Herrn Geheimrat vorgeschlagene Operation das Leiden nicht be-

---

*) Siehe das Titelbild.

seitigen wird, da sie nicht die wahre Wurzel desselben treffen würde. Ja, ich habe sogar die bestimmte Ueberzeugung, daß der Zustand des Prinzen sich nach einer derartigen Operation verschlimmern wird."

„Ah!" Diesmal traf das Auge des Fürsten den Geheimrat, dessen graues Gesicht sich mit der Röte zorniger Erregung zu färben schien. „Sie hören, Herr Geheimrat."

„Hoheit werden es begreiflich finden, wenn ich auf Grund meiner reiferen Erfahrung, der Hoheit ihre huldvolle Anerkennung bisher nicht versagt haben, die Anschauungen des Herrn als vollkommen unzutreffend ablehnen muß. Angesichts des Widerspruchs des Herrn Bansen bitte ich Hoheit, sich gütigst erinnern zu wollen, daß seine Berufung nicht auf meinen Vorschlag erfolgt ist."

„Das ist richtig!" versetzte der Fürst und blickte wieder zu seinem Adjutanten hinüber, der jetzt auf glühenden Kohlen zu stehen schien. „Also Sie halten die Operation für notwendig, Herr Geheimrat?"

„Durchaus notwendig, Hoheit, wenn man die Wahrscheinlichkeit gewinnen will, das kostbare Leben des Erbprinzen zu erhalten."

„Also des Erfolgs der Operation sind auch Sie nicht unbedingt sicher, Herr Geheimrat?" rief der Fürst, wie es schien, unangenehm überrascht.

Der Geheimrat legte die Hand auf die Brust. „Ich bitte, Hoheit, überzeugt zu sein, daß alles geschehen wird, was menschliche Wissenschaft vermag. Wenn ich von Wahrscheinlichkeit spreche, so ist es eine solche, die nach menschlichem Ermessen nicht weit von Gewißheit entfernt ist. Gestatten Hoheit mir die Wahl eines neuen Assistenten, der geneigt ist, auf meine Intentionen einzugehen."

Der Fürst machte unruhig einige Schritte durch das Gemach. Erich sah ihn an, und der Fürst winkte ihm, daß er sprechen solle.

„Ich stehe mit meinem Wort Hoheit für das Leben des Erbprinzen ein," erklärte er fest, „sobald Hoheit gestatten, daß die Art der Behandlung der Krankheit mir überlassen bleibt. Ich wiederhole, es bedarf keiner Operation, und in vierzehn Tagen wird der Erbprinz wiederhergestellt sein."

„Ungeheuerlich!" rief der Geheimrat achselzuckend, indem er in seiner Erregung den Respekt vor dem Fürsten ganz vergaß.

„Dazu erbieten Sie sich mit Ihrem Wort?" rief dieser, erstaunt den verwegenen jungen Arzt messend.

„Mit meinem Wort, und ich will gleichzeitig einen Bürgen stellen — einen Universitätslehrer, Professor Siegel. Gestatten mir Hoheit, meine Behandlungsweise schriftlich zu fixieren und dem Urteil dieses berühmten Gelehrten, dessen Autorität auch der Herr Geheimrat nicht bestreiten wird, zu unterbreiten. Die persönliche Berufung des Professors Siegel scheint mir überhaupt im Interesse der Genesung des Erbprinzen notwendig, da ich leider sehe, daß der Herr Geheimrat meinen Standpunkt nicht teilt."

„Fatal, wenn die Aerzte sich so widersprechen!" Der Fürst blieb plötzlich bei seinem Adjutanten stehen und flüsterte diesem einige Worte zu, dann sagte er laut: „Meine Herren, ich danke Ihnen."

Sie waren beide entlassen. Erich verneigte sich und verließ mit dem Geheimrat das Kabinett. Dieser würdigte ihn draußen keines Blickes weiter und schritt gebeugten Hauptes, schwer atmend, von dannen. Er fühlte, daß sein Ansehen heute einen schweren Schlag erhalten hatte.

Erich hatte noch nicht das Ende des Ganges erreicht, als der Rittmeister hinter ihm her kam. Er war in außerordentlicher Erregung.

„Hoheit lassen den Professor Siegel telegraphisch be-

rufen," flüsterte er. „Kommen Sie, Herr Doktor. Auch für Sie habe ich einen Auftrag." Er zog den jungen Arzt in ein einfach ausgestattetes Zimmer. „Wenn Sie nicht das Richtige getroffen haben, komme ich in Teufels Küche! Sie wissen nicht, was alles auf dem Spiele steht. Doch zunächst den Auftrag. Hoheit läßt Sie bitten, hier gleich schriftlich die von Ihnen vorgeschlagene Behandlungsweise aufzusetzen und mir versiegelt zu überreichen. Sie finden das Nötige hier auf dem Schreibtisch."

Während Erich dem Auftrag nachkam, rückte der Rittmeister deutlicher mit der Sprache heraus. Der Geheimrat war danach bei Hofe allgemein unbeliebt, man würde sich freuen, wenn man seinen Einfluß bei dem Fürsten brechen könnte. Er hatte gehofft, seinen Sohn sich als Assistenten wählen zu können, und dies Spiel hatte der Adjutant durchkreuzt, indem er Erichs Wahl bei dem Fürsten durchsetzte; der Geheimrat hatte hierbei zustimmen müssen, weil er es nicht wagen durfte, mit der Empfehlung seines Sohnes dem Fürsten gegenüber aufdringlich zu erscheinen. Aber nun mußte Erich auch die ihm gewordene Fürsprache rechtfertigen.

„Jedenfalls ist es mir Erfolg genug, daß Professor Siegel berufen wird," sagte Erich lächelnd. „Sie werden darin sicher keine Erhöhung der Gefahr für das Leben des Erbprinzen erkennen können, Herr Rittmeister. Aber nun sagen Sie mir, wie Sie eigentlich auf mich, den Ihnen doch vollkommen unbekannten Arzt gekommen sind?"

„Hm, ein Zufall, Herr Doktor, offen gestanden! Kaum war unser Erbprinz erkrankt, als mein Bursche anfing, von Ihrem Namen und Ihren Erfolgen als Kinderarzt zu sprechen. Täglich lag er mir damit in den Ohren. Na, und nun kam der Geheimrat mit seinem Assistenten; es war eine Gelegenheit, einen Strich durch seine Pläne zu machen, und als der Fürst einmal die Operationsfrage

mit mir besprach, glitt mir Ihr Name unwillkürlich über die Zunge, und ich pries Sie noch mehr, als es mein Bursche mir gegenüber gethan hatte."

„Also Ihrem Burschen verdanke ich die Ehre Ihrer Bekanntschaft. Wie heißt er denn?"

„O, wenn er so viel von Ihnen erzählt, müssen Sie ihn doch kennen, Herr Doktor. Sie haben doch schon in seiner Familie einen Fall gehabt. Vielleicht bei seiner Mutter, sie ist Silberwäscherin, oder bei seiner Tante, einer stadtbekannten alten Schachtel."

„Wieder die alte Flickerin!" dachte Erich und schaute den Rittmeister aufmerksam an, aber dieser machte ein höchst ehrbares Gesicht, ein Beweis, daß ihm nicht im mindesten bewußt war, was es mit dem von ihm erwähnten „Familienfall" für eine Bewandtnis hatte.

Die zuversichtliche Stimmung, mit der Erich dem Rittmeister seinen ärztlichen Bericht übergab, machte auf diesen einen guten Eindruck; der Händedruck, mit dem er sich empfahl, fiel überaus herzlich aus.

In der That sollte der Ausgang Erichs Ansicht rechtfertigen. Bereits am anderen Tage wurde der junge Arzt wieder ins Schloß bestellt. Herr v. Hartenfels begrüßte ihn mit strahlendem Gesicht.

„Ich gratuliere, Herr Doktor. Professor Siegel ist eingetroffen und hat Ihren Bericht glänzend bestätigt. Der Fürst hat infolgedessen angeordnet, daß Ihnen die Behandlung des Erbprinzen überlassen bleiben soll. Glück auf den Weg! Sehen Sie" — er zeigte durch das Fenster auf den Schloßhof — „da fährt er ab. Die Niederlage gönne ich ihm."

Draußen setzte sich das Coupé des Geheimrats Brennecke in Bewegung; es war dicht geschlossen, denn es barg eine gefallene Größe.

Nach einer Stunde verließ Erich das Schloß mit hoch-

erhobenem Haupte; der Fürst hatte die Kur des Prinzen in seine Hände gelegt. Wie ein Lauffeuer ging das Gerücht von seinem Erfolge und der Ungnade des Geheimrats durch die Residenz; Erichs Name lag auf allen Lippen, und als es nun gar hieß, das Befinden des Prinzen bessere sich, strömte alles, was in der guten Gesellschaft krank war oder sich krank fühlte, dem jungen Arzte zu, der sein Sprechzimmer auf einmal überfüllt sah.

Auch inmitten seiner neuen anstrengenden Thätigkeit dachte er jedoch mit Sehnsucht an Dora und war hocherfreut, als die Flickerin ihm endlich die Antwort auf sein Schreiben aus Doras Händen und tausend Grüße von ihr brachte. Er hätte in seiner Freude das alte Weiblein umarmen mögen; jedenfalls dankte er ihr so herzlich, daß sie ganz beschämt war. Nicht erbaulich war dagegen die Nachricht, daß der Herr Kniesträter unter dem Einfluß des Geheimrats und seiner Sippe noch übler als vorher auf ihn zu sprechen sei.

„Den Bären werde ich auch noch zähmen,“ sagte Erich und übergab der Alten ein neues Briefchen zur gelegentlichen Bestellung an Dora.

— — — — — — — — — — — —

Hof und Residenz atmeten wieder auf; der Erbprinz hatte das Bett verlassen, man sah ihn wieder mit seiner Bonne im Schloßpark spazieren gehen, noch ein wenig blaß von der Krankheit, aber im übrigen so munter wie alle Kinder seines Alters.

Die Gesichter im Schloß schauten vergnügter als sonst darein; der Fürst erfreute alle Welt durch die Beweise einer guten Laune. Erich war zur Audienz befohlen worden. Der Fürst wollte ihm seinen Dank aussprechen und that dies in ungewöhnlich herzlichen Worten und mit warmem Händedruck. Hohe Herren sind nicht immer in

gnädiger Stimmung, und Erich sagte sich, daß er den Augenblick benützen müsse.

„Hoheit beschämen mich," sagte er, „daß Sie eine einfache Pflichterfüllung eines so hohen Lobes würdigen. Aber vergeben mir, Hoheit, wenn ich wage, eine Bitte auszusprechen, deren Erfüllung für Hoheit leicht ist, während sie für mich eine große Bedeutung hat."

„Eine Bitte? Sprechen Sie, lieber Doktor. Sie ist so gut wie gewährt."

„Jetzt gilt's!" dachte Erich und laut sagte er: „Hoheit, ich bitte um den Georgsorden."

Der Fürst sah ihn überrascht an. Seine Miene wurde etwas weniger freundlich; er hatte den jungen Arzt nicht für einen Ordensjäger gehalten.

„Die Bitte ist Ihnen gewährt," versetzte er.

Erich verneigte sich zum Zeichen des Dankes. „Ich bitte, Hoheit, es nicht übel zu deuten, aber ich habe diese Bitte nicht um meinetwegen geäußert, sondern für einen anderen, den Hoheit durch diese Auszeichnung unendlich beglücken würde."

„Für einen anderen? Das geht nicht."

„Hoheit, wenn dieser andere es am Ende verdiente!"

„Sie sind ein seltsamer Herr, daß Sie für andere Leute Auszeichnungen erbitten. Wer ist es denn?"

„Hoheit, der Brennereibesitzer Kniesträter."

„Der Schnapsbrenner? Was hat der denn für Verdienste?"

„Er thut sehr viel für gemeinnützige Stiftungen, Hoheit."

Der Fürst winkte verdrießlich mit der Hand. „Ich weiß, aber der Mensch soll ein furchtbarer Plebejer sein. Hat da seine Brennerei mitten in unserer Villenstadt."

„Ich sehe mit Betrübnis, daß Hoheit den Mann nicht ganz richtig beurteilen. Ich wenigstens wüßte noch eine

Eigenschaft von ihm anzuführen, die ihn in meinen Augen vor allen anderen Menschen auszeichnet."

„Und die wäre?" fragte der Fürst neugierig.

„Hoheit, ich habe den Mann dazu ausersehen, daß er mein Schwiegervater werden soll. Er hat eine reizende Tochter."

Die burschikose Antwort war dem Fürsten gegenüber dreist, aber sie wurde so humoristisch vorgebracht, daß dieser in ein lautes Lachen ausbrach.

„Beim Himmel, das ist gut. Für Ihre Verdienste wollen Sie Ihren Schwiegervater dekorieren lassen! Nun wir werden sehen, was sich thun läßt, mein lieber Doktor."

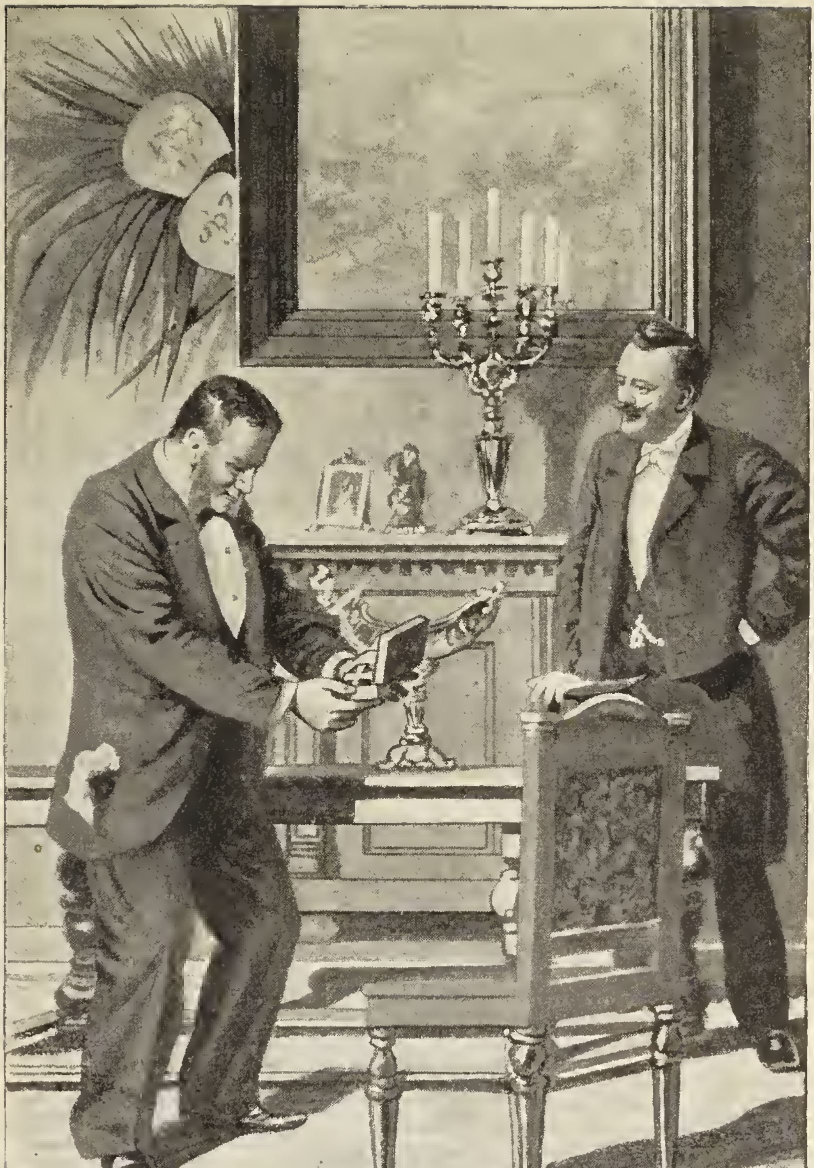
Am anderen Tage fand sich Herr v. Hartenfels in Erichs Wohnung ein und hatte mit ihm eine kurze Unterredung. Unmittelbar danach warf sich der junge Arzt in den Frack und fuhr in seinem Wagen zur Villa des Brennereibesitzers.

Herr Kniesströter war im Begriff, auszugehen, als ihm der Doktor Bansen gemeldet wurde. Unwillig erklärte er dem Mädchen, daß er nicht zu sprechen sei; das Mädchen brachte den Bescheid zurück, daß der Doktor sich nicht abweisen lassen wolle; es handle sich, wie er sage, um eine sehr wichtige Angelegenheit.

„Na, dann lassen Sie ihn eintreten," rief der Brenner brummend. Man hatte ihn noch mehr gegen den jungen Arzt aufzuhetzen gesucht; immerhin wagte er es doch nicht, eine Person, die plötzlich so beliebt bei Hofe geworden war, schroff zu behandeln.

„Womit kann ich dienen?" fragte er, als Erich eingetreten war.

„Um es kurz und offen zu sagen, Herr Kniesströter: ich komme in der Hoffnung, daß Sie diesmal meiner Bewerbung um die Hand Ihrer Tochter Ihre Zustimmung nicht versagen werden."



Mit hastiger Hand griff der andere nach dem Etui. (S. 122)

„Bedaure sehr; ich habe Ihnen meine Antwort bereits gesagt. Meine Tochter ist nichts für Sie.“

„Meine Verhältnisse sind anders geworden, Herr Kniesträter. Man ruft mich weder zu Katzen noch Hunden mehr. Ich bin ein angesehener, vielbeschäftigter Arzt, wie Sie wohl wissen werden.“

„Weiß ich. Was geht mich Ihr Glück an? Brauche es nicht für mich.“

„Also Sie verweigern mir auch diesmal die Hand Ihrer Tochter?“

„Ja, was denken Sie denn sonst von mir?“

„Schön,“ sagte Erich, „diesen Punkt hätten wir also wieder einmal erledigt. Ich habe dann mich noch eines Auftrages des Fürsten an Sie zu entledigen. Hoheit sendet Ihnen durch mich in Anbetracht Ihrer Verdienste um die Sache der Humanität dies äußere Zeichen seiner Anerkennung.“

Er holte aus seiner Tasche ein kleines Etui hervor und legte es auf den Tisch. Der dicke Brenner sah zu seiner Ueberraschung ein buntes Ordensbändchen aus dem Inneren hervorlugen. Seine Miene verklärte sich, aber er traute doch der Sache nicht ganz.

„Für mich?“ fragte er halb erfreut und halb zweifelnd.

„Sehen Sie selbst,“ erwiderte Erich, „ob es für Sie bestimmt ist.“

Mit hastiger Hand griff der andere nach dem Etui. Wirklich fand sich darin nicht nur der heiß ersehnte Orden, sondern auch ein beschriebenes Blatt. In großen Zügen standen darauf die Worte: „Dem Schwiegervater des Herrn Doktor Bansen in Gnaden bewilligt.“ Darunter die eigenhändige Unterschrift des Fürsten.

Der dicke Herr griff sich verdutzt an den Kopf.

„Nun, ist der Orden für Sie bestimmt?“ fragte Erich lächelnd.

„Sie sind ja ein Teufelskerl, Herr!“ rief der Brenner. „So etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Nun denn, wenn die Dora will, muß ich wohl Ja und Amen sagen.“

Und er nahm die Dekoration aus dem Etui und suchte sie im Knopfloch unterzubringen.

„Sehen Sie — so als Schwiegerpapa gefallen Sie mir viel besser!“ rief Erich, und der Brenner stimmte, mit behaglichem Blick sich an der Auszeichnung weidend, in sein Lachen ein. „Jetzt aber möchte ich Dora sehen.“

* * *

In dem Sprechzimmer Bansens fällt manchem der fremden Patienten, die den vielbeschäftigten und beliebten Arzt aufsuchen, eine kleine, ausgestopfte Katze ins Auge, die von dem Aufsatz des Schreibtisches herabschaut. Die meisten halten das Tier für einen ausgestopften kleinen Panther; fragt aber einer von ihnen den Arzt danach, so erwidert er lächelnd: „Das war mein erster Patient.“

Es ist Peter, der nach seinem Heimgange in das Katzenjenseits noch fortfährt, in leibhaftiger Gestalt auf Erden den Kindern des Doktors ein Gegenstand des Grauens zu sein. Sie wissen nicht, daß er ihrem Papa einst Glück gebracht hat.



Königsthrone.

Ein Besuch in den Herrscherpalästen. Von **Otto Wiederhold.**

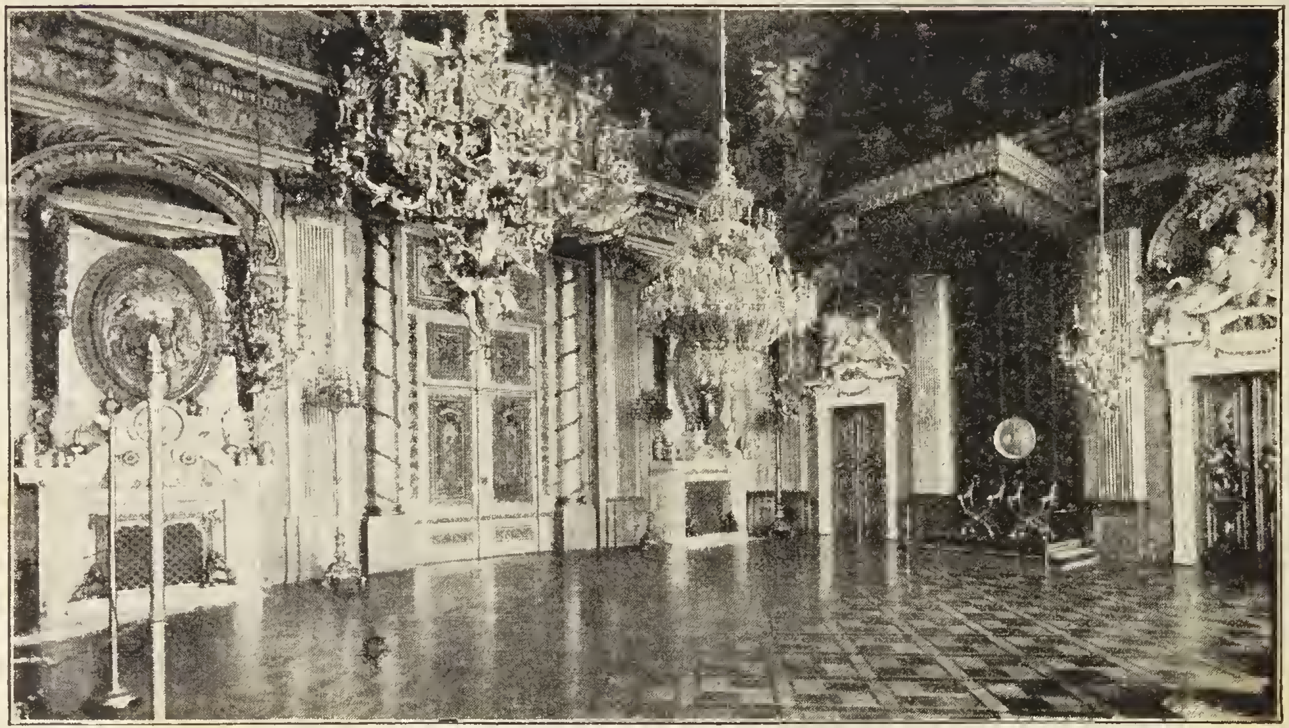
Mit 12 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Jene Räume, in denen sich die feierlichsten Vorgänge im Leben der Fürsten abspielen, und von denen oft höchst wichtige Dinge für das Schicksal ganzer Völker ihren Ausgang nehmen, die Thronsäle mit ihren Thronen, üben stets den Reiz des Geheimnisvollen auf das Publikum aus, und jeder möchte gern wissen, wie die Throne und ihre Umgebung wohl beschaffen seien. Aber nur wenigen ist ein Einblick in diese Räume gegönnt, und wir wollen im folgenden unsere Lesern wenigstens einmal in Bild und Wort zu den Thronen der hervorragendsten Großen führen.

Wir wollen den Anfang dieser Wanderung mit dem Thron des deutschen Kaisers und Königs von Preußen im Schlosse zu Berlin machen.

Unter den siebenhundert Gemächern des Schlosses in Berlin ist der Thronsaal der größte, er darf mit Recht als einer der prächtigsten Säle der Welt bezeichnet werden. Man wird beim Eintreten fast geblendet durch den Glanz des Marmors und der Vergoldung, in welchem dieser Saal schimmert. Die Wände des mächtigen Raumes sind bedeckt



Der Thronsaal im königlichen Schlosse zu Berlin.

mit Bildhauerwerken, die auf die Kraft und Größe des Herrscherhauses hinweisen. Die Decke des Saales ist mit tieffarbigen Malereien geschmückt, der Thron selbst ist dagegen verhältnismäßig einfach. Auf einer wenig hohen Estrade erblickt man zwei Sessel, aus gediegenem Silber



Der Thron im St. James-Palast zu London.

gearbeitet und mit roten Sammetkissen belegt, der weit vorragende Thronhimmel ist mit goldenen Adlern und Kronen versehen, über den Sesseln hängt ein großer runder, kunstvoll getriebener Schild, den die Berliner Bürgerschaft dem König Friedrich Wilhelm IV. gewidmet hat. Herrliche Bergkrystallkronleuchter hängen von der Decke herab.

Eines der mächtigsten Reiche der Welt ist England, und



Der Thron zu Amsterdam.

der Thron der Königin Viktoria mag die Reihe dieser Thronschau fortsetzen. Die Königin des Vereinigten Königreichs Großbrittanien und Irland und seiner Kolonien und Dependenzen in Europa, Asien, Afrika, Amerika und

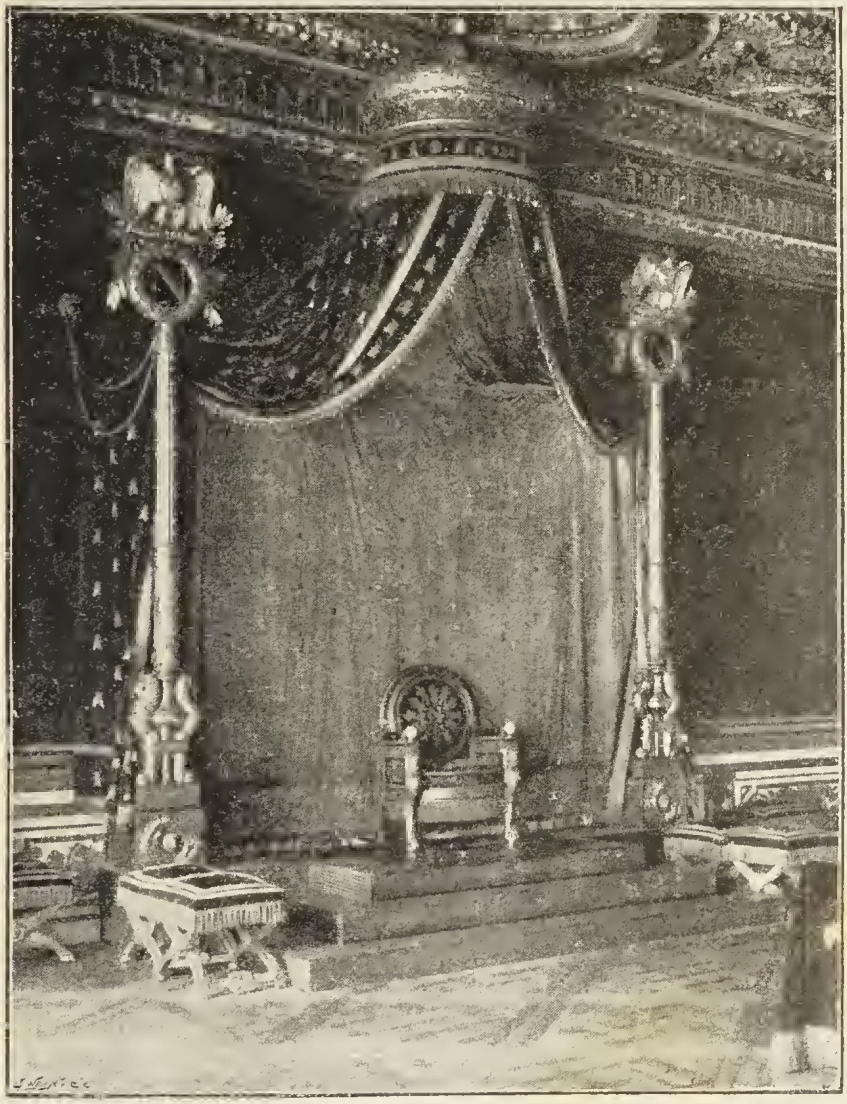
Australien, Kaiserin von Indien, wie der offizielle Titel lautet, hat drei Throne, aber der, vor welchem die Hauptstaatsaktionen stattfinden, ist im St. James-Palast in London. Der Thronsaal selbst ist von schwerer edler Bauart, aber nicht sehr prunkvoll, der mit Gold dick überzogene mächtige



Der Thron von Dänemark.

Thronsessel steht auf einer mit purpurfarbigem Sammet überzogenen Erhöhung, Sammet in derselben Farbe bekleidet den Sitz und die Lehne, auf dieser ist sichtbar das schwer in Gold gestickte englische Wappen mit der Krone, eine massiv goldene Krone schmückt die Rückenlehne des Sessels. Der Thronhimmel ist aus schwerem Purpursammet mit goldenen

Fransen und acht goldenen Quasten, auf den Zungen dieser Baldachinbekleidung sind goldene Kronen gestickt. Hinter dem



Napoleons I. Thron in Fontainebleau.

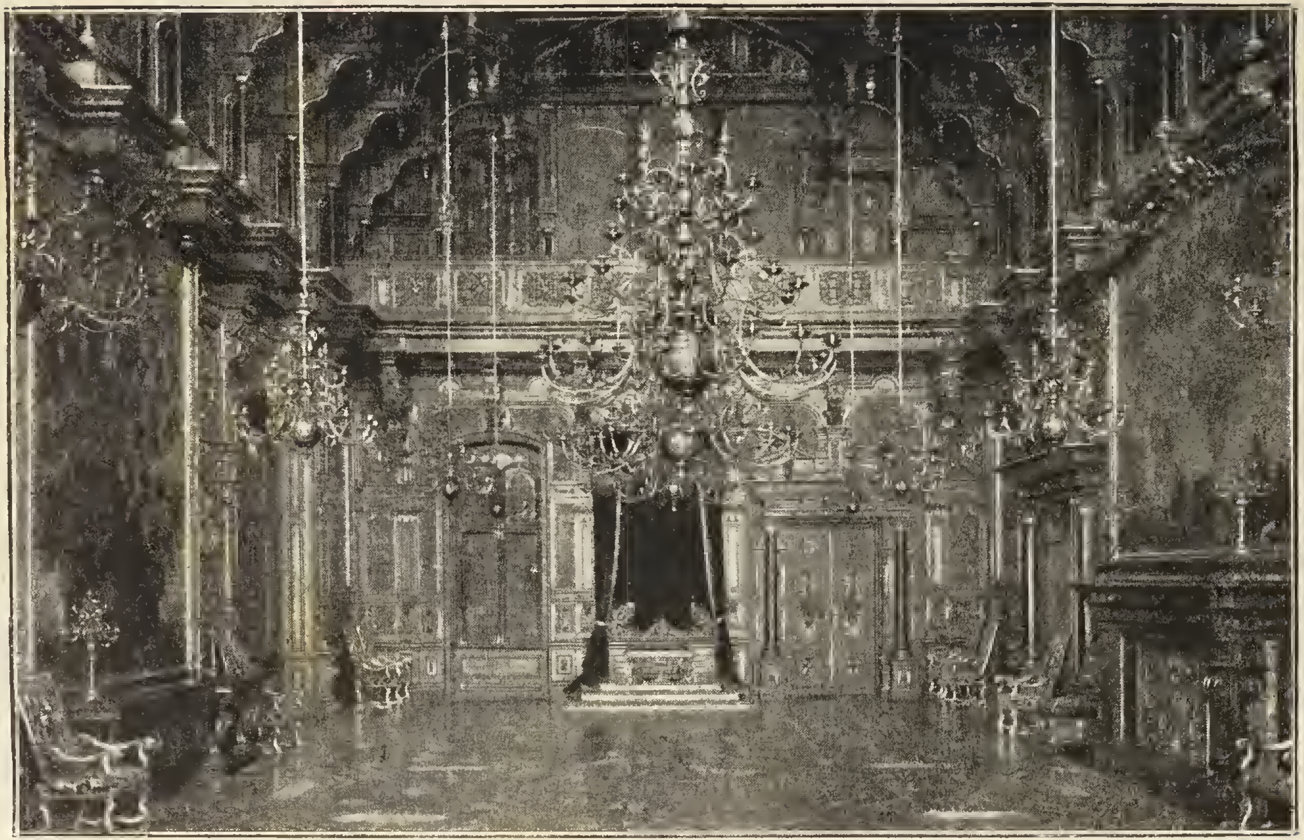
Thron hängt eine Purpursammetdraperie mit goldgesticktem englischen Wappen von Metergröße. Hier, auf diesem Sessel sitzend, empfängt die Königin fremde Gesandte, vor diesem

Thron findet auch die alljährliche große „Cour“ statt, ein Vorüberwandeln vor der Königin seitens des hohen Adels und sonstiger durch Geist, Geld und Geburt hervorragender Engländer und Fremder, eine Zeremonie, zu welcher eingeladen zu werden der höchste Wunsch aller Engländer ist. Von diesem Thron aus eröffnet die Königin auch die Sitzungen des königlichen Gerichtshofes, zu welchem Zweck der Thronsessel von diesem Ort fort und nach dem Gerichtsgebäude gebracht wird.

Der Thron der Königin der Niederlande mag dem der Königin Viktoria folgen.

Die Königin Wilhelmine ist ein junges Mädchen von sechzehn Jahren, sie folgte ihrem Vater im zehnten als Königin nach, ihre Mutter übernahm jedoch die Regierung für sie und wird diese behalten bis zum achtzehnten Jahr der jungen Königin, also wird der Thron im Königspalast zu Amsterdam noch zwei Jahre unbenutzt dastehen. Der Thronsessel wurde beim Tode des Königs neuhergestellt; er ist prunkvoll mit schwerer Vergoldung geziert, die Polsterung ist mit rubinfarbigem Sammet bedeckt, von den Armlehnen und dem Sitz hängen goldene und rubinseidene Fransen herab, die Rückenlehne des Sessels überragt eine goldene, mit Saphiren besetzte Krone, welche zwei Löwen halten, der Thronhimmel ist aus rubinfarbigem Sammet mit cremefarbener Seidenstickerei und endet in einer riesigen goldenen Krone. Als besonderer Zierat schmücken den Baldachin zwei Büschel kostbarer Straußfedern, seitlich von diesen zeigt der Sammet die goldenen Inschriften: Zuid Holland, Noord Holland (Süd- und Nordholland). Die Rückwand des Baldachins ist mit dem holländischen Wappen in Seide, Gold und Edelsteinen bestickt und zeigt das königliche Motto: „Je maintiendrai“ (Ich werde meine Macht oder mein Reich behaupten).

Sehr eigenartig ist der Thron des Königs von Däne-

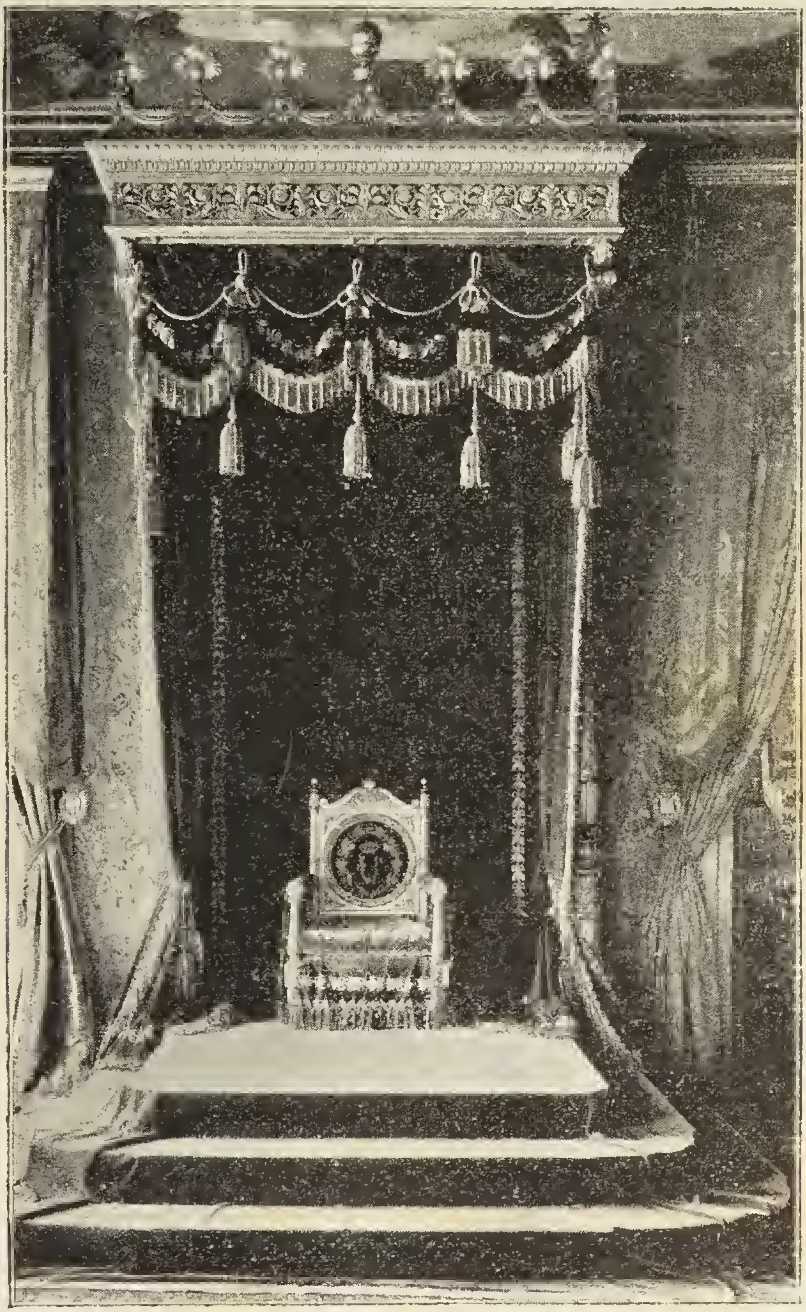


Der Thronsaal im Schlosse Miramar.

mark. Zwischen zwei gewaltigen Spiegeln erblicken wir auf der mit rotem Sammet überzogenen Erhöhung zwei seltsam gestaltete, mächtig hochlehnige Sessel von höchst kunstvoller Arbeit. Der größere, der Thron des Königs, ist hergestellt aus den Stoßzähnen des Narwals und geschmückt mit acht allegorischen Figuren aus Gold, den Sessel krönt eine Amethystkugel von großem Werte. Der schmälere Thron der Königin ist ganz aus Silber und mit Silberbrokat überzogen. Bei hohen Feierlichkeiten, wie Krönung und Begräbnis der Monarchen, werden vor der Estrade drei riesige Löwen von Silber aufgestellt, welche die Macht Dänemarks versinnbildlichen. Aehnlich wie bei dem holländischen Thron zieren den Thronhimmel Straußfederbüschel in silbernen Haltern. Der Thron befindet sich im Rittersaal des Schlosses Rosenborg zu Kopenhagen.

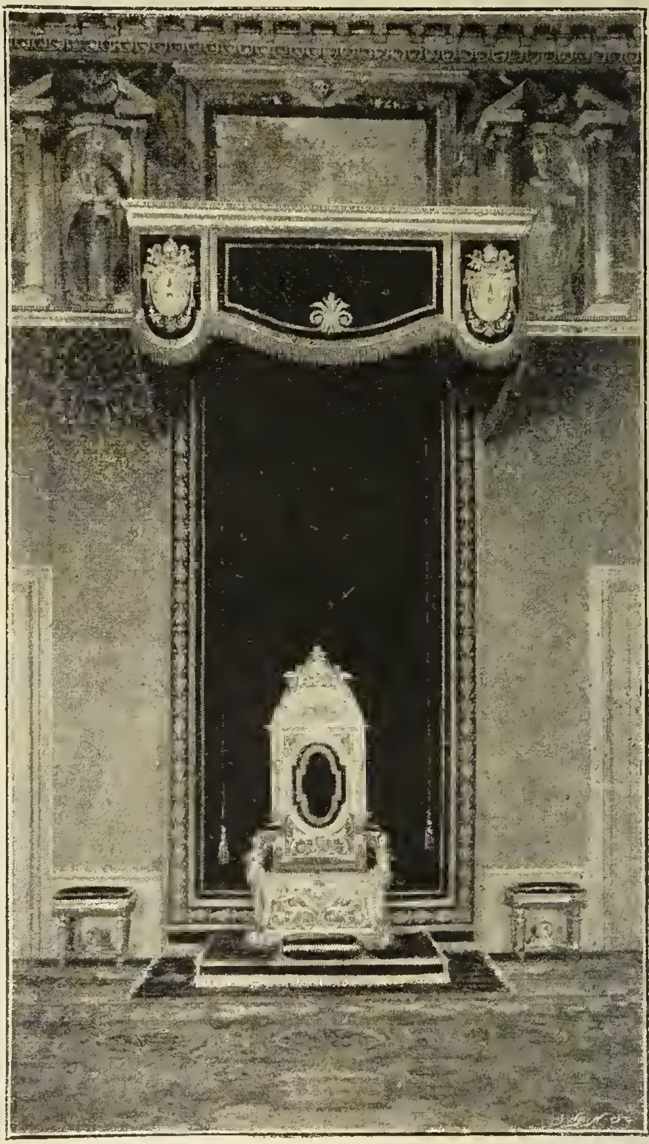
Das französische Kaisertum gab sich gern als Nachfolger der Cäsaren aus, und Napoleons I. Thron ahmt in seinen Formen das Altrömische nach. Der französische Adler ist mit seinem heraldischen Beiwerk den römischen Feldzeichen entnommen: zwei Säulen mit Kranz und Adler tragen den Baldachin. Der aus vergoldeter Bronze und rotem Sammet gebildete Thronsessel erinnert in seiner ganzen Art an die Marmorsessel der römischen Cäsaren, die rote Sammetdrapierung ist mit goldenen Bienen bestickt. Der Thronsaal in Fontainebleau, denn dort befindet sich der Thron, ist theatralisch prunkvoll und farbenbunt von Karl IX. ausgestattet. Er ist überladen mit Goldstuck und Malereien. Zuletzt benutzte für besonders feierliche Gelegenheiten Napoleon III. diesen Thron. Jetzt haben Besucher schwer Zutritt zu diesem Saal, der Sessel ist mit Gaze dicht verhüllt, als wolle die Republik die Erinnerung an den in vielen Dingen recht bedenklichen Glanz der Tage des Kaiserreiches verschleiern.

Die meisten Throne hat vielleicht der Kaiser von Oester-



Der Thron des Königs von Italien.

reich und König von Ungarn: in Wien, Prag, Pest, in Mähren, in Krain, in Dalmatien hat der Herrscher über das



Der päpstliche Thron im Vatikan.

vielsprachige Reich prachtvolle Thronsäle mit eigenartigen Thronen. Wir führen unsere Leser zu jenem märchenhaften



Der Thron des Königs von Spanien.

Thronsaal im Schloß Miramar, das, am Adriatischen Meere wundervoll gelegen, wohl als der schönste Fürstensitz gelten

kann. Das Schloß ist ganz modern und der Thronsaal in diesem eine großartige Halle, leicht, kühn, heiter, schimmernd in Marmor und Goldglanz, ein wahrhaft herrlicher Raum, für glänzend fröhliche Feste, dem entspricht auch der Thron hier, eine Marmorbank in griechisch antiker Form, belegt mit goldgestickten Kissen, zwischen buntfarbigen Marmorsäulen stehend und überragt von hell goldbordierter Sammetdraperie.

Am einfachsten vielleicht von allen Thronen ist der des Königs von Italien im Quirinal zu Rom. Viktor Emanuel, der erste König des geeinten Italiens, war ein Feind öffentlicher Schaustellungen und des Prunkes; er trat gern so unscheinbar wie möglich auf und beschränkte seine Repräsentationspflichten soviel er konnte. Daher hat er auch bei Anfertigung des Thrones den Grundsatz der Sparsamkeit und Einfachheit zur Geltung gebracht. Der Sessel ist von Holz, vergoldet, mit leichtem Sammet gepolstert und die Lehne mit dem Namenszeichen und der italienischen Krone in Gold gestickt. Eine leichte Sammetgardine fällt von einem schmalen Baldachin auf die Estrade, welche diesen bescheidenen Thron trägt, der jedoch einem feinen Geschmack gerade deshalb zusagt, und das junge, sparsame, finanziell schwache Königreich jenseits der Alpen sehr gut charakterisiert.

Wenn wir in Rom sind, so ist es natürlich, daß wir uns auch den päpstlichen Thron ansehen. Der Thron befindet sich im Vatikan in der Sala regia, einem Audienzsaal unmittelbar an der weltberühmten Sixtinischen Kapelle. Der Raum ist ernst und doch farbenschön, wie sämtliche derartige Stätten des päpstlichen Waltens. Die Wände des mittelalterlichen Saales sind bedeckt mit Freskomalereien, welche Könige darstellen, die der Kirche gegenüber sich freigebig erzeigten oder dieselbe verteidigten, an der Ostwand des Saales steht der Thron auf einer mit Sammet bedeckten Stufe. Er hat den Stil eines antiken Bischofssitzes, ist

kunstvoll geschnitzt, vergoldet und trägt über der Lehne das Zeichen des Papsttums, die Mitra, welche zwei Engel

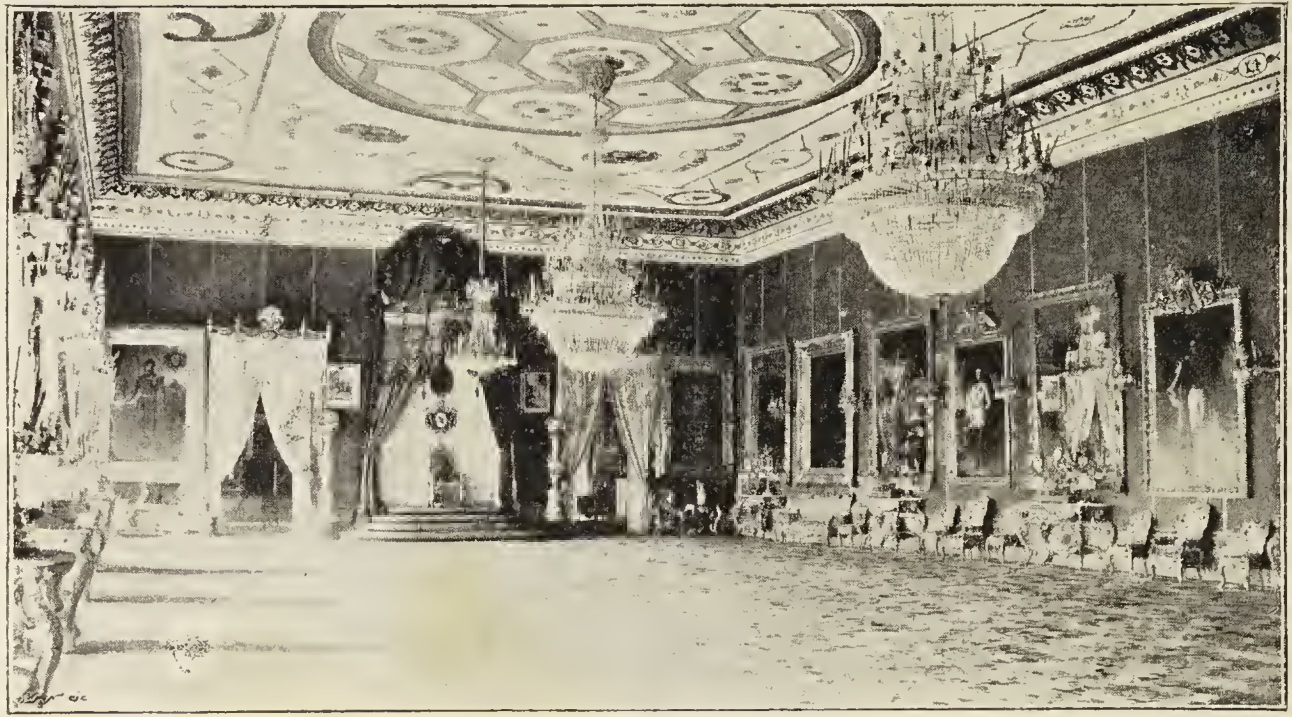


Der verstorbene Schah von Persien auf dem Throne.

halten. Der einfache Baldachin über diesem Thron ist fast völlig schmucklos, außer den schweren echt goldenen Fransen sieht man nur an beiden Seiten dieses Throndaches in Gold gestickt das päpstliche Wappen, gekrönt von der Mitra.

Hier empfängt der Papst die Gesandten. Der Fremde, welcher die Sala regia besucht, wird selten den Thron des Papstes erblicken, denn dieser befindet sich in den Zimmern Seiner Heiligkeit und wird jedesmal zu den feierlichen Gelegenheiten in die Sala regia gebracht, wo auch dann der Thronhimmel erst aufgeschlagen wird. Der berühmte Audienzsaal zeigt sich für gewöhnlich völlig leer.

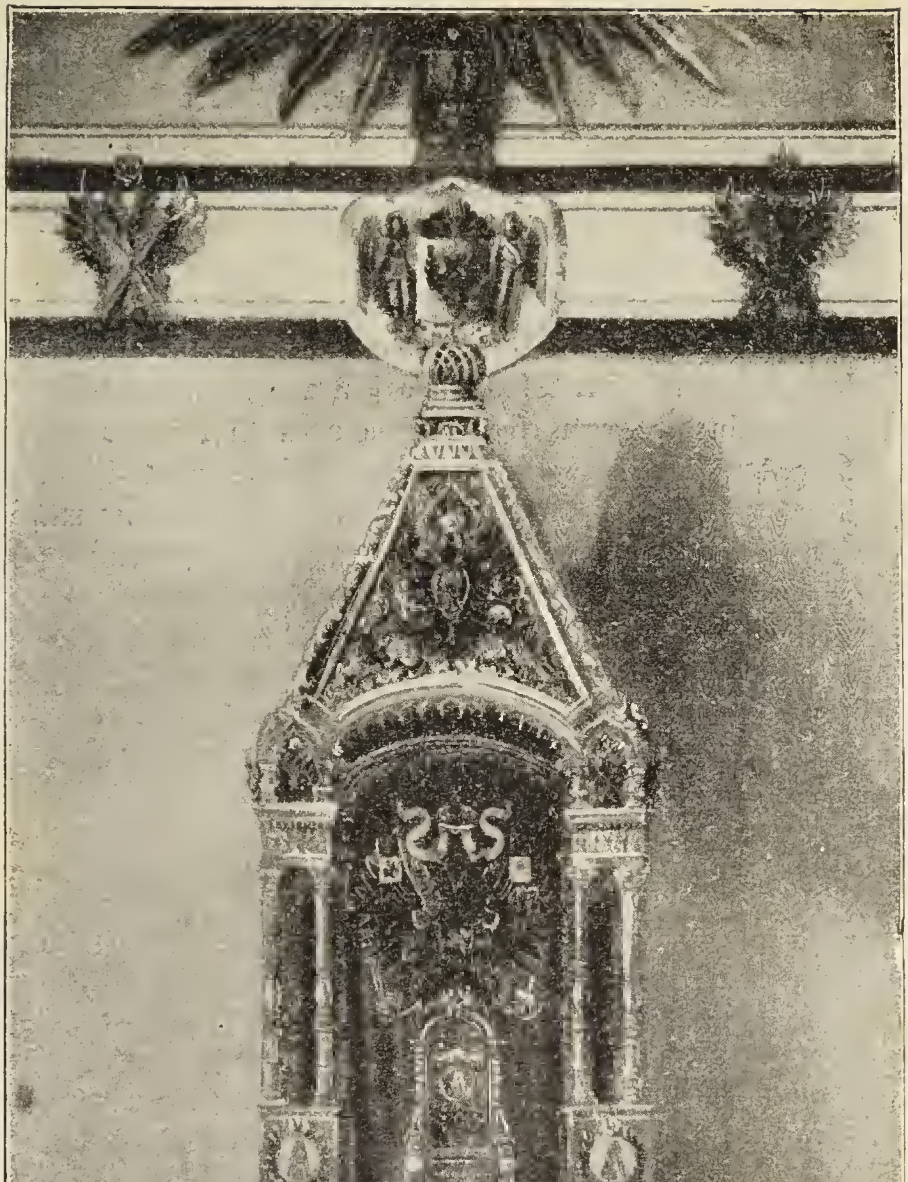
Im Gegensatz zu den höchst einfachen Thronsälen und Thronen des Königs Umberto und des Papstes ist der Thronsaal des kleinen Königs von Spanien überaus prächtig und prunkvoll. Der Königspalast in Madrid ist vielleicht der größte und am besten ausgestattete Königssitz der Erde. Der glänzendste Saal in diesem Palast ist der Thronsaal. Er ist angefüllt mit riesenhaften Spiegeln in üppigen Rahmen, und die Wände schimmern von Goldstuck; der Boden ist aus bunter Mosaik seltener Marmorarten, zwanzig gewaltige funkelnde Krystallkronleuchter hängen von der gemalten Decke, deren Bildergruppen durch ein Netz fußdicker Goldbildhauerarbeiten in unregelmäßige Felder geschieden sind. Zwischen den mächtigen Spiegeln mit ihren rötlich marmornen Konsoltischen hängen lebensgroße Bildnisse der spanischen Könige in den Trachten der verschiedenen Provinzen des Reiches, von berühmten Meistern gemalt, ernst und feierlich schauen diese aus den überladenen Goldrahmen. Die an den Wänden entlang laufenden Marmortische sind bedeckt mit Kostbarkeiten jeder Art, Büsten, Schatullen aus Edelmetall mit Edelsteinen ausgelegt, goldenen emaillierten Leuchtern, Büsten und Vasen von kaum schätzbarem Werte. An der Südseite des Saales steht der Thron des Königs auf einer hohen Estrade, deren Sammetstufen mit Gold gerändert sind. Der Thronsessel ist nicht außergewöhnlich, dagegen der Baldachin hoch über dem Thron in riesenhaften Verhältnissen, die goldene Krone Spaniens umgeben von schweren, goldenen, sinnbildlichen Gruppen von



Der Thronſaal des Beis von Tunis.

Genien und anderen Figuren; auf den Stufen der Erhöhung stehen zu beiden Seiten des Thronsessels überlebensgroße silberne Löwen, die rote Tatze auf silbernen Weltkugeln haltend. Der Thronsaal öffnet sich nur bei feierlichen Gelegenheiten, auch wird die Leiche des Herrschers hier zwischen den Löwen aufgebahrt. Der Thronsaal macht den Eindruck drückend schwerer, überladener Pracht, ist aber von spezifisch spanisch zeremoniellem Charakter, wie ja auch Spanien die Geburtsstätte des feierlichen, strengen, pomphaften Hofzeremoniells ist.

Der Thron des Schahs von Persien ist höchst eigenartig. Er besteht aus einem schmalen Marmorsessel ohne Armlehnen aus weißem Marmor, dessen Steinrückwand mit einem Kissen belegt ist, das in einem Netz kostbarer Perlen steckt. Der sonderbare, einfache Sitz stammt aus dem siebzehnten Jahrhundert und wurde für den Schah Abbas den Großen hergerichtet. Dieser marmorne Sitz steht ohne jede Erhöhung auf der flachen Erde, auf einem kleinen Teppich, er lehnt sich gegen ein sonderbares, kostbares Möbel, halb wie ein Schreibtisch, halb wie ein Billard gestaltet, ganz aus Elfenbein und Perlmutter zusammengesetzt und mit Türkisen, Rubinen, Smaragden und Perlen jeder Größe ausgelegt. Bei feierlichen Gelegenheiten wird der Marmorsessel mit golddurchwirkten Stoffen belegt, ein Gewand aus solchem, mit der Hand aus Seide und Goldfäden gewirkten Stoffe trägt dann der Schah, und um den Kopf hat er einen Shawl von ähnlicher Arbeit gewunden. In dem Thronsaal, der mit märchenhaften Kostbarkeiten erfüllt ist, fällt besonders auf ein meterhoher Globus, dessen Meere durch Saphire und Türkisen gefüllt sind, die Umrisse der Länder zeigen sich durch Brillanten und Diamanten markiert, die Gebirge sind aus gediegenem Gold getrieben, die höchsten Spitzen dieser mit selten großen, herrlich geschliffenen Diamanten besetzt.



Der russische Kaiserthron in Moskau.

Sehr merkwürdig ist auch der Thronsaal des Beis von Tunis. Er hat orientalische Bauart, ist aber für seine Größe sehr niedrig. Von der flachen Decke hängen große Glaskronleuchter herab. Die Wände sind bedeckt mit lebensgroßen Bildnissen der europäischen Herrscher, meist Geschenke dieser, und unter diesen stehen ganze Reihen Sessel jeder Form, die überall in Europa zusammengekauft sind und in ihrer Fülle und wahllosen Aufstellung an eine Möbelniederlage erinnern. Der Thron und sein mächtiger Baldachin, letzterer in der Form eines aufsteigenden Luftballons aus hellgelber Seide mit Gold und Pelzwerk verbrämt, ist in Paris gefertigt, ebenso der Thronsessel aus Goldbronze mit Purpursammet gepolstert. Ueber dem Throne schwebt das Wappen des Beis in Seidenstickerei mit Goldfäden und Edelsteinen durchzogen; seltsam mutet es an, daß zwischen den Oelgemälden und sonstigen kostbaren Bildern an den Wänden auch ganz gewöhnliche Oeldruckbilder, Lithographien und sogar kolorierte Holzschnitte hängen, und unter den Möbeln einzelne Stücke sind, die keineswegs in einen Thronsaal gehören.

Den Schluß dieser Reihe von Thronen möge der des Kaisers von Rußland in der Krönungsstadt Moskau machen. Er steht im Kreml und ist neben dem Thron des Königs von Dänemark vielleicht der merkwürdigste. Dieser gewaltige Sessel ward im Jahre 1660 von einem persischen Großen dem Zar Alexis verehrt. Er steht auf einer hohen Estrade in einer byzantinisch stilisierten Nische und ist ganz mit Goldplatten und Elfenbein belegt. Die Elfenbeinbedeckung zeigt Reliefs von ganz persischem Charakter, während die Goldplatten auf russischen Ursprung hinweisen, zwischen diesem Gold- und Elfenbeinbelag schimmern und funkeln große Edelsteine von höchstem Wert. Ueber dem Thronsessel ist der mehr als mannshohe russische Doppeladler sichtbar, der in kostbarer Ausstattung mit dem Thronsessel wetteifert,

über der Spitze des Baldachins schimmert in gediegenem Golde, mit Rubinen, Saphiren und Diamanten besetzt, das russische Kaiserwappen, der Doppeladler, und über dem Wappenfelde die Kaiserkrone von zwei Engeln gehalten. Dieser Thron entspricht in seiner außerordentlichen Pracht und fast düsteren, starren Würde der absoluten Machtvollkommenheit und dem unschätzbaren Reichtum dieses Monarchen, der über das größte Reich der Erde gebietet.

Ihr letzter Brief.

Novelle von **Emma Merk.**

1. (Nachdruck verboten.)

Jeden Montag war Kegelpartie mit Damen. Mehrere befreundete Familien hatten das Lokal für den Abend gemietet. An die hellerleuchtete zementierte Bahn schloß sich ein warmer, dunkelgetäfelter Raum an mit behaglich gedeckten runden Tischen, an welchen man heiter plaudernd beim Abendessen zusammensaß. Gekegelt wurde freilich ziemlich schlecht. Aber die jungen Mädchen waren hübsch, die anwesenden Frauen aufgeweckt und munter; so mußte Schönheit und Witz die Herren dafür entschädigen, daß wohl selten alle Neun geschoben wurden, dagegen häufig der König fiel und manche böse Gasse, die eine leichtsinnig von Damenhand hingeworfene Kugel anrichtete, die Partie verdarb.

An diesem Montag waren schon ein paar Tische besetzt; ein Privatdozent, ein Arzt mit seiner jungen Frau unterhielten sich über die letzte Rede des Kultusministers. Saldhofs, der Major, seine Frau und die beiden Töchter, Emmi und Minni, aßen ziemlich schweigsam ihren Kalbsbraten mit Salat. Später erst kam Frau Professor Beer in Begleitung ihrer Söhne. Ihr Gatte, ein älterer, grund-

gelehrter Mann, ging nie in Gesellschaft. Sie war eine angenehme Erscheinung von heiterer, herzlicher Lebhaftigkeit.

„Denken Sie nur, wer mir heute sein Kommen versprach?“ rief sie, nachdem sie den Bekannten die Hand gedrückt hatte. „Mein Bruder Konrad! Ein wahres Wunder bei ihm.“

„Ei, der Herr Legationsrat schenkt uns die Ehre!“ erwiderte Frau Major Saldhof mit höflichem Lächeln. „Hast du gehört, Karl?“ wendete sie sich an ihren Gatten. „Rat Wolff wird heute abend mit uns kegeln.“

Der Major knurrte beifällig. In Emmis Wangen aber stieg eine rasche Röte. Mit einem seltsamen Ausdruck des Schreckens, der Angst und der Freude zugleich hob sie die Augen, dunkle, heiße Mädchenaugen, in denen eine tiefe, noch halb unbewußte Leidenschaftlichkeit lag. Gleich darauf hatte ihr hübsches, brünettes Gesicht mit den vollen roten Lippen wieder den gewohnten trotzigen Zug; wie unwillig über ihre Verwirrung zog sie die dichten dunklen Brauen zusammen, daß sich auf ihrer glatten Stirne eine tiefe Falte eingrub bis unter das lockige braune Haar, das schwer und massig den jungen Kopf umschattete.

„Ich halte es wirklich für einen Triumph, daß ich den armen Konrad endlich einmal überreden konnte, wieder unter Menschen zu gehen,“ plauderte die blonde Frau Professor wieder. „Sie wissen ja, Frau Major, er ist ganz zum Einsiedler geworden, seit er seine Frau verlor. Sie war ja ein liebes, reizendes Geschöpf, und ich hatte vollständig begriffen, daß er nicht rasch über diesen furchtbaren Verlust hinwegkommen konnte. Aber nun ist er seit fünf Jahren Witwer. Und, mein Gott, er ist doch für einen Mann noch ganz jung; erst sechsunddreißig. Er darf doch nicht sein ganzes Leben vertrauern. Darum bin ich so froh über jede Zerstreuung, zu der er sich entschließt.“

Emmi mischte, scheinbar ohne jede Anteilnahme an dem Gespräch, die Karten, mit welchen die beiden Parteien bei dem Kegelspiel ausgelost zu werden pflegten. Aber es entging ihr kein Wort.

Bald darauf trat mit einigen anderen Herren der Legationsrat ein. Ein großer Mann mit einem Vollbart, blond, von freundlichen Gesichtszügen wie die seiner Schwester.

Emmi fühlte, daß sie rot wurde bis an den Hals. Ihr Herz schlug mit schweren, raschen Schlägen. Sie knüpfte eine krampfhafte Unterhaltung an mit dem jungen Beer, um ihre Verwirrung zu verbergen.

Das Spiel begann.

Rat Wolff gab sich alle Mühe, Fühlung zu finden unter den ihm fremden Menschen und ihren ihm fremd gewordenen Interessen. Aber er konnte trotz aller guten Lebensart eine müde Zerstreutheit nicht überwinden und den wehmütigen Ernst, der sein ganzes Wesen umschleierte, nicht los werden, wie er auch seinen Mund zum Plaudern und Lächeln zwang. Er hatte sich in diesen fünf Jahren zu sehr an das Alleinsein gewöhnt. Er wußte, die Gesellschaft gewährt einem Menschen eine bestimmte Frist, um einem großen Schmerze nachzuhängen. Dann soll er sich wieder in das Alltagsgeleise einfügen und eine heitere Miene zeigen. Man findet ihn langweilig, sentimental, unhöflich, wenn er weiter trauern will. Er hatte niemand zur Last fallen mögen und sich darum von allen, selbst den besten Freunden zurückgezogen.

Sein Schmerz war in dem Trauerjahre nicht verblaßt. Er hatte nicht zu vergessen vermocht. Das Glück, das er eine Zeit lang besessen, war zu groß gewesen, zu lieb das junge Weib, das er sein genannt, zu jäh das Ende. Seine süße kleine Hedwig! Nach der Geburt eines toten Kindes hatte sie zu kränkeln angefangen. Anfangs schien

das gar nicht bedenklich. Auch als der Arzt nach einiger Zeit die Notwendigkeit einer Operation betonte, gab er so viel Trost, versprach er so zuversichtlich den besten Erfolg und vollständige Genesung, daß sie schon die reizendsten Herbstpläne entwarfen, und auch diese letzten Sommertage, die Hedwig in seinem Heim verlebte, wie Glück in seiner Erinnerung standen; wehmütig verschleiert, aber doch goldig durchsonnt.

Ganz tapfer war sie fortgefahren in die Klinik, die arme junge Frau. Aber dort hatte sie ihm, gleich nach der Trennung, einen Abschiedsbrief geschrieben — rührende, herzzerreißende Worte, die er noch immer nicht lesen konnte, ohne daß ihm die Augen naß wurden.

Sie war nicht wieder zurückgekehrt. Er hatte sie lebend nicht wiedergesehen. Unmittelbar nach der Operation, deren Stunde man ihm auf Hedwigs Wunsch verborgen, war sie verschieden.

Jahrelang hatte er es als einzigen Trost betrachtet, in seinen freien Stunden die Lieder zu spielen, die sie ihm gesungen, die Wege zu gehen, die sie zusammen gewandelt waren, sich in seinem einsamen Heim, in dem er jedes Stück unverändert an seiner Stelle gelassen, die Unvergeßliche zurückzurufen und sich in eine traumhafte Erinnerungsstimmung einzulullen. Aber er fühlte allmählich, daß diese Treue für einen Schatten ihn aufrieb, daß die Schwester, die Freunde recht gehabt, wenn sie ihn davor gewarnt hatten, sich von allem Leben abzusperren und nur in dem Vergangenen zu wühlen. Er mußte sich herausreißen, wenn er nicht einem krankhaften Trübsinn verfallen sollte.

So gab er denn dem Drängen der Schwester nach und verließ seine Klause, um vorerst in einem kleinen Kreise eine Rückkehr in die Geselligkeit zu versuchen. Er wollte ja dankbar sein für jedes gute Wort, für jedes

freundliche Lächeln, dem es gelang, ihn aus der düsteren Gedankenwelt herauszureißen, in die er sich verloren hatte.

Emmi plauderte lebhafter und rascher als sonst mit den anwesenden Herren. Aber ihre Augen folgten ihm, und heimlich lauschte sie in heißer Spannung auf jedes seiner Worte. Sie hatte den Legationsrat ein paarmal flüchtig bei seiner Schwester getroffen. Gehört aber hatte sie unendlich viel über ihn. Ihre Schwester Minni ließ sich lustig den Hof machen und war in der Wahl ihrer Verehrer nicht anspruchsvoll. Sie aber wies die kleinen gesellschaftlichen Erfolge, die ihr bei dem gastlichen Verkehr in ihrem Hause leicht erreichbar gewesen wären, mit kühler Geringschätzung von sich. Sie wartete auf die große Liebe, die einmal für sie kommen mußte.

Für ein Mädchen ihrer Art hatte nun der einsame Mann etwas ungemein Fesselndes und Anziehendes. Er war durch seine Abgeschlossenheit von allem Verkehr auch den gesellschaftlichen Eitelkeiten, dem dünkelhaften Selbstbewußtsein, der frivolen Lebensanschauung entrückt, die ihr an den jungen Herren ihrer Kreise so bedeutend mißfielen.

Der tiefe Ernst auf seiner Stirne bewegte ihr das Herz; seine Menschenscheu, die von anderen verurteilt wurde, weckte ihr bewundernde Teilnahme. Er war der Held ihrer Mädchenträume. Sie gelangte immer mehr zu der Ueberzeugung, daß er allein ihr die tiefe Leidenschaft zu erwecken vermocht hätte, nach der sie sich sehnte. Ja, sie gestand sich endlich, daß sie ihn liebe, hoffnungslos, mit einer heimlichen, für immer unglücklichen Neigung.

Bis jetzt hatte sie eigentlich nur das Bild, das ihre Phantasie sich von ihm geschaffen, angeschwärmt. Nun saß er nur ein paar Stühle von ihr entfernt; ihr menschlich nahe gerückt durch das harmlose Spiel. Eigentlich faßte sie es kaum, daß es wirklich ihr armes, schmerz-

verklärtes Ideal sei, das nun die Kegelkugel hob und ganz vergnügt lächelte, als ein kurzer Juhschrei des Kegeljungen einen „Kranz" verkündete.

Bald darauf war an ihr die Reihe zu schieben. Rat Wolff stand hinter ihr. Er gehörte zu ihrer Partei, und da er sich Mühe gab, dem Spiel Geschmack abzugewinnen, interessierte er sich für ihren Erfolg. Sie aber war so verwirrt von dem Bewußtsein, daß seine Augen auf ihr ruhten, daß sie die Kugel zerstreut aus den Händen gleiten ließ und zweimal nur an die Seitenwand traf.

Die Gegenpartei begrüßte diese mangelhafte Leistung mit einem freudigen Lachen; die Mitbeteiligten riefen in komischer Entrüstung: „O! o! Aber Fräulein!"

Wolff sagte freundlich: „Darf ich Ihnen ein paar Anleitungen geben, gnädiges Fräulein, ehe Sie wieder drankommen?"

„O bitte, ja, Herr Rat," erwiderte sie erglühend. „Ich kann wirklich gar nicht kegeln, ich bin eine schreckliche Spielverderberin!"

„Sie müssen sich etwas mehr bücken, auf das mittelste Brett zielen und die Kugel mit mehr Kraft hinausschleudern. Vorausgesetzt, daß es Ihnen überhaupt Vergnügen macht —"

„O ja, gewiß!" versetzte sie eifrig. „Ich bin nur so ungeschickt."

„Man darf sich das nicht von vornherein vorsagen, mein liebes Fräulein. Mit ein bißchen Mühe geht es gewiß."

Es war etwas so Mildes, Freundliches in seiner Stimme, jener sanfte, zum Herzen gehende Ton, wie er nur Menschen eigen ist, die viel gelitten haben und die vom Leid nicht verbittert, nur zartfühlend für andere geworden sind, daß sie die Empfindung hatte, es könne auf der Welt nichts Süßeres und Beglückenderes geben, als sich von ihm unterweisen, von ihm belehren und tadeln zu lassen.

Bisher hatte sie nur wenig auf das Spiel geachtet. Nun folgte sie jeder Bewegung der anderen, und als sie wieder an die Reihe kam, glühten ihre Wangen vor Eifer, seinen Ratschlägen zu folgen und ihre Sache gut zu machen. Sie zitterte vor Freude, als sie das Zusammenfallen der Kegel hörte, als er ihr mit einem Lächeln Glück wünschte.

„Famos! Sehen Sie, wie gut Sie's können, wenn Sie wollen."

Wie ein Schulkind, das einen Preis bekommen, stand sie vor ihm und hob die Augen voll und warm auf sein Gesicht. Es machte sie so glücklich, daß er lächelte. Mit gewaltiger Erschütterung durchrieselte sie plötzlich der Wunsch, wie selig es sein müsse, den müden Ernst von seinem Gesicht fortzuküssen, diese Augen aufleuchten zu sehen in wiedergefundener voller Daseinsfreude.

Frau Professor Beer hatte in diesem Moment das Mädchen forschend betrachtet. Ihr verriet der heiße Blick Emmis bisher scheu gehütetes Geheimnis. Beim Nachhausegehen nahm die lebhafte Frau den Arm des Bruders: „Du, Konrad, ist dir nicht aufgefallen, wie Emmi dich anschaut! Ich glaube wirklich, sie ist in dich verliebt!"

„Aber, Klara! Was du für Einfälle hast! Ich habe heute zum erstenmal ein paar Worte mit ihr gesprochen."

„Deshalb bist du ihr aber doch nicht fremd, viel weniger fremd als sie dir. Ich rede ja recht häufig von dir, Konrad! Natürlich. Ich schwätze überhaupt viel. Und jedenfalls täusche ich mich nicht, sie schwärmt für dich. Ihre Augen suchten immer nur dich, und sie wartete beim Abschied darauf, daß du ihr die Hand geben würdest. Ich hatte sie immer für kalt und trotzig gehalten und bin ganz überrascht."

Wolff schwieg einen Moment; vor einer Gaslaterne blieb er stehen, schaute seiner Schwester fest in das Gesicht und sagte: „Liebe Klara, wenn du mich mit bestimmten

Absichten auf die Kegelbahn gelockt hast, dann, bitte, gesteh's nur gleich, denn du verrätst dich ja doch. Und ich kann dir dann sofort erklären, daß ich bei irgend welchen Nebengedanken und heimlichen Plänen von deiner Seite nicht mehr hingehe."

„Nein, wahrhaftig, Konrad, daran hatte ich im Traum nicht gedacht! Was ich dir erzählte, war nur eine Beobachtung, die ich heute abend erst gemacht habe. Ich bin nur immer so unvorsichtig, daß ich alles gleich herausrede, was mich beschäftigt. Unter uns, ich hatte sogar den Wunsch, mein Aeltester, mein Kurt, sollte sich in Emmi verlieben und sie in ihn; denn ich halte sie trotz ihrer herben Art für zuverlässiger als Minni."

„Ist das Mädchen noch so jung?" frug Konrad nach einer Weile.

„O, sie wird dreiundzwanzig Jahre alt sein. Kurt ist um drei Jahre älter, aber ein allzugroßer Altersunterschied" — sie seufzte in Gedanken an ihre eigene Ehe mit dem so viel älteren Manne, doch sie sprach den Satz nicht zu Ende. —

Wolff versäumte fortan keinen der Kegelabende. Wenn er an die warmen Mädchenaugen dachte, die stets mit scheuem Interesse, mit einem so merkwürdig fragenden Blick zu ihm aufschauten, dann hatte er das Gefühl, als verknüpfe ihn wieder ein Band mit den Lebendigen. Ohne die Bemerkung seiner Schwester wäre es ihm wohl kaum in den Sinn gekommen, daß er noch einem jungen Mädchen Eindruck machen könne. Er war sich schon so alt erschienen, daß er sich wunderte, nicht grau geworden zu sein.

Nun, nach dem, was Klara ihm gesagt, konnte ihm nicht entgehen, daß Emmi sich anders gegen ihn benahm als gegen die übrigen Herren. Für jeden hatte sie eine rasche, manchmal spitze Antwort. Vor ihm erschien sie zaghaft, scheu, verwirrt. Es war hübsch zu sehen, wie

ihr bei seiner Begrüßung das warme Blut in das Gesicht flutete, wie sie dann ärgerlich über ihr Erröten den Kopf abwendete in ihrer so echt mädchenhaften Verlegenheit.

Ach, die arme Emmi! Sie rang mit aller Kraft nach Verstellung. Aber sie war eines jener temperamentvollen Wesen, die es nicht fertig bringen, ihre Empfindung zu verbergen, weil sie zu mächtig erregt werden von ihrem Gefühl, weil ihr lebhafter Gesichtsausdruck sie verrät. . . .

Die heißen jungen Augen drängten sich zwischen ihn und seine Erinnerungen. Konrad gestand sich das nach einiger Zeit, halb freudig, halb beklommen. Wenn es noch Rettung für ihn geben sollte, so lag sie auf diesen frischen jungen Lippen. Ein warmes Wort der Liebe allein konnte ihn zurücklocken in das warme Leben.

Sobald er in sein einsames Heim zurückgekehrt war, erschien er sich freilich wie ein Treuloser. Das Bild der Verstorbenen, das jahrelang für ihn der Inbegriff von Jugend und Schönheit gewesen war, schaute auf ihn herab mit dem alten, sanften Lächeln. Wenn sie wüßte, würde sie grollen? Hätte sie Verzeihung für ihn?

Er hatte nur Güte und Zärtlichkeit von ihr erfahren. Er vermochte sich einen bösen Zug in diesem lieben Gesicht nicht vorzustellen. Er konnte sich Hedwig nicht bitter und herbe denken. Es war ihm, wie so oft bei solch stillem Zwiegespräch mit dem Bilde, als flüstere der weichgebogene Mund: Armer Konrad, armer Schatz! Kannst mich ja doch nie vergessen! —

Mittlerweile war es Frühling geworden. Minni hatte sich verlobt, mit einem Lieutenant, einem Baron! Darob war großer Jubel in der Familie. Allerlei Festlichkeiten verhinderten nun ein regelmäßiges Erscheinen an den Kegelabenden. Zum größten Aerger Emmis, welche die neue adelige Verwandtschaft unausstehlich fand und es

bald satt hatte, das heimliche Geflüster des Brautpaars mit anzuhören.

Frau Professor Beer, welche die Stimmung des jungen Mädchens durchschaute, war gutmütig genug, Emmi nun recht häufig zu sich zu bitten. Sie wußte es dann meist so einzurichten, daß auch ihr Bruder sich einfand. Major Saldorf pflegte seine Tochter abzuholen. Er war ehemals ein lebhafter Verehrer der blonden Frau Klara gewesen und verplauderte noch gern ein Stündchen mit der alten Freundin. Während dann die beiden Alten heitere Jugenderinnerungen auskramten und über alte Ballerlebnisse lachten, sprachen Konrad und Emmi leise von den ernstesten Dingen, und das junge Mädchen hatte heiße Wangen und glühende Augen, und ihre Pulse schlugen wie im Fieber.

Einmal hatte der Major das Brautpaar zu einem Abendessen begleiten müssen, von welchem sich Emmi nach einigem Kampf mit ihrer Familie frei zu machen gewußt hatte, um in dem gemütlichen Wohnzimmer bei Beers ein paar jener Stunden in Konrads Nähe zu verbringen, die für sie nun den Inbegriff des Lebens bedeuteten.

Wolff brachte sie nach Hause. Es war eine milde Frühlingsnacht mit hellen Sternen und feinem Blütenduft. Er zog in der einsamen, stillen Straße den Arm des Mädchens in den seinen.

„Lassen Sie mich Ihre Hand fühlen, Fräulein Emmi,“ bat er. „Es ist so lange her, seit ich die holde Wärme nicht mehr empfunden habe, die von einer lieben, weichen Hand ausströmt.“

Ihre Hand zitterte auf seinem Arm. Er begegnete ihrem emporgerichteten Blick.

„Sie ahnen nicht, wie unsagbar traurig ich gelebt habe, eine endlos lange Zeit,“ fuhr er fort. „Ich habe nicht darauf geachtet, ob es Winter oder Frühling war. Der Sonnenschein that mir weh, ich schloß ihn aus, so

gut es ging. Jetzt, seit wenigen Wochen, höre ich wieder den Vogelgesang, freue ich mich über die blühenden Bäume. Und das danke ich Ihnen, Emmi."

„Mir?" frug sie leise. „Was kann ich denn thun? O, ich möchte so gerne — ich freue mich so von Herzen, wenn Sie wieder etwas froh geworden sind — Sie haben mir immer so leid gethan."

Sie hatte das Gefühl, daß sie unendlich Albernes hervorstammelte. Nie vorher war ihre Zunge so scheu und ungelenk gewesen. Das Herz klopfte ihr heiß und gewaltig, die weiche Luft raubte ihr fast den Atem.

„Sie haben so liebe, herzbewegende Augen, Emmi! Diese Augen haben ein Wunder an mir gethan! Ich sehne mich wieder nach Sonnenschein, ich glaube wieder an Glück!"

Sie erwiderte nichts, aber sie schaute zu ihm auf, und er suchte ihren Blick. Wie berauscht gingen sie eine Weile dahin unter dem blitzenden Sternenhimmel, ganz schweigsam. Er drückte ihren Arm an sich, seine Hand ruhte auf ihrer Rechten. Sie schmiegte sich an ihn, atemlos, zitternd, in einer stummen, beglückenden Hingebung.

So waren sie bis an ihr Haus gekommen. Nun, als er ihr die Hand reichte, beugte er sich zu ihr herab und seinen Mund an ihr Ohr drückend, frug er: „Sind Sie mir ein wenig gut, Emmi?"

Sie schüttelte den Kopf. Sie rang um einen Ausdruck für das, was sie empfand.

„Ein wenig gut? Nein, das sagt es nicht. Ich habe Sie lieb über alles. Lange schon — ich hatte es still in mich verschlossen, ich habe nicht geglaubt, daß Sie es je erfahren sollten."

Aufschluchzend riß sie sich von ihm los und eilte in das Haus. Während der ganzen Nacht schlief sie nicht. Mit totenblassem Gesicht erschien sie beim Frühstück. Und

nun wartete sie in einer sich steigernden Angst, die sie krank machte, die sie von einem Zimmer ins andere jagte, die ihr manchmal ein Stöhnen der Verzweiflung erpreßte.

Als sie endlich seinen Schritt hörte, als er endlich um die Mittagsstunde kam, nach ihrem Vater frug, schlang sie mit einem Aufschrei die Arme um den Hals der Mutter, vergrub ihr Gesicht an deren Schulter; und ihr Körper bebte in einem Schluchzen der Befreiung.

Man begriff die Wandlung nicht, die mit ihr vorgegangen war. Emmi hatte sonst wenig Anlage zu Zärtlichkeit gezeigt; sie war immer verschlossen und herbe gewesen. Man hielt sie in der Familie für stolz und herzenskühl. Es geschieht ja häufig, daß die Nächststehenden einen Charakter am allerwenigsten durchschauen.

Als sich nun der Grund ihrer Erregung offenbarte, als Major Saldorf mit betroffener Miene hereinkam und erklärte, Rat Wolff habe um Emmis Hand gebeten, und er ihm vorläufig den Bescheid gegeben, er müsse erst mit den Seinen sprechen, schüttelte die Mutter bedenklich den Kopf. Man hätte gerne noch eine der Töchter zu Hause behalten, man fand den Gegensatz zwischen dem blutjungen Offizier, welcher der eine Schwiegersohn werden sollte, und dem ernsten, gereiften Beamten allzu groß.

Vor diesem unerwarteten Widerstand aber erwachte Emmis bisher tief verschlossene Leidenschaftlichkeit. Sie kämpfte für ihre Liebe, für das, was ihr als höchstes Erdenglück erschien, mit einem wilden Ungestüm, das in den Eltern die höchste Bestürzung wachrief. Bei diesem glühenden Temperament, welches die Tochter plötzlich verriet, mußten sie wahrlich dankbar sein, daß sie sich nicht eine tollere Heirat in den Kopf gesetzt hatte, und recht zufrieden, sie bald unter der Haube zu wissen.

Gegen die Persönlichkeit des Legationsrates war nichts einzuwenden, und so erhielt er das Jawort; die Ver-

lobung wurde im kleinsten Familienkreise gefeiert, und Emmi hatte verklärte Augen, wie eine Träumende, eine Glückberauschte. Sogar Frau Professor Beer, die ihren Bruder wahrlich liebte und hochschätzte, strich dem jungen Mädchen angstvoll über die heiße Stirne, als erschrecke sie diese schwärmerische Begeisterung.

Es war ein recht verschiedener Brautstand, den die Schwestern zu gleicher Zeit durchlebten. Minni lief in allen Läden herum, um Möbel und Stoffe für ihr neues Heim zu wählen. Wolff dagegen besaß eine vollständig mit feinstem Geschmack eingerichtete Wohnung; es war also überflüssig, Neues anzuschaffen. Er wünschte möglichst wenig zu verändern; er war auch für Beibehaltung der Dienerin, welche er schon während seiner ersten Ehe gehabt hatte. Emmi fügte sich seinem Willen ohne weiteres. Sie war in einer seligen Betäubung. Das Glück, das ihr unerreichbar, weltenfern gedünkt hatte, sollte ihr zu eigen werden! Für sie gab es nichts als die nächste Zukunft; die Reise mit ihm in die herrliche sommerliche Welt! Vor ihr lag's wie ein Meer von Sonne und blendendem Licht! Sie jauchzte dem heißen Sturm entgegen, der sie erfassen sollte. Was dann kommen würde, sie wußte es nicht.

Im August wurde ihre Hochzeit gefeiert, noch vor der Vermählung der jüngeren Schwester.

2.

Es war eine köstliche, unvergeßliche Zeit.

Mit einem Menschen, den man lieb hat, von einem reizenden Fleck Erde zum anderen fliegen, in voller Freiheit zu gehen und zu bleiben, je nach Wunsch und Laune, mit der einzigen süßen Pflicht, zu schauen, zu genießen, — kann es etwas Schöneres geben?

Wenn Konrad auch nicht so übermütig aufjubelte, wie seine junge Frau, wenn auch der Grundton seines Wesens

ernst blieb, so genoß er doch mit jener tiefen Dankbarkeit, die nur ein Schmerzgeprüfter, Leiderfahrener kennt, den Sonnenschein, den ihm das Schicksal wieder beschieden hatte. Er besaß von Natur aus jene Liebenswürdigkeit, die in der Stimme, in den Augen, in einer angeborenen Herzlichkeit liegt, und diese glückliche Anlage ward bei ihm begleitet von einer großen Nachgiebigkeit in all den kleinen alltäglichen Dingen, aus welchen sich ja das Dasein zusammensetzt. Allzeit bereit, sich Emmis Wünschen zu fügen, ihrem Geschmack Rechnung zu tragen, verwöhnte er seine junge Frau aufs gründlichste.

Sie ward eine andere in diesen zwei Monaten ihrer Hochzeitsreise. Während ihrer Verlobungszeit hatte die Erinnerung an ihre hoffnungslos erscheinende Neigung noch immer in ihr nachgezittert. Das verwischte sich allmählich in dem Glück der Flitterwochen. Nun gehörte er ihr. Aus dem schwärmerischen Mädchen, das in scheuer Demut zu dem geliebten Manne emporgeblickt, war ein Weib geworden, das stolz und selbstbewußt, im seligen Vertrauen auf seine Gattenliebe an ihm hing. Wenn sie an die Heimkehr dachte, durchrieselte sie freilich ein seltsames Angstgefühl. Bis auf die Neige wollte sie den Urlaub ausgenießen und um keine Stunde früher zurückfahren, als es unbedingt sein mußte.

An einem herrlichen Oktobernachmittag rollten sie von dem Bahnhof ihrer Wohnung zu. Die staubigen Straßen, der Dunst, der über der Stadt lag, die ungewohnte Enge nach den langen Wochen in freier Natur — das schien alles so häßlich und beklemmend.

In dem Heim der Neuvermählten hatte die sorgsame Mutter für einen freundlichen Empfang gesorgt. In den Vasen standen Blumen, der Theetisch war behaglich gedeckt, und Emmi fand ihre Frohlaune wieder, als sie alle die hübschen Sachen betrachtete, die ihr zur Hochzeit ge-

schenkt worden waren, und nun zum erstenmal an ihrem eigenen Tische für den Gatten sorgen durfte.

Aber Konrad trank hastig seinen Thee und sagte, er müsse noch ausgehen.

Die Dienerin, die schon seit Jahren in dem Hause war, räumte die Tassen fort; dabei rannen ihr große Thränen über die breiten Wangen herab. Emmi rief erschrocken: „Was haben Sie denn, was ist Ihnen geschehen?“

„Ach, ich kann nichts dafür, ich muß halt an meine selige Gnädige denken, an den Tag, wo sie heimgekommen ist von der Hochzeitsreise. So jung und so vergnügt ist sie gewesen, gerade wie Sie, gnädige Frau, und wie das alles so rasch ein Ende genommen hat.“

Aus Emmis Wangen war die Farbe gewichen. Mit starren Augen schaute sie hinaus auf den leuchtenden Herbsthimmel. Der Gedanke, dem sie nicht hatte Raum geben wollen, den sie wie etwas Schreckhaftes von sich gewiesen, solange sie in der Fremde herumschwärmten, drängte sich ihr unabweisbar vor die Seele: „Was dir so neu und herzbewegend ist, das alles hat Konrad schon einmal durchlebt; an jede Stunde knüpfen sich für ihn traurige Erinnerungen!“

Nun erst schuf es ihr eine tiefe Verstimmung, daß sie in ihrem neuen Heim alles beim alten gelassen, daß sie nur besitzen sollte, was eine andere zusammengesucht, was vor ihr einer anderen gehört hatte. Konrads Gesicht erschien ihr ernster, verschlossener, als er zurückkehrte, als habe sich Fremdes zwischen sie und ihn gedrängt. Sie erriet aus seinen Worten, daß er auf dem Friedhofe gewesen. Mit einem Druck auf dem Herzen saß sie bei ihrem Abendessen. Ihnen gegenüber hing, mit einem Lächeln auf den weichen Lippen, das Bild der Toten, die hier vordem ihren Platz gehabt hatte.

Das Bild mußte fort aus ihrer Nähe, aus ihrem Wohnzimmer! Es sollte ihr nicht zusehen bei jeder Mahlzeit! Das war Emmis erster Gedanke beim Erwachen am nächsten Morgen. Am liebsten hätte sie es auf den Speicher tragen lassen, aber das wagte sie nicht. Sie gab vor, daß eine Landschaft, die sie von einer Tante zum Geschenk erhalten hatte, des Rahmens wegen nicht in ihren Salon passe, und hängte dahin Hedwigs Bild. Konrad selbst nahm es von der Wand und trug es an den neuen Platz. Emmi beobachtete ihn. Sie meinte zu sehen, wie seine Augen sich in das holde Gesicht versenkten, das ihm so nahe war, wie seine Lippen schmerzlich zuckten.

Was half es ihr, wenn sie die Tote auch aus diesem Raum fortwies?

Ein paar Tage beherrschte sie sich noch. Dann aber, in einer erregten Stunde, schlang sie die Arme fest um Konrads Hals, so fest, als wollte sie ihn erdrücken in der zärtlichen Umstrickung und frug bebend, schluchzend: „Hast du mich lieb? Lieb wie keine andere? Wie niemand auf der Welt?"

„So lieb wie niemand auf der Welt," wiederholte er und küßte ihre Lippen.

„Lieber auch, als deine erste Frau? Sag, bist du glücklich wie einst? So glücklich, daß dir alle Sehnsucht nach ihr erstorben ist, daß du vergessen hast?"

Sein Gesicht war sehr traurig geworden. Er löste ihre Arme von seinem Hals. „Daran hättest du nicht rühren sollen, Emmi! Das ist nicht lieb von dir! Du weißt doch —"

Er sprach den Satz nicht zu Ende. Mit einer ernsten Falte auf der Stirne verließ er das Zimmer. Es war seine erster Vorwurf, die erste Verstimmung.

Sie schämte sich, daß sie ihm wehe gethan hatte; aber sie fühlte auch, wie der brennende, unerträgliche Schmerz,

den sie seit Tagen litt, sich steigerte und eingrub. — Einmal des Nachts lag sie wach. Das Mondlicht fiel in einem langen, lichten Streifen durch die Vorhänge herein und traf sein neben ihr schlummerndes Haupt. Seine männlichen Züge schienen wie verklärt in dem weißen Silberglanz. Von glühender Liebe zu ihm durchrüttelt, wollte sie sich zu ihm neigen, leise seinen Mund küssen. Er regte sich im Schlafe. Seine Hand suchte nach der ihren. „Hedwig! Hedwig!“ seufzte er im Traum.

Da stöhnte sie auf und fuhr so heftig zurück, daß er erwachte. „Was ist dir? Was hast du, Kind?“

„Du träumst von ihr, von Hedwig!“ schluchzte sie leidenschaftlich auf. „Immer nur sie und sie!“

„Aber, Emmi! Wer kann für seine Träume? Hast du nie die Beobachtung gemacht, daß man in seinen Träumen immer zurückgreift? Wie oft träume ich von meinem Elternhaus und treibe mich in dem Garten herum, den ich seit fünfzehn Jahren nicht mehr gesehen habe!“

Sie ließ sich nicht beruhigen, nicht trösten. Mit finsterem Gesicht kam sie am anderen Morgen zum Frühstück und zeigte ihre Verstimmung durch hartnäckiges Schweigen. Aber das stumme Trotzen hielt sie nicht lange aus, der bohrende Schmerz in ihr machte sie bitter, reizbar, heftig.

Konrad hatte während seiner ersten Ehe häuslichen Unfrieden nicht gekannt. Emmi dagegen ließ sich in der Erregtheit leicht eine leidenschaftliche Anklage, einen ungerechten Vorwurf entschlüpfen, den sie bereute, sobald die zornige Glut sich legte. Aber Konrad vermochte sich nicht ebenso schnell ihren wechselnden Stimmungen anzubequemen. So ruhig und gefaßt er auch bei einem Streite blieb, ein liebloses Wort klang lange und verletzend in ihm nach. Er vergaß nur langsam, ließ sich, wenn er einmal grollte, nicht durch eine bittende Liebkosung ver-

söhnen und kam erst allmählich wieder ins Geleise. Das heiße Bestreben Emmis, die Spuren der Vergangenheit immer mehr zu verwischen und ihre Wohnung umzugestalten, gab den Anlaß zu manchem Zwiespalt. Wenn Konrad dann für eine ihm lieb gewordene Gewohnheit, für den bekannten Platz eines Möbels eintrat, stritt sie gereizter, erbitterter, als sein Einspruch es verdiente. An solchen Gewittertagen stand dann in holder Verklärung das liebe Geschöpf vor seiner Seele, das nur sanfte, gute Worte für ihn gehabt hatte. Einmal wollte Emmi ihm nachschleichen, ihn reumütig um Verzeihung bitten. Da saß er im Besuchszimmer, den Kopf in die Hand gedrückt und schaute traurig zu Hedwigs Bild empor.

Emmi aber wendete sich eiligst wieder ab. Grimmiger Haß auf die Tote verscheuchte ihre weiche Regung. Der Gedanke ließ sie nicht mehr los, daß sein tiefstes Sehnen und Empfinden einer anderen gelte. Und die Tote blieb unveränderlich dieselbe. Sie strahlte in ewiger Jugend und Schönheit; keine Schwäche, keine bösen Launen konnten ihr Bild trüben.

Der erste Winter ihrer Ehe, der Emmi viele schlaflose Nachtstunden, viele heimlich geweinte Thränen gekostet, ging vorüber. Mit der besseren Jahreszeit fand sie auch wieder mehr Lebensmut. Sie wollte nun möglichst viel mit ihrem Mann spazieren gehen, jeden freien Tag in der Umgebung der Stadt zubringen. Draußen, in der Natur, waren sie zu zweien; da wich die peinliche Angst, welche sie in ihrem Heim beständig verfolgte, als schwebe Hedwigs Schatten zwischen ihnen.

An manchem schönen Frühlingsmorgen waren sie, froh und herzenseinig wie auf der Hochzeitsreise, fortgewandert und erst am sternenhellen Abend lufterfrischt und heiter heimgekehrt. Einmal, an einem Feiertage im Juni, standen sie auf dem Verdeck eines der großen Dampfer, die auf

dem Starnberger See fahren. Um sie her fröhliches Gedränge, plaudernde Menschen in lichten Sommeranzügen, vor ihnen sonniges Wellengeglitzer, die Bergkette in köstlichem Blau.

Während Konrad die Fahrkarten löste, stand neben Emmi eine blonde Dame mit einem feingeschnittenen, blassen Gesichtchen unter einem dunklen Matrosenhut. Sie wendete den Kopf, als sie Wolffs Stimme hörte, drückte die langstielige Lorgnette an die Augen und machte eine Bewegung des Erkennens. Er zog den Hut. Sein Gesicht ward ernst. Mit einem wehmütigen Lächeln schritt er auf die junge Dame zu.

„Fräulein Böhler, Sie sind wieder hier? Eine lange Zeit, seit wir uns nicht gesehen haben!"

Er machte die beiden Damen miteinander bekannt. Fräulein Böhler hatte seit mehreren Jahren eine Stelle als Gesellschafterin bei einer vornehmen Dame in Rom eingenommen und war jetzt erst heimgekehrt. Das ergab sich aus dem Gespräch. Emmi sagte ein paar höfliche Worte. Es entging ihr aber nicht, daß das fremde Fräulein ziemlich leicht über sie hinwegsah; während das Zusammentreffen mit Konrad sie entschieden ergriffen und bewegt zu haben schien.

Die beiden waren auch bald in eine ernste Unterhaltung vertieft. Emmi schaute nachdenklich auf das bald blaugrüne, bald goldig durchsonnte Wasser, über welches sie hinglitten, und konnte in dem Rauschen der Wellen nur abgerissene Sätze verstehen. Von einem Briefe schien die Rede zu sein. Konrad bemerkte etwas lauter, in ganz feierlichem Tone: „Liebere, unvergeßlichere Worte hat die Sprache nicht! Sie hätten sich mir unverlöschbar eingeprägt, auch wenn ich sie nicht hundertmal gelesen hätte."

Emmi hob die Augen empor. Es war doch kaum denkbar, daß ihr Gatte in ihrer Gegenwart in dieser

Weise einer Fremden huldigte. Doch nein! Sein Gesichtsausdruck zeigte ihr deutlich, daß es sich um Hedwig handelte. Nur wenn er von ihr sprach, hatte er diesen verschleierten warmen Blick, diesen weichen Zug um die Lippen.

Bei passender Gelegenheit flüsterte er Emmi zu: „Du mußt Ida Böhler auffordern, uns zu besuchen, Kind! Sie war Hedwigs beste Freundin und früher viel bei uns.“

Emmi fand es im stillen höchst überflüssig, daß nun auch noch die Freundin der Verstorbenen auftauchte, um die Vergangenheit wachzurufen, und es schwebte ihr eine sehr unbehagliche Vorstellung vor Augen von einem ernsten Abend, an dem Konrad mit diesem blonden Fräulein, dessen hübsches Gesicht ihr durchaus unsympathisch war, in Erinnerungen schwelgen und sie als überflüssige dritte dabeisitzen werde. Trotzdem fügte sie sich dem Wunsche ihres Gatten und bat die junge Dame um ihren baldigen Besuch.

Als sie ausstiegen, atmete sie auf. Den schönen Sommertag wollte sie sich durch keine trübseligen Gedanken vergällen lassen. Aber am anderen Morgen, als Konrad im Bureau war, und sie allein in ihrem stillen Wohnzimmer saß, dachte sie unaufhörlich an den Brief.

Diese Abschiedsworte besaß Konrad also noch! Er verwahrte sie wohl in der Schreibtischschublade, die er stets so sorgfältig versperrte, während er sonst achtlos den Schlüssel stecken ließ. Oftmals hatte sie sich besonnen, wie es denn möglich sei, daß die Erinnerung an seine erste Frau so lebendig in ihm geblieben. Die geliebtesten Menschen werden doch sonst vergessen mit grausamer Schnelligkeit. Nur über sie hatte die Zeit keine Macht gehabt! Lag die Rätsellösung in diesem Brief? Es war schlimm für Emmi, daß Konrad in diesen Tagen eine dienstliche Reise machen mußte, auf die sie ihn nicht begleiten konnte.

Der Abschied von ihm ergriff sie trotz der Kürze der Trennung so gewaltig, daß er, erschüttert von der Liebe, mit der sie an ihm hing, in wärmster Zärtlichkeit Kuß um Kuß auf ihre Lippen drückte. In der Stunde des Scheidens war alles vergessen, was ihre Ehe getrübt und ihre Herzen entfremdet hatte. Mit nassen Augen blickte sie ihm nach, mit dem brennenden, rasenden Verlangen, seine Seele rückhaltslos zu besitzen, um jeden Preis jedes Gefühl zu zertreten, das einer anderen gehörte. Und dies Begehren wuchs in den schwülen Sommertagen ihrer Einsamkeit zu einer krankhaften Leidenschaft.

Er hatte ihr die Schlüssel zu seinem Schreibtische zurückgelassen, und manche Stunde lang saß sie in seinem Zimmer, vor der Schublade, die seine Geheimnisse umschloß, und kämpfte einen Riesenkampf zwischen ihrem Taktgefühl, das ihr ein Herumstöbern verbot, und ihrem fieberhaften Verlangen, den Brief zu lesen, der für sie eine ganz abergläubische Bedeutung gewonnen hatte, als müßte in diesem Blatt der Zauber enthalten sein, der ihr die Sehnsucht ihres Gatten fortstahl.

Einmal des Nachts, nach einem schweren Traume, in dem sie schaudernd gesehen hatte, wie das Bild Hedwigs lebendig wurde, aus dem Rahmen trat und Konrad in die Arme sank, erlag sie der Versuchung.

Im Nachtgewand schlich sie wie eine Diebin in das einsame Zimmer und öffnete das bisher vor ihr versperrte Fach. Ganz oben lagen in einem Einband von Elfenbein mit einem silbernen Schloß zwei dünne Blättchen. Ihre Hand zitterte, als sie den Einband öffnete. Sie erschien sich wie eine Verbrecherin, aber sie konnte nicht widerstehen. Wissen mußte sie, wie diese „lieben, unvergeßlichen Worte" gelautet hatten.

Nun hielt sie den engbeschriebenen Bogen in der Hand. Da und dort war die feine Schrift verlöscht, wie von

Thränen. Die eine Stelle fiel ihr in die Augen: „Wenn ich auch fort muß von dir, Konrad, meine Liebe zu dir ist so groß, daß sie nicht sterben kann. Ich liege ganz still da draußen auf dem Friedhof unter den vielen armen Toten. Aber was das Beste und Schönste in meinem Leben gewesen, das bleibt bei dir in heimlicher Stille. Niemand sieht mich, aber du fühlst mich wie einen leisen Hauch, der über deine Wange streicht, wie einen weichen Druck auf deine lieben, oft geküßten Lippen."

Emmis Herz ward schwer, ihre Augen naß. Aber dann hob sie das Haupt, sah erschrocken um sich. Wenn sie, die Fremde, die Haßerfüllte, ein tiefes Rühren überkam vor diesen weichen Worten, wie mußte dann erst diese Stimme, die über das Grab hinausklang, die Seele ihres Gatten durchbeben! Wie mußte er die Nähe der geliebten Toten fühlen, so oft er diese Zeilen las!

Solange dieses Blatt in seinen Händen war, konnte es für sie kein Vollglück geben, so lange drängte sich die dritte mit ihrer Geistermacht zwischen jeden Kuß, den sie dem Gatten gab.

Hedwig mußte tot sein, ganz tot!

3.

Emmi erstickte ihren Gatten fast in ihrer stürmischen Umarmung, als er wiederkehrte. Sie war demütig, fügsam und sanft wie in ihren Brauttagen. Aber schwere Schatten lagen unter ihren Augen. Konrad frug sie besorgt, ob sie sich krank fühle. Die Angst machte sie bleich. An einem Julimorgen gab es zum erstenmal wieder eine Verstimmung zwischen ihnen. Emmi, die nach Zerstreuung verlangte, wollte einem Sommerfeste beiwohnen, das zu Ehren einer Naturforscherversammlung stattfand.

„Nicht heute," sagte Konrad ablehnend.

Nun erinnerte sie sich, daß es Hedwigs Sterbetag

war. Sie mußte sich eingestehen, daß es taktlos sei, in ihn zu dringen. Aber ihr heißer Wunsch, über die Tote zu siegen, trieb sie vorwärts gegen ihre bessere Ueberzeugung. Sie bat und flehte mit Schmeichelworten, mit Liebkosungen, mit zärtlichem Ungestüm, mit Thränen. Als er dennoch auf seiner Weigerung beharrte, warf sie tief gekränkt eine ärgerliche, heftige Bemerkung hin, die ihr nur der Zorn entriß: sie sei doch jung, so viel, viel jünger als er und habe ein Recht, noch Lebensfreude zu begehren.

Mit einem tiefen Seufzer ging er aus dem Zimmer. Er riegelte sich ein. Sie hörte, wie er den Schreibtisch aufschloß. Wie erstarrt stand sie am Fenster und riß, ohne es zu bemerken, Blatt um Blatt von einem Rosenstock, der hier blühte.

Nun kam die Entdeckung, nun suchte er den Brief, nun mußte sie beichten.

Sie hatte ja gewußt, daß der Augenblick unausbleiblich war. Sie hatte sich mit Mut gewappnet.

„Sie oder ich!" wollte sie ihm sagen. Aber sie wollte sich ihm auch an die Brust werfen und für sich flehen mit den glühendsten Worten der Liebe, sich verteidigen mit dem Bekenntnis all des schweren Leids, das sie ertragen, all der wilden Qualen, die sie erlitten.

Doch nun, während sie auf seine Schritte harrte, war all ihre Beredsamkeit wie fortgelöscht, sie saß da, eine Schuldbewußte, mutlos, zitternd, in ratloser Angst.

Er trat ein, bleich bis in die Lippen, verstört, fassungslos.

„Emmi," sagte er heiser, „hast du die oberste Schublade in meinem Schreibtisch geöffnet? Es scheint mir unglaublich, daß du — aber wer sollte sonst die unerhörte Keckheit gehabt haben, in meinen Sachen herumzukramen?"

Sie stand am Fenster, auf den Sims gestützt. Ge-

rade, weil sie fassungslos bebte, zwang sie sich zum Trotz, und er las das „Ja“ in ihrem finsteren Gesicht.

„Du hast gewußt, daß dieser Brief mir das Liebste war, das ich besaß?“

Er zitterte vor Erregung. Zum erstenmal sah sie ihn so außer sich, so ganz zerwühlt von Leidenschaft. Ja, wenn es sich um Hedwig handelte, dann glühte er auf, dann verlor er seine Ruhe, seine Gelassenheit!

„Weil sie sich nicht immer und ewig zwischen uns drängen soll!“ stieß sie hervor. „Ich, ich bin dein Weib! Sie hat kein Recht mehr an dich! Du mußt, du sollst vergessen!“

„Du wählst dazu ein schlimmes Mittel!“ rief er. „Hedwig war gut, zartfühlend! Sie hätte nie gethan, was mich schmerzt, sie hätte sich nie von ihrer Eifersucht zu einem Vertrauensbruch hinreißen lassen, zu einer so abscheulichen, boshaften Handlung, für die ich keine Worte finden kann!“

„O, wie sollte sie?“ versetzte sie erbittert. „Sie eifersüchtig! Sie war ja dein Eines und Alles, die Unvergleichliche, die Einzige, Beste. Ich aber —“

„Du hast gewußt, daß ich verheiratet gewesen bin, daß ich meine Frau lieb hatte. Damit hättest du rechnen müssen.“

„Ich wußte nicht, daß ich dir nur der traurige Nothelf bin, den man eben in den Kauf nimmt, weil das Echte und Rechte versagt wird!“

„Und du hast es wirklich über das Herz gebracht, diesen Brief, an dem meine Seele hing, den ich wie ein Heiligtum aufbewahrt habe, zu zerstören? Die lieben, teuren Abschiedsworte der Toten hast du ins Feuer werfen können! Ist es denn möglich?“

Sie sah finster, trotzig, böse aus mit der eigensinnigen Falte auf der Stirne, den grollend aufgeworfenen Lippen,

den düsteren funkelnden Augen, in ihrer schmerzlichen, krankhaften Stimmung. Einen Moment zögerte sie. Dann nickte sie.

„Sie oder ich!“ murmelte sie zwischen den Zähnen.

„Du hast kein Herz, kein Gemüt, keinen Funken Gefühl, wenn du das konntest!“ rief er außer sich. „Und ich hab' gehofft, daß du die schweren Schatten besiegen würdest, die sich auf mich herabgesenkt und mich verdüstert hatten! Ich hatte von dir Lebensfreude, Sonnenschein gehofft!“

„Wie kannst du von mir Lebensfreude und Glück erwarten, wenn du mich unglücklich machst mit deinen Erinnerungen? Von der ersten Stunde, da ich dein Heim betreten habe, war ich elend, friedlos, zermartert! Aber dafür hast du keine Augen!“

Er sah sie erschrocken an, wie zerschmettert von dem Bekenntnis, das sie ihm in der unseligen Stimmung entgegenschrie.

„Das habe ich freilich nicht gewußt,“ sagte er mit einem schweren Seufzer. „Und das ist sehr traurig, denn ich sehe keine Lösung, keine Heilung! Was dich elend macht, das bleibt unabänderlich! Ein Blatt Papier kannst du zerstören, meine Erinnerung ist unauslöschlich, solange ich lebe.“

Er sagte es hart und bitter in seiner tiefen Enttäuschung und Entrüstung. Dann verließ er sie.

Sie hatte die Thränen beherrscht, sie war heftig und wild gewesen, um das herzzerreißende Weh hinabzudrängen. Nun eilte sie in ihr Schlafzimmer, drückte den Kopf in die Kissen und schluchzte wie eine Verzweifelte.

Als der leidenschaftliche Krampf vorüber war, ward sie plötzlich ganz ruhig. Sie wusch ihre Augen und fing an, ihre Schubfächer auszuräumen. Das Gesicht, das ihr aus dem Spiegel entgegenblickte, war ganz fremd und

starr, der Mund herb geschlossen, als könne er sich nie wieder zu einem Lächeln öffnen, nie wieder sich runden zu einem Kuß. In der Garderobe neben ihrem Schlafzimmer stand ihr Koffer von der Hochzeitsreise. Sie trug ihn selbst herein und packte ein; ihre Wäsche, ihre Kleider. Als sie hörte, daß ihr Gatte die Wohnung verließ, klingelte sie und schickte die Dienerin fort mit einer Depesche an ihre Eltern, die auf dem Lande weilten. In der einsamen Wohnung trug sie dann von ihren eigenen Sachen alles zusammen, woran sie hing.

Eine Stunde später war sie reisefertig. An Konrad schrieb sie nur eine Zeile: „Ich trage es nicht. Du sagst, es sei unabänderlich. So gehe ich denn.“ —

Herr und Frau Saldhof wohnten in einem Dörfchen am Tegernsee in großer Einsamkeit. Der Major hatte vor kurzem seinen Abschied nehmen müssen und war so verstimmt über das rasche Ende seiner militärischen Laufbahn, daß er keinem bekannten Menschen begegnen mochte, in den frühesten Morgenstunden spazieren lief und sofort Kehrt machte, wenn er von weitem einen Sommerfrischler erblickte.

Emmi behauptete anfänglich den Eltern gegenüber, sie habe sich krank gefühlt und sei vom Arzt auf das Land geschickt worden. Allmählich mußte sie wohl mit der Sprache herausrücken und eingestehen, daß es ein Seelenleid gewesen, das sie zu der unerwarteten Rückkehr zu den Ihren veranlaßt. Es war ja zu auffallend, daß Konrad, der in München weilte, seine Frau nicht besuchte, daß keine Briefe eintrafen. Emmi hatte wohl anfangs gehofft, er werde ihr schreiben. Sie wäre, nachdem der Zornesrausch verflogen war, bereit gewesen, schriftlich ihre Reue zu bekennen, seine Versöhnung zu erbitten.

Da er sie aber stumm verurteilte, sie ziehen ließ ohne Vorwurf, ohne Klage, ohne Einspruch, behielt ihr Trotz

die Oberhand. Wenn er sie so hart verurteilte, ihr armes, zerquältes Herz so verkannte, so war das nur ein Beweis, daß sie ihm mit all ihrer Liebe fremd geblieben war, weil ihn die Sehnsucht nach der Toten noch ganz erfüllte. O, er sah wohl ein, daß seine zweite Ehe ein Irrtum gewesen war, er atmete wohl auf wie ein Erlöster über seine wiedergefundene Einsamkeit!

— — — — — — — — — — — —

Wolff war, nachdem seine junge Frau ihn verlassen, wieder in seine alten düsteren Einsiedlerstimmungen versunken. Er zweifelte an sich, an seiner Macht, ein junges, heißblütiges Geschöpf wie Emmi zu beglücken; er zweifelte vor allem an Emmis Herzen. Wenn sie ihn lieb gehabt, so hätte sie nicht zu thun vermocht, was sie ihm angethan hatte!

Ueber den Gedanken kam er nicht hinweg. Mehr als je erschien er sich als ein trübseliger, früh gealterter Mensch, der die Tollkühnheit gehabt hatte, an ein neues Glück zu glauben.

Ein ernsteres, vom Schicksal gereiftes Mädchen hätte vielleicht ein stilles Behagen an seiner Seite finden können. Aber Emmi mit ihrem unbeherrschten, stürmischen Empfinden, mit ihrer jugendlichen Heftigkeit, die sich gegen den Ernst des Daseins, gegen alles Ertragen und Entsagen aufbäumte, paßte nicht zu ihm. Ihre Schwärmerei für ihn war verflogen. Nun sehnte sie sich nach Freiheit. Hätte sie sich sonst so leicht loszureißen vermocht?

Als Major Saldhof in den Herbsttagen seiner Tochter in einer ernsten Auseinandersetzung erklärte, sie müsse sich nun reiflich überlegen, wie sie ihre Zukunft gestalten wolle; ihr Gatte habe ein Recht, wegen böswilliger Verlassung zu klagen, wenn sie sich nicht entschließe, zu ihm zurückzukehren, da sprach Emmi mit finsterem Gesicht das entscheidende Wort: Trennung.

Der Vorwurf, man habe ihr von ihrer Wahl ab-

geraten, sie habe nicht hören wollen, wurde ihr nicht erspart. Nach einigen recht schweren Wochen fanden sich die Eltern etwas gelassener in die Sachlage. Man beschloß, um aller lästigen Neugier und Bemitleidung der „guten Freunde“ zu entgehen, den Winter im Süden zuzubringen.

Konrads Schwester war längere Zeit fortgewesen und erfuhr erst bei ihrer Rückkehr mit größter Bestürzung, welche traurige Wendung die Ehe ihres Bruders genommen hatte. Sie fühlte sich gewissermaßen verantwortlich für seine zweite Heirat und hätte gern Frieden gestiftet. An einem Oktobertage besuchte sie ihre Schwägerin und zog sie mit sich fort in den einsamen Wald. An einem schönen Flecke unter leise rauschenden Buchen, durch deren gelbes Laub der blaue Himmel hereinschaute, drückte sie die junge Frau auf eine Bank nieder und bat mit lebhaft forschenden Augen: „Sprich nun, beichte, Kind! Was ist geschehen? Was trieb dich fort?“

Emmi schämte sich, ihre Schuld einzugestehen, über den geraubten Brief der Toten zu sprechen. Zögernd, in abgerissenen Worten bekannte sie nur ihre Eifersucht, ihren wilden Groll auf die erste Frau, den sie nicht länger zu ertragen vermocht habe.

Klara schüttelte ratlos den Kopf. „Ich begreife dich nicht, armer Schatz, und ich weiß auch keinen Trost,“ bekannte sie traurig. „Ich glaube, ein Menschenkind hat im stillen eine große Freude über eure Entzweiung,“ fuhr sie nach einer Weile fort. „Fräulein Böhler, die blonde Ida. Ich habe sie immer für falsch gehalten, obwohl sie mir fürchterlich schön thut. Sie hat nun für Konrad ein Kinderporträt Hedwigs kopiert, sie bringt ihm Briefe aus den Institutstagen, die sie mit seiner Frau getauscht hat, auch ein Tagebuch ihrer Freundin schrieb sie sich ab, um Konrad das Original zu schenken. So weiß

sie sich recht wichtig zu machen als Vertraute seines großen Schmerzes, aber ich meine —"

Klara sprach den Satz nicht zu Ende. Ihre Stimme hatte ungewöhnlich bitter geklungen, nun hob sie die Augen mit einem seltsam fragenden, erwartungsvollen Blick zu der jungen Frau empor. Aber Emmi schien die Befürchtung, von welcher die Schwester Konrads bedrückt ward, und die sie nur leise anzudeuten gewagt hatte, nicht zu verstehen. Sie war zu sehr in ihrem alten Gedankengange befangen. — —

Major Saldhof war in der Stadt gewesen und hatte mit seinem Schwiegersohne, dem Legationsrat, eine Zwiesprache gehabt, über die er hartnäckig schwieg. Das Ergebnis derselben aber war, daß die Reise energisch betrieben wurde, und die Eltern bestimmt auf die Begleitung der Tochter rechneten. Konrad ließ sie also ziehen!

Aber sehen wollte sie ihn noch einmal, ehe sie die Heimat verließ, unbemerkt, aus der Ferne. Sie überlegte lange, wie das zu bewerkstelligen sei. Endlich fiel ihr ein, daß Konrad die Gewohnheit habe, am letzten Tage vor dem Schluß der Kunstausstellung sich die Bilder, die ihm lieb geworden, noch einmal anzuschauen, ehe sie in die Welt zerstreut wurden. Diesmal traf der letzte Oktober auf einen Sonntag. Um so sicherer würde Konrad sich einfinden. Vor einem Jahre waren sie zusammen durch die Säle gewandert. Wie wehmütig sie die Erinnerung berührte, als sie unter dem grauen Himmel durch die melancholische Herbstlandschaft der Stadt zufuhr und im ersten Schneegestöber dem Glaspalaste zueilte!

Sie hatte sich möglichst einfach angezogen, ein dunkles Reisehütchen mit einem Schleier, der ihr Gesicht umschloß. Der Herbstmantel, den sie trug, war Konrad noch fremd. So hoffte sie, ganz unbemerkt von ihm sich in seiner Nähe herumzutreiben. Sie hatte früher oft gelacht, daß

er an seiner eigenen Frau auf der Straße vorübergegangen war, ohne sie mit seinen kurzsichtigen Augen zu erkennen. Er würde sie also auch jetzt nicht gewahren.

Eines der ersten bekannten Gesichter, dessen sie ansichtig wurde, war das zarte, bleiche des Fräuleins Ida Böhler. Die junge Dame, die in einem eleganten Herbstkostüm auffallend hübsch aussah, ging Arm in Arm mit einer gleichalterigen Begleiterin, und die beiden Mädchen flüsterten eifrig miteinander und zeigten nur wenig Interesse für die Bilder. Emmi ließ sich auf ein Sofa in der Ecke nieder, von dem aus sie, halb verdeckt von einer Statue, sehr wohl zu beobachten vermochte. Es schien ihr wahrscheinlich, daß Konrad sich diesem Hauptsaal, in dem verschiedene Meisterwerke hingen, zuwenden würde, wenn er überhaupt kam. Dann mußte er Fräulein Böhler begrüßen, mit ihr plaudern, und Emmi konnte heimlich sein Gesicht betrachten, ohne sofort bemerkt zu werden.

Die blonde Ida kümmerte sich jedenfalls nicht um ihre Gegenwart. Sie schien in dem Saale eine Verabredung zu haben, auf einen Herrn oder eine Dame zu warten, denn sie blieb immer vor denselben Bildern stehen; nur ihre Begleiterin trat ab und zu spähend in die Vorhalle, um dann kopfschüttelnd wieder zurückzukehren, worauf Ida auf die Uhr blickte mit allen Zeichen erregter Ungeduld. Emmi konnte nach dem Benehmen der jungen Dame wohl annehmen, daß es sich um einen Herrn handelte, denn es war etwas Fieberhaftes in ihren Bewegungen; manchmal blätterte sie in nervöser Hast in ihrem Katalog, dann schaute sie wieder mit suchenden Augen nach der Thür.

Die Begleiterin hatte wieder in der Vorhalle nachgesehen und kam nun nickend mit einem Lächeln zurück. Sie flüsterte Ida ein paar Worte zu, drückte ihr die Hand und entfernte sich dann.

„Ei, ei, ein richtiges Stelldichein, bei dem sich die ge-

fällige Dritte zurückzieht," dachte Emmi, und ihre Gedanken waren einen Moment lang durch den Vorfall ganz angenehm zerstreut. Aber gleich darauf wich das leise Lächeln der Neugier von ihren Lippen, und ihre Augen wurden finster.

Ihr Mann trat ein. Ihr Mann also war der ungeduldig Erwartete! Ida schien nun völlig in den Anblick der Bilder versunken, um die sie sich bisher gar nicht gekümmert hatte. Als er sie begrüßte, wendete sie sich wie aus einer tiefen Kunstbegeisterung erwachend um. „Welche Komödiantin!" dachte Emmi in ihrem Winkel, und ihre Wangen glühten in einem Zorn, den sie lange nicht mehr empfunden.

„Ich muß mich entschuldigen, daß ich mich verspätet habe, ich wurde aufgehalten," hörte Emmi ihn sagen. Also wirklich eine feste Verabredung!

„O, ich bin Ihnen ja sehr dankbar, Herr Rat, wenn Sie mich mit Ihrem Kunstverständnis etwas belehren. Ich bedarf so sehr des Führers und irrte bisher ganz verloren herum unter all dem vielen Schönen," bemerkte Ida mit einem sanften Augenaufschlag, mit einschmeichelnder Bescheidenheit, als sie nun, an dem versteckten Sofa vorüber, auf den nächsten Saal zuschritten.

Emmi hatte ihr Gesicht abgewendet. Sie meinte, ihre glühenden Augen müßten sie auch durch den Schleier verraten. „Wie sie lügt, wie sie ihm den Hof macht!" murmelte sie unwillkürlich.

Zitternd vor Entrüstung folgte sie dem Paare von weitem. Sie sah nur immer das blonde feine Gesicht Idas emporgewendet zu ihrem Gatten in aufmerksamem, andächtigem Lauschen. In die Nähe wagte sie sich nicht mehr. Wenn Fräulein Böhler sie erkannte, sie anredete, dann konnte sie nicht gutstehen für die Worte, die ihr entschlüpfen würden in der Gemütsverfassung, in der sie sich befand. Aber gehen wollte sie auch nicht.

Gejagt von Angst, irrte sie ruhelos durch die Säle, mit ihren Augen die hohe Gestalt ihres Gatten suchend, als müsse sie heimlich wachen über ihn, mit ihrem Blick ihn zurückzurufen, mit ihrer Nähe kämpfen gegen das falsche Spiel, das die hübsche Ida mit ihm trieb.

Als die Mittagsstunde herannahte, saß sie wieder versteckt in der Vorhalle und harrte, bis die beiden vorüberkamen. Sie hörte deutlich, wie Ida mit ihrem liebenswürdigsten Tone sagte: „Wir dürfen Sie doch heute um fünf Uhr zum Thee erwarten, Herr Rat? Mama würde sich so herzlich freuen."

Was er zur Antwort gab, verstand sie nicht. Er verabschiedete sich. Fräulein Böhler suchte nach ihrer Freundin, und die beiden Damen flüsterten wieder eifrig, Arm in Arm davongehend.

Emmi war ganz verstört, als sie ins Freie trat. Wie ein böser Traum erschien ihr, was sie da drinnen erlebt hatte. An eifersüchtige Qualen hatte sie sich ja gewöhnt, aber nun stand nicht mehr das stumme Bild Hedwigs vor ihrer Seele, sondern eine schlanke Gestalt in elegantem modernem Kostüm mit lebhaften Bewegungen, mit kleinen, hellbehandschuhten Händen, die sich nach ihrem Gatten verlangend ausstreckten. Ein kluges, arglistiges Gesicht mit einem falschen Blick in den Augen und feinen Lippen, die ihre Worte scharf zu berechnen wußten — kein wehmütiger Schatten. Und mit dieser Erinnerung sollte sie zurück in die Landeinsamkeit, fort in die Fremde? Nein! Die seltsamen Reden Klaras, ihr bitterer Ton, als sie von diesem Fräulein Böhler gesprochen hatte, traten ihr ins Gedächtnis zurück. Gewiß, Klara wußte mehr, als sie ausgesprochen hatte, Klara hatte längst erraten, daß Konrad sich von Idas sanftem Geschmeichel umgarnen ließ.

Zitternd vor Aufregung sprang Emmi in einen Wagen und fuhr zu ihrer Schwägerin. Die Familie Beer war

vollzählig im Wohnzimmer versammelt. Man wollte sich eben zu Tisch setzen und forderte Emmi auf, an der Mahlzeit teilzunehmen. Die jungen Herren überboten sich in Aufmerksamkeiten gegen die junge Tante. Nur Klara sah, daß ihre Schwägerin sie mit angstflehenden Augen anblickte, und zog sie rasch ins Nebenzimmer.

„Was ist dir, Emmi? Bitte, vertraue dich mir an; aber ein wenig rasch, denn mein Alterchen darf ich nicht auf die Suppe warten lassen, sonst wird er grimmig."

„Ich wollte dich nur fragen," stammelte Emmi hastig hervor, „ob Fräulein Böhler viel mit meinem Manne verkehrt? Glaubst du nicht, daß ihre Freundschaft für seine erste Frau nur ein Vorwand ist, und daß sie eigentlich —"

„Freilich drängt sie sich an ihn und freilich will sie ihn!" sprudelte Klara, die zögernden Worte unterbrechend, hastig hervor. „Es würde ihr recht gut passen, Frau Legationsrat zu werden; viel besser als eine Gouvernantenstelle. Sie hat schon mehrere mißglückte Versuche, sich eine gute Partie zu erobern, hinter sich. Auch von ihrem letzten Platz in Italien soll sie nur fortgekommen sein, weil sie dem Bruder der jungen Marchesa in zudringlichster Weise den Hof machte. Meinem Bruder gegenüber weiß sie's ganz fein und schlau anzufangen, spricht immer nur von Hedwig, dich schweigt sie einfach tot. Du hast ihr das Spiel allerdings auch sehr erleichtert."

„Und Konrad?" frug Emmi mit großen angstvollen Augen. „Du meinst, daß sie ihm gefällt, daß er wirklich daran denkt —" Die Stimme versagte ihr. Sie konnte das Furchtbare nicht zu Ende sprechen.

Klara zögerte eine Weile. Dann schaute sie empor in das heiße, verzweifelte Gesicht der jungen Frau, zuckte die Achseln und bemerkte trocken: „Wer weiß, was noch geschieht? Du bist ihm weggelaufen, es wäre gar nicht

verwunderlich, wenn ihm nach dieser Erfahrung die feine Schmeichelei des Fräuleins, das sich so trefflich seinen Empfindungen anzuschmiegen weiß, Eindruck machte. Sei nicht bös, daß ich dir in der Eile so klaren Wein einschenkte. Im Grunde bist du ja selber schuld! Deine Eifersucht auf Ida könnte ich weit eher begreifen, als deinen unversöhnlichen Groll auf die arme Hedwig. Und nun, bitte, wir müssen zu Tisch!"

„Die arme Hedwig!" In Gedanken sprach Emmi die mitleidigen Worte nach, während sie zerstreut und still an dem Familientisch saß und sich mühsam ein paar Bissen über die Lippen quälte. Wie Wahnsinn erschien ihr nun ihre Eifersucht gegen den bleichen Schatten einer Toten, gegen eine Erinnerung, gegen einen Hauch. Wie blutleer und blaß und körperlos ihr nun die Beneidete, Gefürchtete vor Augen stand!

Vor einem Gespenst hatte sie sich gefürchtet, und jetzt raubte eine schlaue Heuchlerin, was ihr zu eigen gewesen war. Es trieb sie mit Allgewalt in ihr altes Heim, das ihr nun auf einmal wie ein Paradies erschien, aus dem sie sich selber verbannt hatte. Aber sie besaß nicht den Mut, Konrad sogleich gegenüber zu treten. Wenn er erschrak über ihre Rückkehr, wenn ihre Reue zu spät kam!?

Sie atmete auf, als Kurt Beer sich nach Tische erhob und sagte: „Ich habe Onkel Wolff versprochen, ihn abzuholen. Wir wollen zusammen spazieren gehen."

Wenn Konrad fort war, wollte sie in ihre einsame Wohnung gehen. Was weiter geschehen sollte, wußte sie nicht. Nur eine längst versäumte Pflicht, die sie erfüllen mußte, stand ihr vor Augen.

Ihr Herz klopfte schwer, als sie an ihrem Heim die Klingel zog. Vielleicht fand sie es verschlossen. Doch nein, die alte Dienerin öffnete die Thürspalte und spähte hinaus.

„O, die gnädige Frau,“ sagte sie halb überrascht, halb erfreut.

„Es handelt sich nur um eine Ueberraschung, mein Mann weiß nicht — sagen Sie ihm auch nichts, wenn er kommt — ich will in meinem Zimmer noch einiges ordnen.“

Aber sie ließ sich nur am Fenster in einen Stuhl sinken, und Erinnerungen fluteten auf sie ein, die sie festbannten. Der Zweck ihres Kommens war erfüllt. Draußen auf dem Wohnzimmertisch lag das Couvert, das sie lange mit sich herumgetragen, ihm lange hatte senden wollen. Sie hätte nun gehen können. Aber sie brachte es nicht über sich. Sie frug sich, wie sie im Sommer die Kraft gehabt, sich loszureißen, wie sie die Sehnsucht nach ihm, die sie nun fast erstickte, so lange zu besiegen vermocht habe.

Ein Schlüssel drehte sich im Schloß. Sie hörte, wie er draußen den Regenschirm abstellte, den Mantel auszog. Es war alles so altgewohnt, so lieb. Aber sie blieb ganz still auf ihrem Stuhl und spähte durch die halbgeöffnete Portiere hinaus.

Er sah das Couvert, nahm es und drehte es um, dann schnitt er das Papier entzwei. Von ihr abgekehrt saß er am Tische. Aber sie konnte sein Gesicht in dem Spiegel sehen, der ihm gegenüber hing.

Nun kam eine mächtige Bewegung über ihn. Er erkannte den Brief, den Brief der Toten!

Ob er ihn an die Lippen drücken, ob er ihn lesen würde, den verloren geglaubten, wiedergefundenen?

Nein! Er schaute nur auf das kleine Blatt, das zwischen den Seiten des Briefes lag und auf dem das einzige Wort stand: „Verzeih!“

Seine Züge waren weich geworden. Ein warmer Schimmer lag in seinen Augen. Ob er ihr galt? Ihrer späten Reue? Sie konnte nicht mehr schweigen. Ihre

Seele schrie zu laut nach dem erlösenden, versöhnenden Wort.

„Konrad!“ Sie stand hinter ihm und schlang die Arme um seinen Hals. „Ich kann nicht fort von dir! Ich war ja so bös und trotzig, ich begreife mich nicht. Sag mir, daß du noch mir gehörst, daß keine andere dich mir nehmen soll. Ich will ja zufrieden sein mit dem zweiten Platz in deinem Herzen, ich will deine Hedwig lieb haben mit dir!“

Er hatte sie auf sein Knie gezogen und sah ihr lange in die Augen.

„Emmi, mein Lieb, du bringst den Sonnenschein wieder, und es war so trübseliger Herbst! Hast dich so viel schlimmer gestellt als du bist. Nun muß ich dir alle meine Zweifel abbitten! Ich hätte dir's nie verziehen, wenn du den Brief verbrannt hättest. Dank, Dank, daß du's nicht im stande warst, daß du mich doch ein bißchen lieb hast!“

Zwischen den bewegten Worten küßte er ihr die Lippen, die Augen mit einer Zärtlichkeit, die ihr ergreifender, herzbeglückender schien als selbst in den Tagen ihres ersten Liebesrausches.

Die Haushälterin, welche draußen vor der Thüre horchte, hörte zu ihrem Bedauern nur ein Geflüster und dann wieder langes Schweigen.

Emmi deckte den Tisch, bereitete den Thee, und während sie dicht nebeneinander sitzend wie ganz Neuvermählte sich unterhielten, warf sie ab und zu einen übermütigen Blick nach der Uhr.

„Das arme Fräulein Böhler, ihr Thee ist wohl bitter geworden! Sie erwartet dich seit anderthalb Stunden.“

Konrad sah sie verwundert an. Er hatte die Einladung vergessen. Aber woher wußte Emmi davon?

Sie ließ sich langsam ihr Geständnis herausschmeicheln,

wie sie ihn beobachtet, wie sie plötzlich gesehen, welche Gefahr ihr drohe.

„Was du dir einbildest, Kind,“ sagte er. „Fräulein Böhler ist mir freundschaftlich gesinnt um Hedwigs willen, nichts weiter,“ sagte er unbefangen.

„Gehen wir zusammen hin,“ bat Emmi mit einem listigen Lächeln, „du müßtest dich doch entschuldigen.“

Er war bereit. Er hatte keine Ahnung, daß seine Frau einen Triumph feiern und schlaue Pläne, die über ihren Kopf hinweg gesponnen worden, vernichten wollte. Als aber Ida totenbleich wurde bei dem Anblick des wiedervereinten Ehepaares, als sie nur mühsam ihre zornige Enttäuschung verbarg, ja, es sich nicht versagte, Emmi in ihrer Erregung ein paar sehr spitzige Bemerkungen hinzuwerfen, mußte er wohl einsehen, daß die Frauenaugen hellsehender gewesen waren, als die seinen.

Sie machten sich bald wieder los von dem peinlichen Zusammensein, liefen vergnügt, unter einem Regenschirm, zur Bahn, um den Eltern zu telegraphieren, daß Emmi nicht zurückkehren werde, und eilten dann noch zu Beers, um sich als neues, glückliches Ehepaar vorzustellen.

Klara lachte, aber sie hatte nasse Augen: „Ich kann euch nicht sagen, wie froh ich bin! Es war aber doch das beste Mittel, um dich zu heilen, Emmi: die Eifersucht auf eine Lebendige!“

Emmi war und blieb geheilt. Sie rührte nicht mehr an Konrads Erinnerungen. Und nach Jahresfrist stand sie so manchesmal mit ihrem jauchzenden Bübchen auf dem Arm vor dem Bild der Toten und dachte in seligem Mutterstolz, daß sie ihrem Gatten nun doch ein Glück geschenkt, das er nie vorher besessen. „Arme Hedwig,“ sagte sie dann wohl leise in warmem Mitleid.

Am attischen Strande.

Griechische Reiseerinnerungen. Von **H. Reifenstahl.**

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Der Anker unseres Dampfers rasselt nieder: wir sind im Hafen von Athen, dem Piräus! Ein wunderbares Gefühl ergreift wohl jeden Reisenden, wenn sein Blick zum erstenmal auf den in geringer Entfernung landeinwärts aufragenden Burgfelsen mit der Akropolis fällt, an dessen Fuß sich die Stadt schmiegt, von welcher der Dichter gesungen:

„Heil dir, glückliche Stadt der Völkerhirtin Athene,
Vieles sahst du und trugst du, und vieles hast du gelitten:
Bis ans Ende der Zeit wirst sein du ein Aar in den Wolken."

Geweihter Boden ist es, der vor uns liegt, und es wird uns zu Mute, als ob ein wunderbarer Märchentraum nun plötzlich Wirklichkeit geworden sei. Zunächst freilich ist es gut, sich keinen Träumen oder schwärmerischen Betrachtungen hinzugeben, sondern recht scharf aufzupassen, denn es kommt jetzt für die Reisenden eine Scene, die lebhaft an den Schiffsüberfall der Wilden im dritten Akt von Meyerbeers „Afrikanerin" erinnert. Um ans Land zu kommen, braucht man nämlich ein Boot, und eine ganze Horde von Barkenführern stürzt daher jedesmal nach

der Einfahrt eines Dampfers an Bord, die Fremden als willkommene Beute betrachtend. Nur wer zugleich ein gehöriges Maß von Grobheit und Geduld, sowie einige Kenntnis der Landessprache besitzt, vermag mit diesen Erzgaunern fertig zu werden. Wer als Neuling am attischen Strande landet, thut unter allen Umständen besser daran, sich und sein Gepäck sogleich dem Kommissionär eines guten Gasthofes in Athen, die gleichfalls an Bord kommen, anzuvertrauen. Dann kann man sicher sein, ungerupft ans Ufer und von da nach der Stadt des Perikles zu gelangen.

Von dem Bahnhof des Piräus gehen in regelmäßigen Zwischenräumen Züge ab, die den Fremden in etwa zwanzig Minuten nach Athen führen, wo ihn dann eine Droschke für 1 Drachme (ungefähr 80 Pfennig) nach seinem Gasthofe bringt. Etwas teurer zwar, aber auch angenehmer ist die Wagenfahrt gleich vom Hafen nach Athen; da die Fuhrwerke dicht am Quai halten und in Athen natürlich bis vor den Gasthof fahren, so braucht man das Gepäck nicht erst im Piräus zur Bahn schaffen, dort expedieren und dann in Athen wieder von der Bahn zum Gasthof befördern zu lassen. Vor allem hat man bei günstiger Witterung den Genuß, sich bei der ersten Annäherung an die griechische Hauptstadt mit ihrer Akropolis immer frei umschauen zu können.

Zunächst aber machen wir erst noch einen kleinen Rundgang durch den Piräus selbst, der gegenwärtig mit 34 569 Einwohnern die größte Hafenstadt Griechenlands ist und Patras und Syra längst überflügelt hat. Zur Zeit der griechischen Befreiungskämpfe in den zwanziger Jahren erhob sich hier am Gestade nur eine einzige Hütte; man ersieht daraus, wie schnell der Piräus wieder emporgeblüht ist, was er ebensosehr dem nicht minder raschen Wachsen der Hauptstadt, deren Seeverkehr er allein vermittelt, wie der Sicherheit und Tiefe seiner Hafenbassins zu danken hat.

Den Namen Piräus oder Peiraieus trägt auch die ganze, acht Kilometer südöstlich von Athen gelegene, bergige Halbinsel mit den drei tief eingeschnittenen runden Hafenbecken Peiraieus, Zea und Munychia, die Themi-



Das große Theater des Dionysos in Athen.

stokles 493 v. Chr. zum Hafen Athens bestimmte. Unter Perikles wurde dieser dann durch die sogenannten langen Mauern mit der Stadtbefestigung in unmittelbare Verbindung gesetzt. Nach Beendigung des Peloponnesischen Krieges ward die blühende Stadt Piräus zerstört; sie hob sich als Handelshafen von neuem wieder, bis Sulla im Jahre 86 v. Chr. die Häuser wie die Docks, Werften

und Arsenale niederbrennen und die Mauern schleifen ließ. Das ganze Mittelalter hindurch bis zur Neuzeit war und blieb die Stadt dann verödet. Die antiken Reste, welche der moderne Reisende noch vorfindet, sind unbedeutend, aber den Hafen umgeben jetzt auf drei Seiten regelmäßig angelegte Straßen, und auf den östlichen Teilen der Halbinsel sind weitere neue Stadtteile entstanden. Haupthafen ist das größte und tiefste Hafenbecken an der Nordseite, an dessen Eingang jener antike Marmorlöwe stand, der sich seit dem Jahre 1688 vor dem Arsenal zu Venedig befindet.

Wer einen guten Ueberblick über die ganze Halbinsel mit ihren drei Hafenbecken und zu gleicher Zeit eine lohnende Umschau über die attische Ebene und den Saronischen Golf gewinnen will, der lasse sich die kleine Mühe nicht verdrießen, die bis zu 86,5 Meter ansteigende Höhe von Munychia zu besuchen. Zu Füßen liegt ihm dann die geschäftige Hafenstadt mit ihren drei Bassins. Hinter dem am weitesten nach Südosten gelegenen kleinen Hafen von Munychia, jetzt Porto Phanari geheißen, zieht sich die flache Bucht von Phaleron mit ihrem vielbesuchten Seebade bis zur vorspringenden Landzunge von Tris Pirgi hin. Ueber den Hafen Zea weg erblickt man im Westen die Höhe von Akte mit ihrer Signalstation, die den Hafenbeamten die Annäherung von Schiffen meldet. Weiter westlich liegt im Golf von Aegina oder Athen (dem Saronischen Meerbusen der Alten) die Insel Salamis, vom nahen Festlande durch eine Meerenge getrennt, deren Küste für den Schauplatz der berühmten Seeschlacht gilt; im Süden die Insel Aegina und ganz im Südosten das Eiland Balbina (Hagios Georgios). Hinter Aegina sehen wir die blauen Küsten von Argolis auftauchen, hinter Salamis die Höhen des Geraneiagebirges bis zu den Anhöhen über der Bucht von Eleusis.

Und nun wenden wir uns gen Norden und überschauen die uns noch von Athen trennende Ebene mit ihren Oelbaumhainen. Die Akropolis (156 Meter) mit dem Parthenon überragt die Vorberge, hinter ihr steigt der sie fast um das Doppelte überragende Lykabettos (277) empor,



Gesamtansicht der Akropolis.

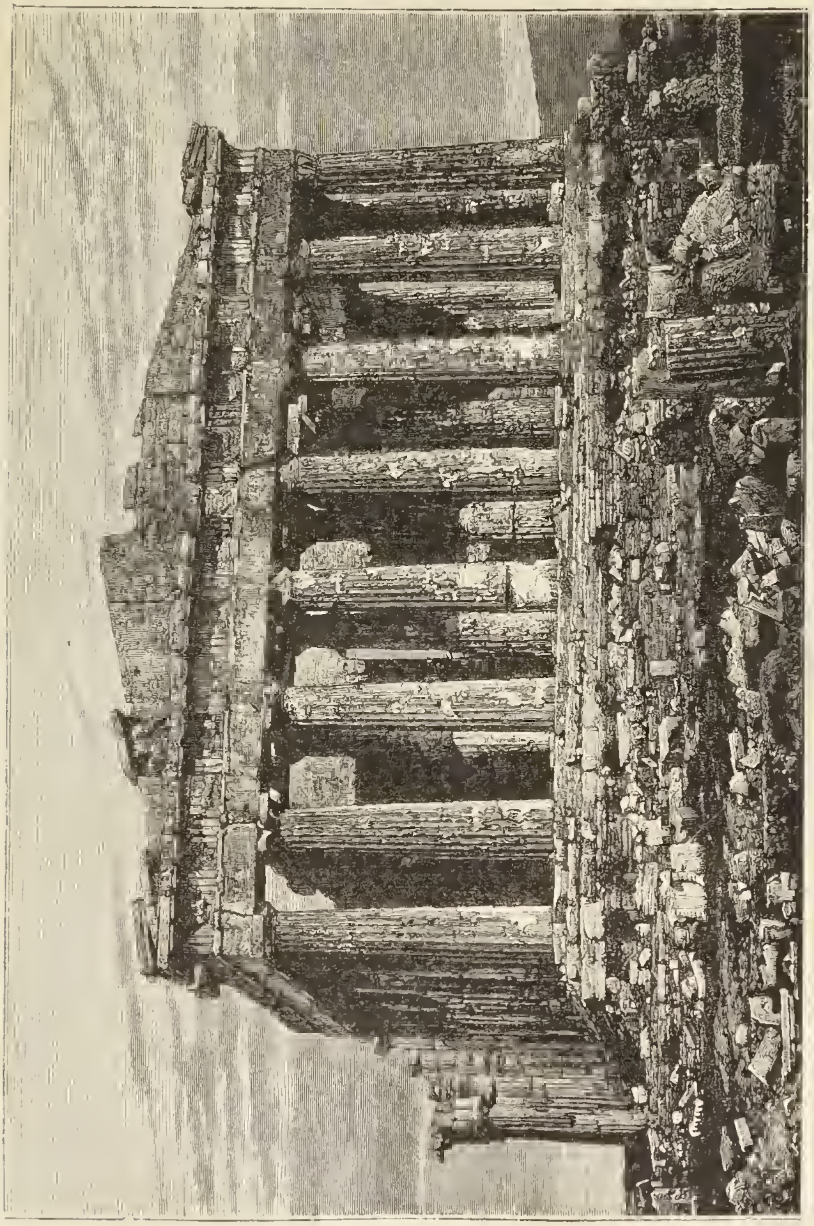
der die ganze Umgebung von Athen beherrscht, und dessen steile Kuppe nicht bloß fast in der ganzen attischen Ebene, sondern noch weit in den Saronischen Golf hinein und bis an dessen jenseitige Uferhöhen sichtbar ist. Den Abschluß bildet für unser Auge nach jener Richtung hin der Pentelikon; Parnes und Hymettos ziehen beiderseits vom Meere her zu ihm hin.

Diese ganze Ebene von Athen ist nur etwa fünf oder sechs Stunden lang und drei bis vier breit, also im Raume gegen Roms weithin sich dehnende Campagna sehr beschränkt, und doch hat sich auf dieser kleinen Fläche in der verhältnismäßig kürzesten Zeit einst das reichste Geistesleben der Erde entfaltet. Sie bildet ungefähr ein Dreieck, dessen Basis sich nach der See zu öffnet, während die abgestumpfte Spitze durch das in herrlichen Linien aufsteigende Marmorgebirge Pentelikon (jetzt Mendeli, 1110 Meter), abgeschlossen wird. Zwei Flüßchen, in der trockenen Jahreszeit eher Bäche zu nennen, durchfließen diese Ebene, der zu Zeiten breite und wasserreiche Kephisos und der im Sommer ganz versiegende Ilissos. An der Stelle, wo die beiden sich vereinigen, liegt Athen. Kürzlich trat das seltene Schauspiel ein, daß beide Flußläufe sich urplötzlich in reißende, verderbenbringende Ströme verwandelten. Am 26. November 1896 ging nachmittags über der attischen Ebene ein Gewitter mit gewaltigem Wolkenbruch nieder, der mehrere Stunden andauerte und erst gegen Abend aufhörte.

In einem Augenblicke verwandelten sich die Straßen der Schwesterstädte Athen und Piräus in Kanäle, die Plätze in Seen und der Kephisos und Ilissos in Ströme, deren gewaltige Fluten die Brücken zerstörten und die umliegenden Strecken des Geländes unter Wasser setzten. Die Eisenbahnverbindung von und nach Athen war unterbrochen; die vorzugsweise von niederen Volksklassen bewohnten Stadtviertel von Piräus wurden in großer Ausdehnung überschwemmt, und zahlreiche Menschenleben fielen dem entfesselten Element zum Opfer. —

Nun fahren wir auf der Straße nach Athen dahin, die früher von den Langen Mauern eingefaßt wurde. Gleich nachdem wir die Straßen der Hafenstadt verlassen haben, gewahrt man zur Rechten noch Mauerreste der an-

tiken Befestigung des Piräus; darüber erhebt sich die Höhe von Munychia, und auf einem Vorsprunge derselben wird



Der Parthenon.

das Denkmal sichtbar, das den während des Krimkrieges im Piräus gestorbenen Engländern und Franzosen errichtet

worden ist. Weiter geht es durch die Ebene mit ihren Weinpflanzungen und den immer grünen Oelwäldern, die schon der Stolz und der Reichtum des alten Athens waren. Einige der grauen Riesenbäume sollen noch bis in die Zeit des Altertums zurückreichen. Immer freier wird der Blick auf das attische Tiefland, je mehr man zu der etwa 40 Meter hohen Bodenerhebung ansteigt, auf der die Stadt Athen mit den sie umgebenden Hügeln liegt.

Die jetzige Hauptstadt des Königreichs Griechenland, das moderne Athen, steht unvermittelt neben den ehrwürdigen Denkmalen des Altertums. Während der Belagerung durch Reschid Pascha 1826 bis 1827 war die damalige Stadt bis auf wenige Häuser gänzlich zerstört worden, und ihre unglücklichen Einwohner hatten sich nach Salamis, Aegina, Paros und nach dem Peloponnes geflüchtet. Erst seit 1829 kehrten sie allmählich wieder in die verödete Heimat zurück und begannen in den Trümmerhaufen Hütten zu bauen und Felder und Gärten wieder zu bestellen.

Eine bessere Zukunft bereitete sich vor, als das Protokoll der Londoner Konferenz vom 3. Februar 1830 Griechenland zu einem unabhängigen Staate gemacht hatte. Als dann griechische Abgesandte nach München gekommen waren, um dem bayerischen Prinzen Otto ihren Königsthron anzubieten, da bestimmte im Einverständnis mit ihnen des Prinzen Vater, der kunstbegeisterte König Ludwig I., daß das an weltgeschichtlichen Erinnerungen so reiche Athen, und nicht eine der anderen, durch ihre geographische Lage allerdings mehr bevorzugten griechischen Städte, die Hauptstadt des befreiten Griechenlands werden sollte. In den folgenden fünfzig Jahren ist dann aus dem unbedeutenden Dorfe am Fuße der Akropolis eine schöne neue Stadt emporgeblüht, in der gegenwärtig 108 000 Einwohner leben, und die den Mittelpunkt für Kultur- und

politische Bestrebungen bildet, denen jetzt die Grenzen des Königreichs und selbst jene der Balkanhalbinsel bereits zu enge geworden sind.

Zumal während der letzten fünfzehn Jahre hat die Stadt sich sehr verändert und namentlich nach Norden und Westen hin bedeutend an Ausdehnung gewonnen. Die



Im Piräus, dem Hafen von Athen.

Zahl stattlicher öffentlicher und Privatbauten ist stark gewachsen; viele neue Gasthöfe, Speise- und Kaffeehäuser zeugen von dem zunehmenden Fremdenverkehr; in den modernen Stadtteilen sind die Straßen erheblich sauberer geworden — kurz, Athen nimmt mehr und mehr den Charakter einer „europäischen“ Großstadt an.

Das gilt freilich nur für die neue Stadt, deren Aufbau ein Plan des bayerischen Baumeisters L. v. Klenze zu Grunde gelegen hat, und deren Hauptverkehrsadern die Hermes-, die Aeolos- und die Atheneſtraße, dann die

Piräus-, Universitäts- und Stadionstraße sind. Die Altstadt dagegen trägt noch immer ein orientalisches Gepräge; das bunte Treiben in ihren engen Gassen erreicht seinen Höhepunkt in dem Bazar. Um so wirkungsvoller ist dann der Gegensatz, wenn man durch diese lärmenden Gäßchen zu der tiefen Ruhe der Akropolis mit ihren majestätischen Resten des Altertums emporsteigt.

Diese sind es vor allem, die unser Interesse in Anspruch nehmen, und mit Fug und Recht sagt Eduard Engel in seinen „Griechischen Frühlingstagen“ von ihnen: „Alles Schönste aus Athens Kunstblüte steht auf diesem einen Museumberge, unter Gottes freiem Himmel, umleuchtet von einem Glanz, der so verklärend, so unirdisch nirgends in der Welt mehr zu schauen ist. Die ätherleichte Luft, die einsame Stille und die tiefe Sättigung alles Denkens und Fühlens verleiht einem Kräfte des Leibes und der Seele, die man an sich sonst nicht gekannt hat. Man sieht mit ruhigem Blick: kein Gaffen wie auf die Reihe an Reihe nebeneinander hängenden Bilder in den Galeriestädten. Hier ist nicht der Raub aller Länder zusammengeschleppt und in dumpfigen Sälen zur Schau gestellt, das Größte neben das Dürftigste. Nein, dies ist ein Stück wirklichen Kunstlebens auf kleinem Raum, das Leben eines uns teuren Volkes auf seiner höchsten Entwickelungsstufe, — nicht aufgestellt von Museumsdirektoren, sondern stehen geblieben, wie es aus dem Geiste des Volkes auf seiner heiligen Stätte emporgewachsen ist. — Und dann das wundersame Gefühl: mit demselben Auge der Bewunderung haben auf diese Säulen auch alle jene Männer geblickt, deren Name schon eine Flut großer und guter Erinnerungen weckt. Es haftet an den Tempeln und Thoren noch wie ein Duft, wie ein Atemhauch lebender Menschen aus dem Blütenjahrhundert der Kunst.“

Am Fuße des Burgberges liegen außer dem großartigen

Theater des Dionysos, dessen in seinem unteren Teile noch erhaltener Zuschauerraum gegen 30 000 Menschen zu fassen



Das neue Athen.

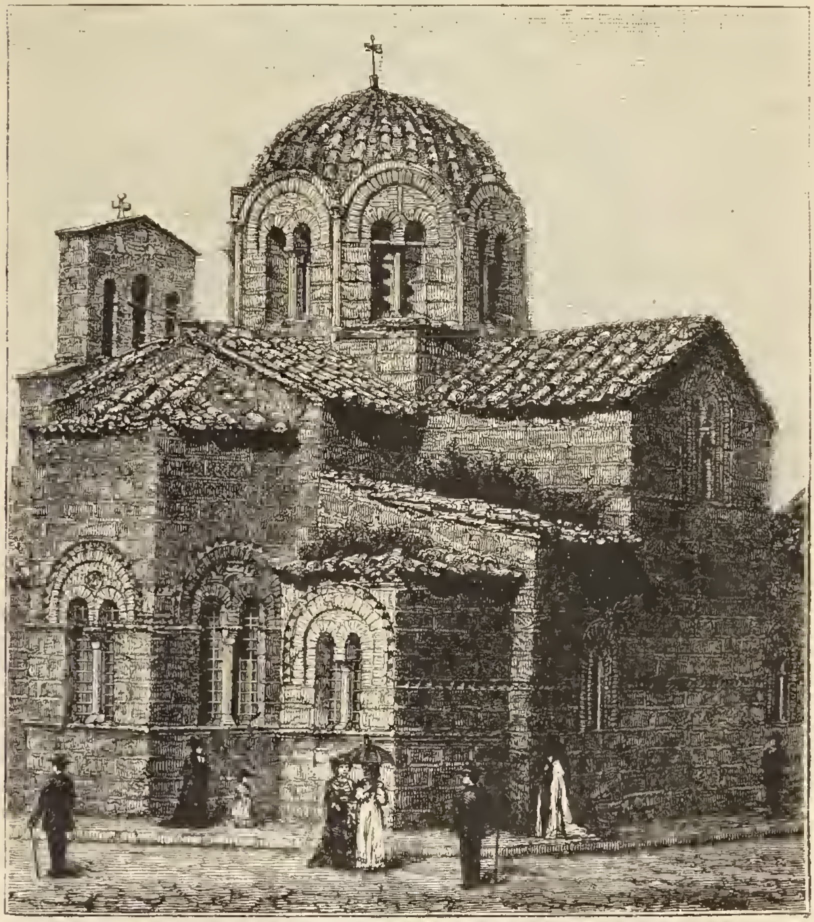
vermochte, das Asklepieion, ein dem Heilgott Asklepios gewidmetes Heiligtum, und ein zweites Theater, das gegen

6000 Zuschauer fassende Odeion des Herodes Atticus. Ueber dem letzteren befindet sich der Eingang zur Akropolis. Auf unser Anklopfen öffnet uns ein griechischer Invalide das Gitterthor, durch das man zunächst in einen modernen Vorhof mit Skulpturresten kommt, worauf wir durch ein zweites Thor in den eigentlichen Burgbezirk treten. An dem kleinen Tempel der Nike oder siegreichen Athene vorüber gelangt man zu den binnen fünf Jahren (437 bis 432) durch Mnesikles aus pentelischem Marmor errichteten Propyläen. Nur der Säulenrost der Mittelhalle mit der Thorwand und die nördliche Seitenhalle mit dem Marmorgemach dahinter stehen noch unter dem Gewirr von Trümmern aufrecht da, aber selbst dieses Wenige ist so großartig, daß der Anblick jeden Beschauer hinreißt. Und weiter geht es durch die Osthalle der Propyläen auf die nach Südosten sanft ansteigende Hochfläche der Burg, wo sich nun auf der freien Höhe das edelste Denkmal hellenischer Kunst, der Tempel der jungfräulichen Athene, Athene Parthenos, oder der Parthenon, erhebt. Unter Perikles vollendete Iktinos unter Beihilfe des Kallikrates im Jahre 438 diesen Prachttempel, den einst das Goldelfenbeinbild der Göttin von Phidias schmückte. Der Parthenon ruht auf dem Unterbau eines älteren Tempels, den die neueren Forschungen des deutschen archäologischen Instituts in Athen als den früher an falscher Stelle gesuchten Athenetempel des Peisistratos nachgewiesen haben.

Der Nordseite nahe liegt auf der Hochfläche des Berges der zweite Haupttempel der Akropolis: das Erechtheion, der uralte Kultussitz der Stadtgöttin Athene und des mit ihr verbundenen Poseidon-Erechtheus und zugleich das älteste Heiligtum der Burg, dessen Aeußeres großenteils wohlerhalten ist.

Den ganzen Burgberg bedeckt ein trostloses Chaos von Architektur- und Skulpturresten, von Trümmerwerk, Ter-

rassen und Säulengewirr. Im Frühling 1895 wurde der Karlsruher Oberbaudirektor Dr. Joseph Durm vom griechischen Kultusministerium nach Athen berufen, um die durch die letzten Erdbeben noch mehr geschädigten Alter-



Byzantinische Kirche.

tümer der Akropolis zu untersuchen und Maßregeln zu ihrer Erhaltung anzugeben.

Die letzteren schienen nun dem seit vierzig Jahren in Athen ansässigen Architekten E. Ziller, der sich um die antiken Denkmäler schon vielfach verdient gemacht hat, zu

weit zu gehen, und er hat deswegen dringend davor gewarnt, die geplanten Erhaltungsarbeiten in Wiederherstellungsarbeiten ausarten zu lassen. „Wir wollen,“ bemerkt er sehr richtig, „das Alte sehen, nicht das Neue! Ein Zuwenig ist uns lieber als ein Zuviel!“ Vor dem letzteren dürfte übrigens wohl schon der genugsam bekannte traurige Zustand der griechischen Finanzen das sicherste Schutzmittel sein.

Von dem modernen Athen wollen wir diesmal den Leser nicht weiter unterhalten, denn obwohl es auch in diesem nicht an stolzen Monumentalbauten fehlt, so können sie doch keinen Vergleich aushalten mit jenen Trümmerresten der Antike, deren frühere Pracht unverkennbar und alles übrige verdunkelnd aus der heutigen Verwüstung hervorragt. Auch bei den Ausflügen in die attische Ebene, die der Reisende von der Hauptstadt aus zu unternehmen pflegt, zum Beispiel nach Eleusis und Marathon, nach dem Pentelikon, Laurion und Kap Sunion, nach dem Kastell Phyle und dem mit den mykenischen Kuppelbauten verwandten Kuppelgrabe von Menidi, wird er immer wieder die Erfahrung machen, daß alle diese Stätten ihren Hauptreiz einzig und allein durch die großen geschichtlichen Erinnerungen aus der klassischen Zeit und die vorhandenen Ueberreste derselben empfangen.

Auf solchen Ausflügen hat man genügende Gelegenheit, nach den althellenischen Stätten der Götterverehrung, deren vollendetsten Typus der Parthenon darstellt, auch die Gotteshäuser der griechisch-katholischen oder, wie sie sich selbst gern nennt, orientalisch-orthodoxen Kirche von heute kennen zu lernen. Ihr Baustil ist ausnahmslos der byzantinische mit einer Hauptkuppel, zu der mitunter noch verschiedene Halbkuppeln treten; die Kirchen sind durchweg massiv und in Kreuzesform gehalten. Der griechische Klerus besteht aus Weltgeistlichen, denen die Ehe gestattet ist, und



Ein Bischof der griechischen Kirche.

den im Cölibat lebenden Mönchen. Letztere stehen weit höher im Ansehen, und die Bischöfe werden daher ausschließlich aus den letzteren, vornehmlich aus den Archi-

mandriten oder Klosteräbten und den Hegumenen oder Prioren gewählt.

Bei den Ausflügen und noch mehr bei größeren Reisen wird man schmerzlich gewahr, wie sehr die Verkehrsverhältnisse noch im argen liegen, obwohl einige Fortschritte in der Neuzeit gemacht worden sind. Letzteres ist in erheblich höherem Grade der Fall bezüglich der öffentlichen Sicherheit, und die einst so berühmten und zahlreichen griechischen Briganten finden sich gegenwärtig nur noch vereinzelt und zwar vorwiegend in den griechisch-türkischen Grenzgebieten. Nach den Freiheitskriegen stand das Räuberunwesen in Griechenland in seiner höchsten Blüte, und in manchen Bezirken, wie zum Beispiel in Albanien, wo seit alters her nur der Raub vom Eigentum des eigenen oder verbündeten Stammes als unrecht und schmachvoll galt, fielen die Grenzlinien zwischen den für die nationale Unabhängigkeit kämpfenden Patrioten und den „Klephten“ oft be-



Griechischer Brigant.

denklich nahe zusammen. Es dauerte Jahrzehnte, bis diesem Treiben in der Hauptsache ein Ende gemacht war; 1870 fand dann noch der in ganz Europa Aufsehen erregende Raubanfall bei Marathon statt, dem mehrere vornehme Engländer zum Opfer fielen, und noch einige Jahre später war die Unsicherheit selbst in der nächsten Umgebung der Hauptstadt so groß, daß man sogar bei Spaziergängen nach Kolonos, Daphne oder Patissia nicht sicher war, gelegentlich einem der Briganten in alter Nationaltracht mit Fes und Fustanella in die Hände zu fallen.

Dann aber machte die griechische Regierung endlich eine Hauptanstrengung, da sie wohl einsah, daß die Stellung Griechenlands als zivilisierter Staat auf dem Spiele stehe; überall gingen Polizei und Militär mit energischen Maßregeln vor, während gleichzeitig die Pforte durch die Mächte gedrängt wurde, gegen die über die Grenze flüchtenden Banden und die einheimischen Räuber in Thessalien auch ihrerseits rückhaltslos einzuschreiten. Das wirkte. Gegenwärtig giebt es in Griechenland selbst keine organisierten, das Land durchziehenden Räuberbanden mehr, und die Sicherheit auf dem Lande ist jedenfalls eine größere, als in vielen Gegenden Süditaliens und Siziliens.

Die Berliner Polizei bei der Arbeit.

Von **Th. Gandert.**

(Nachdruck verboten.)

IV. Das gestellte Wild.

„Der Wachtmeister ist da!“ Mit diesen Worten steckte das Stubenmädchen meiner Frau eines Morgens den Kopf durch die Thür, als ich mich gemütlich mit meiner Familie am Kaffeetisch niedergelassen hatte. Mit ernster Miene überreichte der alte Herr, den ich natürlich sofort hatte hereinbitten lassen, mir eine soeben eingegangene Dienstdepesche:

„Friedrich Emanuel Viktor Karl G....., entsprungen, hinkt auf linkem Fuß (infolge starker Fesselung), vermutlich Berlin, Akten-Nr. ....“ so las ich.

„Es ist „Böttcher-Karl“, Herr Lieutenant,“ bemerkte der Wachtmeister erläuternd, „die Mutter wohnt bei uns.“

Er war, wie die näheren Nachrichten besagten, aus dem Zuchthause zu N., woselbst er wegen wiederholten schweren Einbruchs drei Jahre gesessen und noch sechs Jahre abzubüßen hatte, mit unglaublicher Kühnheit ausgebrochen. Das Fenster war so eng und im vierten Stock des mächtigen Turmes gelegen, die eisernen Gitter so tief eingelassen in die Granitblöcke und die Aufsicht so musterhaft streng, daß ein Entweichen völlig ausgeschlossen schien; aber das Wunder war trotzdem geschehen!

Friede dir, du friedenloser Emanuel, du Friedensfeind,

du Schrecken eines jeden Polizeibeamten und Schließers, der du als Sieger hervorgegangen bist bei so manch versuchtem Einbruch und Ausbruch — du ruhst nun jetzt, erlöst von der lebenslänglichen Zuchthausstrafe und vom Tode ereilt bei deiner abermaligen, letzten verwegenen Flucht über die Dächer, in jener sandigen schattenlosen Erde hoch im Norden Berlins, deren Staub nur aufwirbelt, wenn der Sturm über die kleinen Hügel dahinsaust, oder der Totengräber ein neues Heim aushebt für die von der irdischen Gerechtigkeit Gerichteten! Was hast du uns für Not gemacht! Aber dennoch warst du uns verfallen, trotz deiner Kühnheit und trotz deines scharfen Geistes, mit dem du jeden Zufall dir unterthänig zu machen wußtest; dennoch sah ich deine stahlgrauen Augen hilflos und verzweifelt umherirren und deine Hände wie im Gebet gefaltet! Freilich gehörte, um letzteren Eindruck hervorzubringen, eine feine und doch starke, stählerne Kette dazu, welche die Wucht deiner Arme zu bändigen im stande war und die Kraft deiner Muskeln im Zaum hielt. Du warst ein Held und Meister in deinem gemeingefährlichen Gewerbe. Kein Riegel, kein Schloß war dir zu fest und fein, kein Fenster zu eng, keine Mauer zu hoch. Drei Zuchthäuser schon hatten nicht vermocht, deinem Freiheitsdrang zu widerstehen, Zement, Granit und Eisen waren ein Hauch vor deiner Energie, Wachs unter deinen Händen. Und doch warst du, als die Gerechtigkeit abermals durch meine Hand dich endgültig in ihre Arme genommen, harmlos wie ein Kind und konntest weinen, als deine alte Mutter, der ich auf ihre flehentlichen Bitten eine Zusammenkunft mit dir auf meinem Sprechzimmer gestattete, dir zu Füßen sank, deine gefesselten Hände küßte und unter herzbrechendem Schluchzen ausrief: „Mein Junge, mein Karl, warum hast du" — nicht etwa: „mir das gethan", sondern —: „dich wieder fassen lassen!"

Ja, ja, Böttcher-Karl — es war dies der Zunftname des schweren Verbrechers, weil er in seiner Jugend einmal bei einem Böttcher in der Lehre gewesen — wir waren schließlich doch noch heller als du!

Der Verbrecher war ein entschieden intelligenter Mensch, und sein Gesicht schon verriet dies, trotzdem die Wahrzeichen der dem Verbrechen geopferten Nächte und die Merkmale langen Zuchthauslebens tief in das blasse, verwilderte Antlitz gegraben waren. Die hohe Stirn gab ihm fast ein vornehmes Aussehen, wenn nicht der lauernde Ausdruck der tief in den Höhlen liegenden Augen dem kundigen Beobachter bewiesen hätte, daß er sich mit dem Luxusartikel Gewissen schon längst nicht mehr abgab.

Er hatte mit einer kleinen Unterschlagung als ganz junger Mensch angefangen und war dann, durch „hervorragende Bekanntschaften“, die er im Gefängnisse gemacht, in die „hohe Schule“ des Verbrecherlebens geleitet worden. Schließlich hatte er es zu einer Berühmtheit unter seinen Zunftgenossen gebracht und wurde zu den schwersten unter den „schweren Jungen“ gerechnet. Er hatte, da es ihm bei der Böttcherei nicht gefiel, drei Jahre lang in einer Kunstschlosserei und Geldschrankfabrik ehrlich und treu und mit bewunderungswertem Fleiß und Geschick gearbeitet, und dann die erlangte Kunstfertigkeit in den Dienst nachtdunkler Thaten gestellt. So manchen Geldschrank schon hatte er mit Erfolg angebohrt, bis schließlich die Kunstschlosserei immer siegreicher im Kampfe mit den lichtscheuen Gesellen vorwärts schritt, so daß die Mühe und Arbeit, die Gefahr bei dieser Art seiner Thätigkeit von der Ausbeute nicht mehr aufgewogen wurde.

„Es war faul geworden in meinem Geschäft,“ so sagte er mir, aus vollem Herzen seufzend. „Wo ist die Zeit geblieben, wo man mit zwei bis vier Haken (Dietrichen), einer guten Stichsäge (um eventuell eine Thürfüllung oder

ein Kastenschloß aussägen zu können) und höchstens einem Zentrumbohrer durch ganz Berlin ziehen konnte!"

Er hatte im Zuchthause fast drei Jahre lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend an einer schwer zu handhabenden Maschine gestanden, während seine Augen unablässig in heiße flimmernde Gasflammen starren mußten, und doch sprach er mit Begeisterung von seinem verbrecherischen Thun und Treiben, ohne daß auch nur eine Fiber in dem Gedanken der hinter und vor ihm liegenden schweren Zeit gebebt hätte. Er war der verkörperte Inbegriff jener Sorte von Menschen, bei denen weder Treue noch Glauben mehr zu finden; nur Selbstsucht, Eigennutz, rücksichtslose Habgier waren die Triebfedern, die ihn leiteten. Er sprach es ganz offen aus, wer ihm im Wege stehe, müsse sein Leben lassen; kein Heiligtum, keine fromme Sitte kannte er, das gesprochene Wort wurde ihm zur Lüge, der Eidschwur zum Betruge, zur Täuschung dessen, der noch an Wahrheit glaubte. Er war ein Mensch ohne jeden moralischen Sinn.

Und doch hatte sich, wie er mir selbst hohnlachend erzählte, der Anstaltsgeistliche für ihn seiner Zeit verwandt und ihm so manche Erleichterung zu teil werden lassen, ja er war sogar eine Zeitlang zu Kalfaktordiensten herangezogen worden, bis eines Tages dem scharfen Auge des Oberaufsehers ein einziger unbewachter lauernder Blick aufgefallen war.

Ich habe vorhin bemerkt, daß ihm seine eigentliche Spezialität, der Einbruch, nicht mehr lohnend genug schien. Bei seinem letzten derartigen Versuch — es wäre doch kein regelrechter Einbruch, wie er meinte, geworden, da der Geldschrank von neuer Konstruktion war und von ihm nicht zu öffnen gewesen wäre — hatte ich ihn, da mir seine Absicht verraten worden war, mit zwei Beamten überrascht und gerade noch so viel Zeit gehabt, ihn durch einen

Faustschlag gegen die linke Schläfe kampfunfähig zu machen, ehe er mir sein Messer hatte in den Leib stoßen können....

Jetzt also war er wieder ausgebrochen, und wir hatten uns mehr als drei Jahre nicht gesehen!

Als die eingangs erwähnte Depesche in Berlin ankam, geriet natürlich die ganze Kriminalpolizei Berlins in Bewegung. „Karlchen" war wirklich nach Berlin gekommen, wie wir acht Tage nach seiner Flucht und am Tage nach seiner Ankunft hier schon wußten. Er hatte sechs Tage lang in Kornfeldern geruht und war die Nächte hindurch barfuß marschiert, denn seine mitgenommenen Anstaltspantoffeln hatte er, um nirgends einkehren zu müssen, — aufgegessen! Bei seinem Eintreffen hier in der Nacht hatte er einen gerade auf freiem Fuß befindlichen Kunstgenossen aus seiner Schlafstelle herausgepfiffen, er hatte dessen Wohnung durch einen Kassiber (heimlich ihm zugesteckten Zettel) im Zuchthause erfahren, dann war er verschwunden, und wir mußten nach viermonatlicher unausgesetzter Thätigkeit annehmen, daß er Berlin sofort wieder verlassen habe.

* * *

Eines Morgens im Dezember wurde ich gegen sechs Uhr von meinem Telegraphisten geweckt. Ein Bäckerjunge hatte, wie er atemlos auf meinem Bureau erzählt, auf der Straße einen Toten gefunden; sofort machte ich mich mit zwei mit Laternen versehenen Beamten nach dem Fundorte auf, einen anderen nach einem Arzt sendend. Ich erkannte in dem anscheinend Toten einen durch vielfache Landverkäufe im ehemaligen Köpenicker Viertel reich gewordenen früheren Gärtner R., der ein ziemlich lustiges Leben führte, unverheiratet war, viel kneipte, häufig am frühen Morgen erst etwas schwankend nach Hause kam und, da er stark spielte, viel Geld bei sich führte. Wir hoben den Bewußtlosen, der nur ganz schwach atmete, auf und trugen

ihn in seine nicht ferne Villa. Hier gelang es dem Arzte, den anscheinend Verunglückten — es war kein Anzeichen äußerer Gewalt an ihm zu finden, so daß der Arzt Schlagfluß annahm — nach stundenlanger Thätigkeit wieder zum Leben zurückzubringen. Er war halb erfroren und sah völlig verständnislos um sich, seine Zunge war halb durchgebissen, so daß er erst nach mehreren Wochen vernehmungsfähig war. Da bei dem Verunglückten weder Uhr noch Geld gefunden wurde, so stand ich dem „Schlagfluß" ungläubig gegenüber, allerdings konnte der Bewußtlose auch nachträglich erst beraubt worden sein. Da brachte am Mittag eine Frau ein weißes Taschentuch, in dessen einem Zipfel noch feuchter Sand fest eingeknüpft war, nach meinem Bureau; sie hatte es in einer Nebenstraße auf einem Holzplatz gefunden, und nun war für mich die Lösung des Rätsels sofort da: ein Schlagfluß hatte den alten Herrn nicht betroffen, es war ein Raubanfall, und mit dem mit Sand gefüllten Tuche war der vernichtende, keine Spur zurücklassende Schlag geführt worden!

Das Tuch war noch ganz neu, und mit Hilfe einer noch daran klebenden Papiermarke gelang es der Kriminalpolizei sehr bald, das Geschäft, in welchem es gekauft war, ausfindig zu machen. Es war besäumt und noch mit Appretur versehen, folglich wahrscheinlich von einem Passanten zu sofortigem Gebrauch gekauft. Eine Verkäuferin wollte sich des Käufers erinnern, namentlich war ihr die hohe Stirn und das große, etwas tief liegende, blaugraue Auge aufgefallen.

Ich sann nach. „Donnerwetter," brach ich meinem Wachtmeister gegenüber los, „sollte das vielleicht Böttcher-Karl —?"

„Die Beschreibung paßt so ziemlich," meinte der Wachtmeister, „aber sollte der am hellen Tage hier in Berlin herumlaufen? Unmöglich!"

Ich ließ nun jene Verkäuferin zu mir bitten und fragte die intelligente junge Dame ganz genau aus. Sie erinnerte sich zuerst dunkel, dann immer deutlicher, daß sie den betreffenden Menschen kurze Zeit vorher mit einer ziemlich korpulenten Dame, die sich etwas auffallend gekleidet, in einem Konzertlokal gesehen habe; auch dort seien ihr unwillkürlich die merkwürdigen Augen des Mannes aufgefallen. Sie beschrieb nun die Begleiterin desselben, und es durchzuckte mich plötzlich, denn sie gab ein ziemlich genaues Konterfei — der Wirtschafterin des Ueberfallenen. Ich ließ mir aber nichts merken, um das junge Mädchen nicht befangen zu machen oder zu beeinflussen, bat sie vielmehr einfach, mit mir zu der Villa des Rentiers N. zu gehen, um sich daselbst nochmals das betreffende Tuch genau anzusehen. Dies war natürlich nur ein Vorwand, denn das Tuch lag bei den Akten auf der Kriminalabteilung.

Kaum hatte uns die Wirtschafterin bei unserer Ankunft geöffnet, als meine Begleiterin meinen Arm faßte — sie hatte die Dame des Taschentuchkäufers erkannt! Ich entließ darauf das junge Mädchen unter einigen entschuldigenden Worten, sie vergeblich bemüht zu haben, da das Tuch nicht mehr hier sei. Dann nahm ich mir die Wirtschafterin vor. Bei früheren Vernehmungen über etwaige mir unbekannte Bekannte ihres Herrn war natürlich auch die „Bräutigamsfrage" von mir gestellt und von ihr rundweg verneint worden. Jetzt fragte ich nochmals dringend danach, und da sie abermals erklärte, keinen Bräutigam oder auch nur eine bräutigamsähnliche Bekanntschaft zu haben, sagte ich ihr auf den Kopf zu, daß sie lüge und gab zugleich eine genaue Beschreibung ihres Geliebten. Sie sah mich völlig erstarrt an; darauf mußte sie sich den Mantel umlegen, und ich nahm die laut Jammernde in einer Droschke mit nach dem Bureau, nachdem

ich die Villa verschlossen und die Schlüssel an mich genommen hatte.

Ich habe vergessen, zu erwähnen, daß ich den schwer Verletzten sofort nach dem Krankenhause hatte überführen lassen.

In meinem Sprechzimmer ermahnte ich nun die Wirtschafterin, die allgemein als ein ordentliches Mädchen bekannt war und gegen die ich auch jetzt noch keinen Verdacht der Teilnahme an dem Verbrechen hatte, sehr ernst, mir völlig reinen Wein über ihre Herzensangelegenheiten einzuschenken, da dies der einzige Weg sei, sofortiger Verhaftung und langer Untersuchungshaft zu entgehen. Sie schüttete denn auch endlich unter Thränenströmen ihr liebeskrankes Herz vor mir aus. Sie habe vor längerer Zeit, als sie zur Kirmeß Verwandte auf einem benachbarten Dorfe besucht, einen Inspektor kennen gelernt, der viel mit ihr getanzt und ihr auch die Heirat versprochen habe. Sie habe ihn dann öfters in einem Gartenlokal am Abend, wenn Herr N. ausgegangen sei, getroffen und ihm auch gestattet, sie in der Villa hin und wieder zu besuchen. Er habe sich aber seit mehreren Tagen nicht mehr sehen lassen, und ihre Briefe seien als unbestellbar zurückgekommen. Als ich ihr dann klar machte, wer vermutlich dieser „Inspektor“ sei, und wie sie durch ihren Leichtsinn und die Unbesonnenheit, einen fremden Menschen in die Gewohnheiten ihres Herrn einzuweihen, wahrscheinlich dessen Tod verschuldet habe, da zeigte sie in ihrer Verzweiflung so deutlich, daß sie unschuldig sei an dem Verbrechen, daß ich sie ohne weiteres wieder entließ. Aus ihrer genauen Beschreibung des „Inspektors“ ging deutlich hervor, daß Böttcher-Karl hier mit bodenloser Frechheit eine Gastrolle gegeben hatte.

Mit berittenen Schutzleuten suchte ich nun im Verein mit der Gendarmerie des benachbarten Kreises sämtliche

Dörfer ab; es war kein derartiger „Inspektor" dort bekannt, und es blieb schließlich nur übrig, daß der geriebene Verbrecher doch in Berlin selbst stecken müsse.

Sämtliche sogenannten Verbrecherkeller (Unterkunftsräume für Stromer und Fechtbrüder) und Pennen, ebenso sämtliche bekannten Wohnungen, Schlafstellen und Unterschlupfe von bestraften Personen wurden in derselben Nacht und zu genau derselben Stunde wiederholt untersucht — es war vergebens, Böttcher-Karl war verschwunden.

Nach etwa drei Wochen erhielt ich aus dem Krankenhause die Nachricht, daß der in der Genesung begriffene N. mich zu sprechen wünsche. Ich erschrak bei dem Anblick des mir wohlbekannten, kurz vorher noch so behäbigen alten Herrn. Leichenblaß, abgezehrt, zitternd mit den Händen und kaum fähig, den Kopf still zu halten, empfing mich der Unglückliche (er hat sich heute noch nicht völlig erholt und wird nie wieder fließend sprechen können), und ich erfuhr nach und nach von ihm folgendes:

Er war an jenem Unglücksmorgen mit etwa zweitausend Mark in der Tasche, davon die Hälfte Spielgewinn war, gemütlich nach Hause gegangen und hatte kurz vor seiner Villa einen mit einem Uniformmantel und Dienstmütze bekleideten Mann, den er für den Nachtwächter gehalten, getroffen, der ihn um Feuer ansprach. Als er seine Cigarre hingereicht, habe er plötzlich etwas Weißes in der Luft gesehen und sei gleich darauf durch einen furchtbaren Schlag zu Boden geworfen worden; er habe erst im Krankenhause seine Besinnung wieder erlangt. —

Ich hatte während der nun folgenden Zeit buchstäblich keine ruhige Stunde. Nacht für Nacht ließ ich durch Patrouillen in Zivil mein weites Revier absuchen, und ich selbst durchstreifte dasselbe zu allen Zeiten, nach allen Richtungen, und suchte alle mir bekannten Schlupfwinkel auf, denn ich hatte die unerschütterliche Ueberzeugung,

daß der Verbrecher sich gerade in meinem Bereich aufhalten müsse.

Da wurde mir, es war mittlerweile Mai geworden, ein junges Mädchen angemeldet, eine Fabrikarbeiterin. In höchster Aufregung und mit vor Zorn funkelnden Augen erklärte sie mir, daß sie wisse, wo der so lange gesuchte Schlosser Karl G..... sich aufhalte!

Trotzdem ich im ersten Augenblick wie elektrisiert aufspringen wollte, zwang ich mich doch zu völliger Ruhe und fragte mit spöttischem Lächeln, ob sie vielleicht gekommen sei, mir ein Märchen aufzubinden.

Aber da kam ich schön an; in höchster Erregung, bemüht, mich von meinem Irrtum abzubringen, erzählte die Kleine immer zu, bis sie endlich in einen Thränenstrom ausbrach und vor Erschöpfung in den von mir gleich anfänglich angebotenen, aber verschmähten Stuhl sank. Ich erfuhr eine ziemlich alltägliche Geschichte von wahnsinniger Liebe und Eifersucht, Verschmähtsein und Rache, die aber dadurch von höchstem Interesse für mich war, daß sie wirklich den von mir so emsig Gesuchten betraf. Meine geheuchelten Zweifel erregten das Mädchen immer mehr, bis ich endlich den Namen und die Wohnung des Ungetreuen erfuhr. In demselben Augenblicke aber — ich hatte soeben auf die elektrische Klingel gedrückt — sprang auch schon die Verräterin leichenblaß empor und wollte, ihre Uebereilung augenscheinlich bereuend, hinwegeilen, jedenfalls, um nun da zu warnen, wo sie eben vernichtet hatte! Aber ich vertrat ihr den Weg, und das Mädchen mußte sich wohl oder übel bequemen, bei mir zu bleiben.

Doch es war nun kein Wort mehr aus ihr herauszubringen, im Gegenteil, sie klagte und stöhnte und rang verzweiflungsvoll die Hände, sich und mich und die ganze Welt verwünschend, weil sie ihren Herzallerliebsten an das Messer geliefert habe.

Des Morgens um vier Uhr umstellte ich mit sämtlichen mir zur Verfügung stehenden Beamten das betreffende Haus; der Nachtwächter, dem ich entsprechende Weisung hatte zukommen lassen, mußte das Haus aufschließen, und auf Strümpfen schlich ich mich mit zwei Mann, während drei weitere auf dem vorhergehenden Treppenabsatz stehen bleiben mußten, die vier Treppen empor.

Da ich Menschenleben schonen wollte, denn ich kannte den verzweifelten Kerl nur zu genau, wurde die Thür durch einen gewaltigen, plötzlichen Stoß, indem zwei Beamte mit voller Wucht dagegen rannten, samt den Thürangeln in die Stube geschleudert, die Blendlaternen thaten ihre Schuldigkeit, und ich war mit einem Satz an dem Bett gegenüber der Thür, in welchem der lange sehnlich Gesuchte soeben noch friedlich geschlummert hatte! Und doch war der Mensch schon auf den Beinen, ehe ich ihn fassen konnte, und verteidigte sich mit solch rasender Wut und Kraft, daß es unsägliche Mühe kostete, ihn endlich zu fesseln und unschädlich zu machen. Mittlerweile war natürlich das ganze Haus in Aufruhr geraten, und es bedurfte meines ganzen Ansehens, um die Leute zu beruhigen, die vor Entsetzen, daß sie mit solch schwerem Verbrecher in einem Hause gewohnt, schier außer sich gerieten.

Böttcher-Karl war, als er einsah, daß seine Zeit gekommen, völlig ruhig und gefaßt; wohl hauptsächlich deswegen, weil er nicht wußte, daß ihm seine letzte Unthat bewiesen werden konnte, und nur annahm, daß er seinen Ausbruch aus dem Zuchthause zu büßen haben werde. Ich ließ ihn auch bei seiner Annahme bis zum anderen Morgen, wo ich ihm, wie ich dies immer zu thun pflegte, ein tüchtiges Frühstück vorsetzen ließ. Dann ließ ich seine Verräterin laufen und trug Sorge, daß die Wirtschafterin des Ueberfallenen auf dem Bureau erscheine, aber erst auf meine direkte Anordnung zu mir gebracht werde.

Während dieser Vorbereitung unterhielt ich mich in meinem Sprechzimmer mit dem Verbrecher, dem ich selbst die Handfesseln abgenommen hatte, ganz harmlos über seinen Ausbruch aus N., sowie über seinen Aufenthalt dort. Ueber seinen Verbleib in Berlin blieb er stumm, und es war auch nicht von ihm zu erfahren, wie er sich den langen, dünnen und doch starken Strick verschafft hatte, an dem er sich, wenn auch mit zerrissenen Händen, sicher hatte herabgleiten lassen. Die eisernen Gitter hatte er mit einem abgebrochenen blechernen Löffel mit unsäglicher Mühe und Energie in jahrelanger rastloser Arbeit im Dunkel der Nacht gelockert, bis sie dem Angriff seiner stählernen Muskeln weichen mußten.

Wie er zu dem Löffel gekommen, verschwieg er hartnäckig, „denn," sagte er, „wenn ich jetzt wieder 'rinkomme in de Bude, dann kann ich's vielleicht wieder gebrauchen."

In diesem Augenblick klangen drei leise Klingelschläge an mein Ohr, und ich drückte auf den Knopf meiner elektrischen Glocke; die Thür öffnete sich sofort, und in derselben erschien die Wirtschafterin des Gärtners.

Es ist nun schwer zu beschreiben, was jetzt folgte: der Verbrecher, völlig überrumpelt, sprang auf; sein Haar stieg zu Berge, und sein eben noch lachendes Gesicht verwandelte sich im Nu zu einer wahren Teufelsfratze, so daß die Wirtschafterin dem hinter ihr stehenden Wachtmeister ohnmächtig in die Arme fiel. Sofort legte ich dem vollkommen fassungslosen Mann meine Rechte schwer auf die Schulter, und er knickte zusammen.

Diesen Augenblick benutzten zwei im Hintergrund gebliebene Beamte auf einen Wink von mir, ihn zu fesseln; aber es wäre nicht nötig gewesen, da er durch den plötzlichen Schreck widerstandslos geworden war. Er leugnete auch das Verbrechen nicht, sondern fragte mich nur, ob der Ueberfallene tot sei. Als ich dies verneinte, erhielt

er sofort seine Besinnung und auch seine Ruhe, ja, seinen Humor wieder, indem er meinte: „Na, da kann's ja „die Rübe" (den Kopf) nicht kosten!"

Man sieht hieraus, der Verbrecher war im Grunde feige und hatte Angst vor dem Tode, aus dem Zuchthause dagegen hoffte er schon wieder herauszukommen.

Wie ich zu Anfang erzählt, kam er auch wieder heraus, aber — er brach das Genick dabei!

Nasenverschönerung.

Skizze aus dem Leben der Gegenwart.

Von **Hans Scharwerker.**

Mit 9 Illustrationen.

Eine wohlgeformte Nase ist ein sehr wertvolles Geschenk der Natur und dem glücklichen Besitzer von größerem Nutzen für das Fortkommen im Leben, als man gewöhnlich meint. Wer glaubt, daß der merkwürdige Vorsprung im Antlitz des Menschen — der von Spöttern auch achtungswidrigerweise Riechkolben, Gesichtserker, Zinken, Zacken oder Haken genannt wird — nur zum Riechen oder Atemholen gut sei, der irrt sich gewaltig. Auch in ästhetischer und physiognomischer Beziehung spielt die Nase eine entscheidende Rolle. Sie giebt dem Gesicht den Charakter; ein häßliches Gesicht mit einer edlen Nase wird noch immer einen bedeutenden, selbst einnehmenden Eindruck machen, während ein sonst schönes Gesicht von einer häßlichen Nase völlig verunstaltet wird. Es ist daher keineswegs gleichgültig, ob wir eine griechische, römische oder Adlernase unser eigen nennen, ob wir eine Stumpfnase, eine „Gurke", eine „Kartoffel" oder gar einen „Rüssel" mitten im Gesicht sitzen haben. Wer aus Erfahrung weiß,

welche Rolle beim Fortkommen in der Welt der äußere Eindruck spielt, den ein Mensch macht, wird dem beistimmen.

Aber damit ist die Bedeutung der Nase noch keineswegs erschöpft. Physiognomen behaupten, daß in der Nase sich der Charakter des Trägers noch deutlicher auspräge, als in den Augen und im Munde. Die Nase ist, wie ein bekannter Schriftsteller treffend sagt, der Kompaß des Psychologen für den Kurs, den der Wille des Menschen in Affekten und Leidenschaften oder auch in ruhiger Ueberlegung verfolgt. Jemandem etwas an der Nase absehen, ist also durchaus keine leere Redensart, sondern entspricht den Thatsachen. Die Nase ist eben ein verräterisches Element unserer inneren Beschaffenheit, und wir tragen in ihr einen offenen Steckbrief, für jeden Kundigen lesbar, vor aller Welt herum.

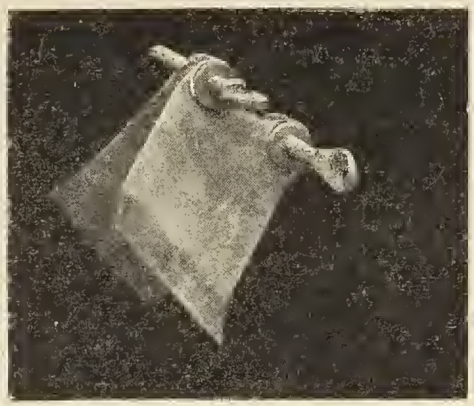
Man unterscheidet im allgemeinen folgende Hauptarten von Nasen: die lange, gerade, sogenannte griechische Nase; die Adler- oder römische Nase; die knollige oder Kartoffelnase; die aufwärts gekehrte Stülp- oder Stumpfnase; den Papageienschnabel; die orientalische Nase; die plattgedrückte Nase. Außerdem giebt es natürlich noch unzählige Nasenformen, die so wenig ausgesprochene Merkmale haben, daß man sie keiner der namhaft gemachten Klassen zuzählen kann.

Die griechische Nase, wie wir sie an den klassischen Götterstatuen finden, ist bekanntlich die ideale Nase schlechthin; sie zeigt die absolute Herrschaft des Geistes über die Leidenschaften an und wird in Wirklichkeit nicht oft gefunden. Was man mit ihrem Namen bezeichnet, ist meist nur eine mehr oder minder starke Annäherung an das Urbild.

Weit verbreiteter ist die römische oder Adlernase, die wir in mehr oder minder starker Rassenreinheit bei vielen

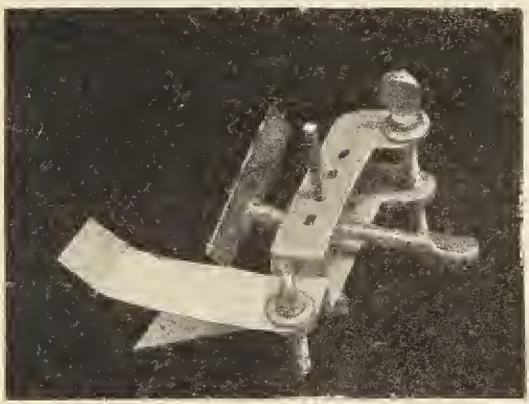
Männern, besonders in Italien und Frankreich, antreffen. Sie deutet auf Kraft und Energie, aber auch auf Herrschsucht, Stolz und Härte. Es ist die Nase der Eroberer und Abenteurer.

Ebenfalls gekrümmt, doch in ganz anderer Art, ist die orientalische Nase. Sie weicht bereits in höchst erheblichem Grade von den Gesetzen der Schönheit, welchen die beiden ersten Arten am nächsten kommen, ab. Sie verrät Weichlichkeit, Schlauheit, aber auch Feinheit und Witz. Merkwürdigerweise ist das letztere auch der Fall bei ihrem geraden Gegenteil, der Stülp- oder Stumpfnase.



Einfache Klammer zur Hervorbringung eines scharfen Nasenrückens.

Hier paart sich mit Witz, der aber mehr beißender Natur ist, Leidenschaftlichkeit, Munterkeit und Leichtsinn, oft auch Bosheit.



Apparat zur Verbesserung einer Stülpnase: Druck seitlich und nach unten.

Eine recht hübsche Nase, wenigstens bei Frauen und bei feinerer Ausbildung, ist noch der Papageienschnabel, der auch einen sanften, lenksamen, aufmerksamen und gefühlvollen Charakter bezeichnet, während die Plattnase, die man am ausgeprägtesten bei den Negern

und Hottentotten findet, das Merkmal von Schwäche des Geistes wie Charakters ist.

Die knollige oder Kartoffelnase ist, obwohl den Gesetzen der Schönheit völlig Hohn sprechend, doch oft mit den vorzüglichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens verbunden, kommt übrigens rein fast so selten vor, wie die griechische Nase. Ihre meist gutmütigen, aber auch oft groben Besitzer verwünschen sie, da sie mehr als die Besitzer anderer Nasen die Zielscheibe des Spottes ihrer Bekannten und Freunde werden.

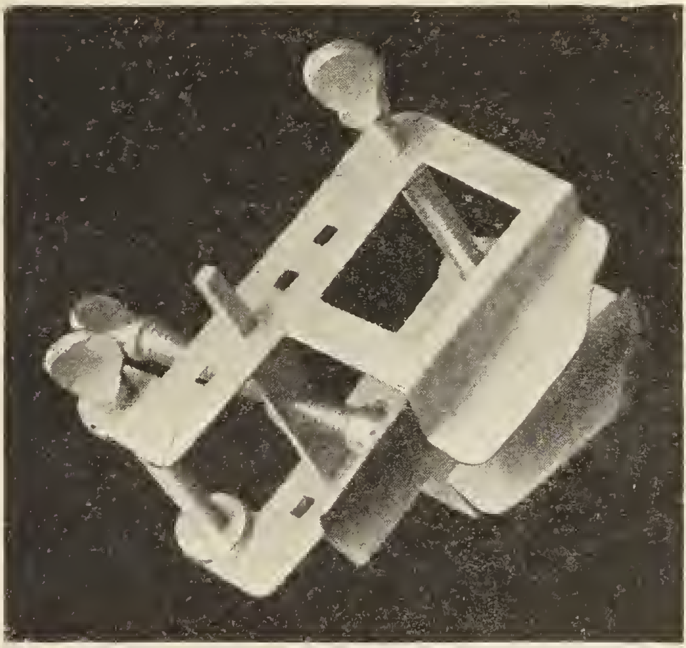
Ueber die unabsehbare Reihe der rasselosen Nasen läßt sich kaum etwas sagen. Ihre mannigfachen Formen zeigen dem Physiognomiker jenes bunte Gemisch von Vorzügen und Fehlern an, aus dem der Durchschnittsmensch zusammengesetzt ist.

Und nun entsteht die Frage für jeden, dem nicht eine der schönen, edlen, heroischen, imposanten oder reizenden Nasen zu eigen ist: was kann ich thun, um meinem verfehlten Gesichtserker zu jener Vollkommenheit zu verhelfen, die meinem Ideale entspricht? Denn jeder Mensch trägt in sich das Streben nach einem Ideale und sucht sich diesem auch äußerlich anzunähern, wenn dieses Streben meist auch nur als die sehr alltägliche und fast allgemeine Eitelkeit, als Drang zur Selbstverschönerung durch alle Künste der Kosmetik und Toilette zu Tage tritt.

Sein Haar kann man färben, oder, wenn es zu schlicht ist, kräuseln; fahlen Wangen kann man künstlich die Röte der Gesundheit geben, den Glanz eines zu trüben Auges auf mannigfache Weise erhöhen, bleichen Lippen das Ansehen der Kirsche verleihen. Was aber, so fragt der Leser und noch dringender die Leserin, fange ich mit meiner mißratenen Nase an?

Schon seit langem haben edle Wohlthäter der Menschheit über diese schwerwiegende Frage nachgegrübelt und

leider bis vor kurzem ohne genügenden Erfolg. Zwar ist der gute Rat der Großmütter an ihre stumpfnasigen Enkel bekannt, recht oft das zu kurz geratene Organ zu streichen, zu kneten und an der Spitze zu ziehen, aber er ist doch selten mit der nötigen Energie und Ausdauer befolgt worden, um befriedigende Ergebnisse zu Tage zu fördern; zwar haben



Komplizierter Apparat.

hie und da Aerzte als Spezialität „Nasenkorrektion" betrieben zum Besten geduldiger und gut zahlender Klienten, aber erst der jüngsten Zeit ist die große und epochemachende Erfindung einer Maschine zur Nasenverschönerung vorbehalten geblieben, die jedermann in den Stand setzt, fortan mit geringen Kosten der Schöpfer und Former seiner eigenen Nase zu sein.

Ein englischer Professor, Namens Lees Ray, jedenfalls ein erfindungsreicher Mann, der den Geist der Zeit begreift, will dem längst gefühlten Bedürfnisse nach all-

gemeiner Nasenverschönerung abhelfen und behauptet, durch seinen Nasenformer, eine kleine, in England, Frankreich und Amerika patentierte Vorrichtung, den weitestgehenden Anforderungen der Hilfesuchenden gerecht werden zu können.

Der Apparat besteht aus verschiedenen stählernen Klammern, Platten und Schrauben, die teils seitlichen Druck ausüben, teils solchen von oben nach unten oder umgekehrt. Er ist in verschiedenen Größen und Formen vorhanden, durch die Schrauben auf das feinste einstellbar und wird den jeweiligen Bedürfnissen und Zwecken genau angepaßt.

Den anatomischen Verhältnissen wie der Bequemlichkeit und vor allem der Empfindlichkeit der Patienten ist in jeder Hinsicht Rechnung getragen — so behauptet wenigstens der Professor und weist zum Beweise dessen eine ganze Anzahl von Dankschreiben „Verschönerter" auf. Entsprechend gebogene Metallplatten dienen als Widerlage für die Wangen, entsprechende Windungen lassen die Nasenlöcher frei, so daß die Atmung nicht behindert ist, wagerechte und senkrechte Schrauben üben nach jeder Seite hin in der gewünschten Stärke einen Druck auf die umzuformenden Fleischteile aus. Denn nur um letztere handelt es sich selbstverständlich. Das knöcherne Nasengerüst ist keiner orthopädischen Behandlung zugänglich.

Ein fertiger Nasenformer kostet je nach Kompliziertheit und Feinheit der Ausführung zehn bis fünfzig Mark. Damen wünschen gewöhnlich eine kleine, schmale, gerade Nase zu haben; Herren ziehen gerade Nasen mit breiterem Rücken und einer kleinen Biegung in der Mitte, eine Annäherung an die Adlernase vor.

Breite, dicke, fleischige Nasen sind im allgemeinen am leichtesten zu behandeln. Die einfache Klammer mit Seitendruck genügt bei richtiger und ausdauernder Anwendung meist schon, um ihnen eine schmale Form, einen schärferen Rücken und somit ein edleres Aussehen zu geben.

Stülpnasen bedürfen schon einer etwas komplizierteren Maschine; der „Kartoffel“, der „Gurke“ und dem „Rüssel“ kommt man nur mit dem äußersten Aufgebot von Kunst und Geduld bei und mit den kompliziertesten und teuersten Apparaten.

Ist der Nasenformer sachverständig angelegt und der erforderliche Druck durch die Schrauben vorhanden, so wird er, um keine Verschiebung eintreten zu lassen, noch mit Bändern um den Kopf befestigt.



Nasenformer mit Bändern.

Der englische Professor kuriert auch brieflich, nur muß man ihm zu dem Zwecke eine Photographie seiner Nase einsenden, am besten in mehreren Aufnahmen, und zwar sowohl von vorn als von den Seiten. Dann erhält man alsbald den für den Fall geeigneten Apparat nebst einer genauen Anweisung, wie derselbe zu tragen ist. Vielerlei giebt es da zu beobachten. Zuerst eine allgemeine Regel: Eile mit Weile. Ueber Nacht wird aus einer Kartoffel keine Apollonase. Also die Schrauben nicht gleich zu fest anziehen! Das thut weh und hinterläßt deutliche Eindrücke noch lange, nachdem der Apparat schon wieder abgenommen ist.

Die beste Zeit, den Nasenformer anzulegen, ist natürlich während der Nacht. Man kann bei Tage seinen Geschäften nachgehen, und die Nase wird allmählich immer

schöner und edler, ohne daß jemand bemerkt, durch welchen Kunstgriff dieses ersehnte Ziel erreicht wurde. Wer es möglich machen kann, den Apparat noch über Tags ein oder zwei Stunden zu tragen, wird um so schneller Erfolge haben.

Keine Nase ist völlig hoffnungslos — wir folgen hier immer den Behauptungen des Professors, dem wir die Verantwortung für das Gesagte überlassen —; jede kann, wenn auch nicht zu einem Schönheitsideal gemacht, doch in erheblichem Maße und zur innigen Genugthuung ihres Eigentümers durch den Apparat verschönt und verbessert werden. Nur die rote oder Burgundernase ist ausgeschlossen. Diese beruht, wo nicht auf Trunksucht, so auf innerer Erkrankung, bedarf daher der medizinischen, nicht der orthopädischen Behandlung. Aber auch in dieser Hinsicht ist der Professor seiner Aufgabe gewachsen: er hat Mittel gegen rote Nasen, die Wunder wirken. Seiner eigenen Angabe nach verkauft er jährlich rund 600 Nasenformer und behandelt 2500 unglückliche Inhaber von roten Nasen mit den von ihm erfundenen Mitteln.



Der Apparat im Gebrauch.

Ein Einblick in den ärztlichen Briefwechsel des Menschenfreundes ist höchst interessant und zum Teil geeignet, Hypochonder zu kurieren. Allein seine Sammlung von

Nasenphotographien ist einzig in ihrer Art. Erst wenn man diese gesehen hat, erlangt man einen ungefähren Begriff davon, was für Nasenungetüme es in der Welt giebt.

Und nun gar die Begleitschreiben! Es kommt darin oft ein Maß von Naivetät zu Tage, daß selbst der gewiegteste Menschenkenner noch in Erstaunen gerät. Die Damen stehen, wie es sich gebührt, auch hier in erster Reihe. Trotz der Gebrauchsanweisung können sie selten mit der Handhabung und Anlegung des Apparates fertig werden



Ein Experiment mit dem Nasenformer. I.

und überhäufen den Erfinder dieserhalb mit Briefen voller Anfragen und Klagen. Den Gipfel der Begriffsstutzigkeit stellt offenbar jene Dame dar, welche nach einem langen Klagelied erklärte: „Ich habe alles versucht und bin jetzt sicher, daß mir der zugesandte Apparat nicht paßt.“ Sie war nämlich der Meinung, daß der Apparat inwendig in der Nase angebracht werden müsse, und ihre Bemühungen waren dahin gegangen, dies fertig zu bringen. Welch eine Nase muß diese Schöne besessen haben!

Die Briefe der Männer wieder enthalten oft die merkwürdigsten und phantastischesten Anfragen. Ein junger Mann, dem es wahrscheinlich am nötigen Gelde fehlte, wollte wissen, ob eine gewöhnliche Wäscheklammer, wie

er einmal in einem Witzblatte gelesen hatte, nicht dieselben Dienste zur Verbesserung seiner Plattnase leisten würde, als des Professors Apparat; ein anderer fragte an, ob der Professor im stande sei, seine schöne Nase schmerzlos so zu verunstalten, daß sie aussehe, als sei sie beim Preisboxen das Objekt des feindlichen Vorstoßes gewesen. Sein Stolz war nämlich, als ein gewaltiger Boxer zu gelten, und er pflegte seinen Freunden häufig von den gewaltigen Kämpfen zu erzählen, die er im National Sporting Club bestanden habe. Die verunstaltete Nase sollte diesen Prahlereien den nötigen Hintergrund verleihen.

Ein dritter Klient — kein Jüngling mehr, sondern ein Mann bereits in mittleren Jahren — wandte sich in folgender Bedrängnis an den Nasenprofessor. Er war verlobt mit einer Dame, die er gern los werden wollte, um eine andere, die er während einer längeren Geschäftsreise kennen gelernt hatte, zu heiraten. Ein Bruch seinerseits war verschiedener Umstände wegen sehr mißlich. Er wünschte nun, der Professor möge seine wohlgebildete Nase derartig verunstalten, daß die Verlobte ihm voller Entsetzen sein Wort zurückgäbe, und meinte ganz naiv, der angerichtete Schaden könne ja später mit Hilfe des Nasenformers wieder gut gemacht werden.

Ein nicht minder komisches Anliegen hatte ein betrübter Gatte und Familienvater. Er wünschte, daß die Nasen seiner vier Kinder geändert würden und zwar so, daß sie möglichst seiner eigenen glichen. Er besaß nämlich eine ganz hübsche, gerade Nase, während seine Frau eine entschiedene Stülpnase hatte. Diese war ihm vor der Hochzeit reizend und pikant erschienen, jetzt aber fand er sie abscheulich, und leider waren die Nasen der Kinder alle nach der der Mutter geraten!

Gesetzte Männer haben meist bestimmte Ziele im Auge, sie wollen gewisse Unförmlichkeiten entfernen und je nach

ihrem Stande auch der Nase ein bestimmtes, charakteristisches Aussehen geben. So bevorzugen Lieutenants durchweg die bekannte Wellingtonnase, während Bürgerliche mehr auf eine gerade, schlanke, weder kühne noch sonstwie auffällige oder herausfordernde Nase reflektieren. Am extravagantesten sind junge, eitle Leute, mit denen im allgemeinen schwer auszukommen ist. Der Professor hatte einen solchen zum Patienten, der mit Hilfe des Apparates die Form seiner Nase viermal wechselte, um herauszu-



Ein Experiment mit dem Nasenformer. II.

finden, welche ihm am besten stehe, ehe er sich endlich für befriedigt erklärte. Als Gegenstück zu diesem wählerischen Jüngling kann eine junge Kokette gelten, die trotz ihrer auffallenden Stülpnase viel umschwärmt wird. Sie benutzt den Nasenformer, um für jeden ihrer Anbeter eine andere, dem Geschmacke desselben entsprechende Nase anzulegen. Der Professor hat diese beiden interessanten Exemplare der europäischen Menschheit fin de siècle in ihren verschiedenen Nasen photographiert, und so sind wir glücklicherweise im stande, unseren Lesern die Bildnisse derselben vorzuführen.

Die Fälle, wo Leute nach der anfänglich mit Jubel begrüßten Verschönerung ihrer Nase der gewählten Form überdrüssig werden und einen neuen Apparat bestellen,

um noch eine andere Form zu probieren, sind übrigens gar nicht so selten, und der Professor erklärt im Vollbewußtsein seiner epochemachenden Entdeckung, daß, wenn die fashionable Welt erst völlig über die Tugenden und leichte Anwendbarkeit seines Nasenformers aufgeklärt sein werde, wir vielleicht bald eine Mode in Nasen entstehen sehen würden, wie jetzt in Hüten, Röcken und Stiefeln.

Bis dahin hat es jedenfalls noch gute Wege, und die Nasenmode würde jedenfalls auf die Welt der Gigerln



Bildnis einer Dame mit verschiedenen Nasen. I.

und Zierpuppen beschränkt bleiben. Werfen wir daher schließlich noch einen Blick auf die zweite Art der Wirksamkeit des Professors, seine arzneiliche Kur der roten Nasen.

Die Mittel, die er verkauft, sind natürlich sein Geheimnis. Für ihre Wirksamkeit leisten wir keine Gewähr, nur einen Blick in seinen ärztlichen Briefwechsel wollen wir den Leser noch thun lassen.

Das Kapitel über die roten Nasen ist reichhaltig und nicht ohne eine gewisse innere Tragik. Man würde entschieden fehlgehen, wenn man annähme, daß die rote Nase immer oder nur in den meisten Fällen das Zeichen und

die Folge unmäßigen Alkoholgenusses sei. Gewohnheitssäufer leiden zwar oft darunter, als Zeichen der durch den Alkoholmißbrauch gestörten Verdauung, aber in den meisten Fällen trägt „der Suff" nicht die Schuld daran, sondern ein auf anderem Wege erworbenes Verdauungsleiden, zu dem die Anlage schon angeboren sein kann. Meist sind auch alle Heilmittel nutzlos, und der unglückliche Inhaber einer roten Nase muß sich wohl oder übel in sein Schicksal ergeben, das ihn zum Objekt des Spottes seiner Freunde



Bildnis einer Dame mit verschiedenen Nasen. II.

und des niederen Verdachtes seiner übrigen Mitmenschen macht, wohl gar seinem Fortkommen in entscheidender Weise hinderlich ist.

Dies tritt in den an den Professor gerichteten Briefen Hilfesuchender deutlich zu Tage. Da ist der solide, fleißige junge Mann, der trotz seiner exemplarischen Nüchternheit durch seinen unglückseligen, besonders nach den Mahlzeiten wie ein Glüheisen strahlenden Gesichtserker überall in den Verdacht der Unmäßigkeit und Ausschweifung gerät, bei Stellenbewerbungen infolgedessen regelmäßig zurückgesetzt wird und sogar die Eltern der Geliebten trotz seiner heiligsten Versicherungen nicht von seiner Schuldlosigkeit überzeugen kann.

Da ist die hübsche, liebenswürdige junge Dame, deren Näschen in Momenten der Erregung, besonders in Gesellschaften und auf Bällen, höher erglüht, als ihre Wangen, und die aus Verzweiflung über den Hohn der Nebenbuhlerinnen, wie den Spott der Männer fast zum Selbstmord getrieben wird.

Sie alle, und noch viele andere mehr, wenden sich hilfesuchend an Professor Lees Ray; der sendet ihnen für gutes Geld seine Arzneien nebst Gebrauchsanweisung und verspricht radikale Hilfe oder doch Besserung. Wir fürchten, daß unsere Aerzte weder mit der Wirksamkeit des Nasenformers, noch mit den Geheimmitteln des Professors so zufrieden sein werden, wie dieser selbst, obwohl wir es wünschten. Denn mißgestaltete, unförmliche sowohl als rote Nasen sind in der That eine böse Sache auf dieser Welt des Scheins, und wer sie wegschaffen könnte, wäre einer der größten Wohlthäter der Menschheit.

Selbst der Versuch ist lobenswert, seien auch die Mittel nicht so wunderkräftig, wie ihre Erfinder behaupten. Doch hoffen wir, daß keiner unserer Leser je nötig haben möge, die Hilfe des nasenformenden und -verschönernden Professors in Anspruch zu nehmen, sondern jeder Freude haben möge an seiner Nase, wie sie ihm gewachsen ist.

Mannigfaltiges.

Ein Andenken an Schiller. — Professor Meißner, welchen Kaiser Joseph II. zum Universitätsprofessor in Prag ernannte, hat in seinem hinterlassenen Tagebuche eine Episode aus der Zeit des Aufenthaltes Schillers in Prag verzeichnet, die einen interessanten Beitrag zu dem Benehmen des großen Dichters im Freundeskreise liefert.

Meißner erzählt: „Als im Jahre 1792 die Nachricht von der Gefangennahme der französischen Königsfamilie und dem Ausbruche einer neuen Revolution in Paris nach Prag gelangte, lebte ich gleich jedem anderen, welcher den Lauf der politischen Ereignisse verfolgte, in steter Aufregung.

Eines Vormittags blickte ich zum Fenster hinaus, als ich zu meinem nicht geringen Erstaunen eine sonderbare Gestalt auf dem unebenen Wege zu meiner Wohnung sich daher bewegen sah, welche zur Seite einer Dame schritt. Aus der Ferne konnte ich nur so viel wahrnehmen, daß diese Dame eine Blondine war; meine ganze Aufmerksamkeit war eigentlich nur auf den Mann gerichtet. Es war dies ein Mensch von fast übermenschlichem Wuchse, eine knochige Gestalt, doch von großer Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit. Er trug einen blauen Frack, gelbe Beinkleider, graue Strümpfe und ein rotes Tuch um den Hals, so daß die ganze Erscheinung einen höchst sonderbaren Eindruck hervorbrachte. Verwundert eilte ich vor die Hausthür, um den Unbekannten zu empfangen und ihn nach seinen Wünschen zu fragen.

Der Fremde hatte inzwischen die Thür erreicht, und vor mir in steifer, schwerfälliger Stellung stand nun ein Mann von etwas über dreißig Jahren, hoch gewachsen, mit einem auffallend gewölbten Brustkorbe und langem Halse. Der Teint seines Gesichtes war fast völlig weiß und ganz mit Sommersprossen besät, die gewölbte Stirn hoch, die Nase dünn, gekrümmt und scharf zugespitzt. Die rötlichen Augenbrauen über den tiefliegenden Augen mit den entzündeten Augenlidern verschwammen nahezu in eins zusammen, wodurch das ganze Gesicht mit den eingefallenen Wangen und dem großen, hervorstehenden Kinne den Ausdruck des Ernstes und gleichzeitig einer ungewöhnlichen Energie erhielt.

Als er seinen Hut — einen Dreispitz — vom Kopfe nahm, gewahrte ich dichtes rötliches Haar, im Rücken zu einem langen Zopfe geflochten; und als er gleichzeitig mit heiserer Stimme grüßte und sagte: ‚Ich bin Friedrich Schiller,‘ war ich ganz sprachlos vor Staunen.

Schiller, welcher meine Verlegenheit bemerkte, stellte mir seine Gattin Charlotte vor und fügte hinzu: ‚Ich bin von Karlsbad nach Prag gekommen, um hier einige Studien zu machen, und möchte mir zu diesem Zwecke gern die Sehenswürdigkeiten der Stadt anschauen, und Sie würden mich durch Ihre freundliche Unterstützung nach dieser Richtung hin zu ganz besonderem Dank verpflichten.‘

Ich kam seinem Wunsche bereitwilligst nach, lud ihn ein, bei mir Wohnung zu nehmen, und machte mehrere Tage seinen Führer in Prag, wobei ich ihn mit allem bekannt machte, was meiner Meinung nach für ihn interessant und seinem Vorhaben förderlich sein konnte.

Ich lernte in Schiller einen in Wahrheit erleuchteten und geistreichen Mann schätzen, bei welchem sich aber zugleich eine ungemein excentrische Veranlagung nicht verkennen ließ. Er übertrieb sehr häufig in Worten und Handlungen. In vertraulichem Gespräche klang seine heisere Stimme erträglich, manchmal sogar beinahe angenehm; als er mir aber einmal eines seiner Gedichte deklamierte, da glaubte ich einen schüchternen Schüler zu hören, welcher die Verse in weinerlichem Tone vortrug, ohne Leben und

Geist, und ohne Verständnis für die herrlichsten und bedeutungsvollsten Stellen der Dichtung. Doch nach und nach gewöhnte ich mich an all dies, und Schiller wurde mir bald ein wahrhaft lieber Gast, so daß ich mich für ihn gern jeder Mühe unterzog, wenn mir auch sein mitunter recht burschikoses Benehmen mannigfache Verlegenheiten verursachte.

Eines Nachmittags besuchten wir auch den beliebten Ausflugsort, die ‚Schützeninsel‘, zu welcher Partie mein sechsjähriges Söhnchen gleichfalls mitgenommen wurde. Wir sahen uns zunächst die Schießstätte an und setzten uns dann in den Schatten der Bäume hinter einen Tisch, um auszuruhen und uns zu erfrischen. Es fand gerade ein Konzert statt, und der Garten war sehr zahlreich besucht.

Schillers Laune war die beste. Der fröhliche, ungezwungene Verkehr der Prager Bürger gefiel dem Dichter überaus, und er stellte Vergleiche an mit der steifen, geschraubten Abgemessenheit einiger Städte in Deutschland, welche er in witzigster Weise verspottete.

Längere Zeit unterhielten wir uns köstlich. Schiller erwärmte sich immer mehr und mehr, auch seine heisere Stimme klang jetzt angenehmer, als wenn er über ernste Dinge sprach und dabei nicht selten in einen etwas pathetischen Ton verfiel. Nach einiger Zeit bemerkte Schiller das in der Nähe befindliche Karussell, welches zur Belustigung für die Jugend aufgestellt war. Er forderte meinen Knaben, welcher ruhig hinter einem Stück Kuchen saß, auf, ein hölzernes Pferd des Karussells zu besteigen und darauf zu reiten. Der Knabe ließ sich's nicht zweimal sagen, sprang auf und eilte zu dem Karussell, Schiller ihm nach. Er half dem Knaben auf das Pferd, richtete ihm die Füße in die Steigbügel und gab ihm einen Stock in die Hand, mit welchem er während der Umdrehung eine Zielscheibe treffen sollte, wobei dann jedesmal ein buntbemalter Türkenkopf hervorsprang. Hierauf wurde das Karussell in Bewegung gesetzt.

Schiller, welcher in der nächsten Nähe stand, sah dem Spiele vergnügt zu und munterte die Kinder auf, ja nur recht tapfer zuzustoßen. Aber die Bewegung schien ihm nicht schnell genug. In seiner ausgelassenen Laune griff er nun selbst ein, half beim

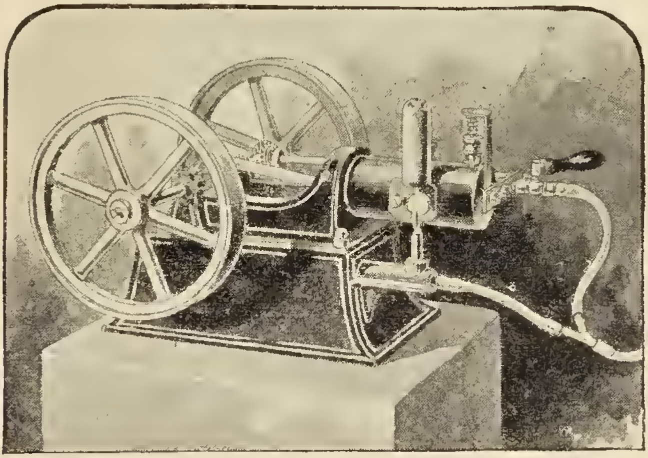
Drehen, und in wenigen Augenblicken rotierte das Karussell so schnell, daß Pferde und Sitze mit den Kindern und Erwachsenen vor den Augen des Zuschauers in rasendem Laufe herumflogen.

Eine Weile sah ich diesem Beginnen ruhig zu. Als aber Schiller die Bewegung noch immer steigerte, kam mir die Gefährlichkeit eines solchen Beginnens für meinen Kleinen zum Bewußtsein, und ich beschloß, den Dichter zu bitten, die Geschwindigkeit in der Drehung erheblich zu mäßigen. Aber schon in dem nämlichen Augenblicke erscholl ein Schreckensruf, und mein Söhnchen stürzte vom Pferde. Er flog einige Schritte weg von dem Karussell und blieb dann regungslos liegen. Entsetzt sprang Schiller sofort zu dem Kinde und hob es von der Erde auf. Der Knabe blutete ziemlich stark am Kopfe; ob es eine ernsthafte Verletzung war, ließ sich im ersten Moment natürlich nicht erkennen. Indessen Schiller, der ehemalige Chirurg, untersuchte und verband die Wunde des Kindes mit großer Sachkenntnis, und er konnte uns nach einer bangen Viertelstunde zu unserer großen Beruhigung und Freude mitteilen, daß der Knabe bei dem Falle zwar ein tüchtiges Loch im Kopfe davongetragen hatte, daß aber an irgend welche Gefahr nicht zu denken war. So war der Vorfall glücklicherweise noch gut abgelaufen und schon wenige Tage nachher war das Kind wieder wohlauf."

Indessen eine kleine Narbe von diesem Unfalle ist dem jungen Meißner sein Leben lang geblieben, und sie bildete für ihn eine stete Erinnerung an jenen denkwürdigen Tag aus seiner frohen Kindheit, an welchem Friedrich Schiller sein Spielgenosse gewesen war. F. H.

Neue Erfindungen: I. Kleinste Gaskraftmaschine für jedermann. — Handwerk und Kunsthandwerk, Gasthöfe u. s. w. machen sich schon seit langer Zeit in immer steigendem Maße die Gaskraftmaschine zu nutze. Derartige Motoren brauchen zu ihrer Aufstellung wenig Raum und arbeiten mit wenig Geräusch und Kosten. Neuerdings hat man Gaskraftmaschinen angefertigt, die als die kleinsten bisher bekannten — wahre Liliputaner ihrer Gattung — jenen Kunsthandwerkern, Gewerbetreibenden und Haushaltungen Arbeit und Mühe ersparen sollen, welche nur einer ganz geringen Kraft benötigen.

Die Gaskraftmaschine, welche unser untenstehendes Bild zeigt, wird durch einen Gummischlauch an die häusliche Gasleitung angeschlossen und ist zu den mannigfachsten Zwecken verwendbar; Mechaniker, Elektriker, Photographen und kleine Handwerker können sich ihrer mit bestem Erfolge bedienen, im Hause kann man alles damit in Bewegung setzen, die Kaffeemühle, die Kinderwiege, im Sommer sogar einen großen Fächer, was besonders für heiße Länder eine Wohlthat sein dürfte. Die Maschine wird in mehreren Größen angefertigt, die kleinste ist ein wahres Kinder-

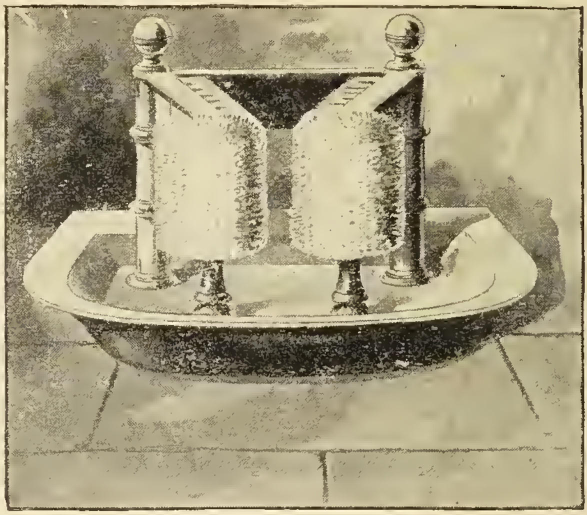


Kleinste Gaskraftmaschine für jedermann.

spielzeug von 15 bis 30 Centimeter Länge und etwa zwei bis sechs Kilo Gewicht. Ein einzelner Mensch kann die Maschine daher mit Leichtigkeit überall hintragen und aufstellen, wo es gerade passend erscheint. Die kleinen Schwungräder machen 100 bis 400 Umdrehungen in der Minute, der Gasverbrauch ist ungemein gering, beträgt bei der kleinsten Maschine etwa 0,12 Kubikmeter stündlich, die Handhabung ist so einfach, daß sie jedermann besorgen kann. Es ist anzunehmen, daß diese Gaskraftmaschine bald als „dienstbarer Geist" in unseren Haushaltungen seinen Einzug halten wird.

II. Ein neuer Fußkratzer. — Wenn man bei uns auch nicht, wie im Orient, beim Betreten der Wohnung die Stiefeln oder

Schuhe ausziehen und Pantoffeln dafür anziehen muß, so ist es doch ein Gebot der guten Sitte, vor dem Betreten der eigenen wie der fremden Wohnung seine Stiefeln nach Möglichkeit vom Straßenschmutz zu reinigen. In anständigen Häusern befindet sich fast durchgängig unten an der Treppe ein Fußkratzer, der den gröbsten Schmutz hinwegnimmt, und vor jeder Thür liegen Decken, auf denen man das Reinigungsgeschäft vollenden kann. Der Fußkratzer besorgt die bei unserem wechselnden Wetter doppelt nötige Hauptarbeit, gehört daher zu den wichtigsten Einrichtungs-



Neuer Fußkratzer.

gegenständen. Er besteht gewöhnlich aus einer Art Kasten mit einer vorn angebrachten messerartigen Klinge zum Abkratzen der Sohlen und dahinter und seitlich angeordneten Bürsten zum Reinigen des Oberleders. Ein neuer Fußkratzer, der geeignet ist, dies unerläßliche Geschäft noch besser und gründlicher zu besorgen als bisher, ist kürzlich erfunden worden. Er besteht aus einer metallenen Schale mit der üblichen Schneide, die Bürsten aber sind nicht wagerecht, sondern senkrecht gestellt und beweglich. Eine Feder drückt sie nach vorn zusammen. Preßt man den Fuß dazwischen, so weichen sie etwas zurück, legen sich aber sehr dicht an und ermöglichen dadurch eine viel vollständigere und gründlichere Reinigung der Stiefeln, als bisher. Fr. Z.

Hypnotisierte Frösche. — Es giebt kaum ein anderes Mitglied der dem Menschen unterworfenen Tierwelt, an welchem die Wißbegierde des ersteren ihre Rücksichtslosigkeit in solchem Maße ausläßt, wie an den unglücklichen Fröschen, die seit den historischen Froschschenkelexperimenten Galvanis von jedem großen und kleinen Naturforscher als das geeignetste Wesen zum Elektrisieren, Vivisezieren, Anatomisieren und anderen zahlreichen Versuchen betrachtet worden sind. Neuerdings hat nun ein französischer Gelehrter in dem Frosch auch ein sehr bequemes Geschöpf gefunden, um die Erscheinungen des hypnotisierten Menschen an der Tierwelt zu studieren, und zweifellos werden diese Versuche binnen kurzem zu Hunderten von Malen an allen Ecken der Welt, wo immer es ein physiologisches Kabinett giebt, wiederholt werden.

Um den Frosch in einen Zustand, der mit der Hypnose des Menschen die allergrößte Aehnlichkeit hat, zu versetzen, giebt es ein ebenso einfaches als sonderbares Mittel, welches beim Menschen ganz anders zu wirken pflegt, nämlich die Chloroformnarkose. Wenn der Frosch auf einen Teller gesetzt, mit einer Glasglocke bedeckt und ein mit Chloroform befeuchteter Lappen unter die Glocke gelegt wird, so wird das Tier nach wenigen unruhigen Bewegungen narkotisiert und kann dann in einem Zustande, der ganz der Katalepsie hypnotisierter Personen ähnelt, herausgenommen werden. Der Frosch bleibt nun in jeder Stellung, auch der unnatürlichsten, die man ihm giebt, sitzen, läßt man ihm aber freien Willen, so richtet er sich auf, hebt den Kopf und scheint sehr aufmerksam den Himmel oder die Stubendecke zu betrachten, was sich besonders komisch ausnimmt, wenn eine ganze Gesellschaft solcher hypnotisierter Frösche zusammengesetzt wird und eine Gruppe von ernsthaften Sternguckern bildet. Bald aber beginnen sie leise zu schnappen, und es stellt sich heraus, daß sie lediglich ihre gewöhnliche Stellung beim Insektenfang eingenommen haben und jetzt, in einem Zustande der glücklichsten Hallucination, den Himmel voller Geigen, das heißt voller Mücken und Fliegen, sehen. Daß es sich nur um ein inneres Schauen, ein Spiel der Phantasie, handelt, merkt man, wenn man sie auf ihr Gefühl oder Gesicht untersucht, denn es werden weder Nadelstiche gefühlt, noch Gegenstände erblickt. Dagegen werden vorgehaltene

ungenießbare Dinge meist mit derselben Andacht verzehrt, mit der ein Hypnotisierter eine rohe Kartoffel als einen Apfel verspeist.

Allmählich, während nun die Tiere nach den eingebildeten Leckerbissen immer aufgeregter schnappen, verwandelt sich ihre anfängliche Regungslosigkeit in einen Zustand der Wut, indem sie auf alles losgehen, was in ihrer Nähe ist, untereinander wahre Schlachten schlagen, plötzlich wieder außerordentlich zärtlich werden und ähnliche Zeichen der Unzurechnungsfähigkeit von sich geben. Endlich, nach einer Stunde oder längerer Dauer, tritt der Rückschlag in Gestalt einer überaus furchtsamen, katzenjämmerlichen Stimmung ein, und damit ist der Zustand beendigt.

Auffallend ist es noch, daß öfter in dieser Weise behandelte Frösche, genau wie mehrfach hypnotisierte Menschen, jedesmal leichter in Hallucinationen verfallen und länger darin bleiben, als beim ersten Versuch. Merkwürdigerweise brachte unter den bekannteren Betäubungsmitteln nur Chloroform, beispielsweise nicht Alkohol oder Aether, diesen narkotischen Zustand hervor.

Daß Frösche übrigens auch auf mechanische Weise leicht in Narkose oder Katalepsie versetzt werden können, lehrte vor einiger Zeit eine Nachricht aus Tonking. Dort ist es gebräuchlich, daß in Zimmern, welche stark von der Plage der Stechmücken heimgesucht werden, tabakrauchende — Ochsenfrösche zur Vertreibung dieser kleinen Plagegeister verwendet werden. Man setzt die Frösche auf die Ecken der Gesellschaftstische, narkotisiert sie und giebt ihnen eine brennende Cigarette in das Maul, welche sie, ohne sich zu rühren, bis zu Ende rauchen. Man hat das gleiche Experiment mit unserer Kröte gemacht, indem man sie auf den Tisch setzt, ihr den Kopf festhält und eine Rute in den Mundwinkel schiebt. Das Tier gerät bald in Narkose, sperrt den Rachen weit auf und läßt sich eine brennende Cigarette hineinstecken, welche es, ohne sich zu rühren, augenrollend aufraucht. Der Gesichtsausdruck und das Dampfausstoßen durch die Nasenlöcher sollen einen sehr komischen Anblick gewähren, der allerdings nach unserer Ansicht stark durch das Gefühl, ein unschuldiges Tier nutzlos zu quälen, beeinträchtigt werden müßte.

Eine hieran erinnernde Beobachtung machte T. v. Dyck an

der syrischen Sterneidechse, einem sehr scheuen, in Palästina heimischen Tier, welches beim Einfangen fast immer in eine Art von Katalepsie verfällt. Besonders wenn man die Eidechse unter leichtem Druck auf die Kieferwinkel anfaßte, stellte sich dieser Starrkrampf, mit offenen Augen und weit aufgesperrtem Rachen, fast sofort ein. Man kann dann das Tier aufrecht hinstellen, es die Stellung eines Redners mit gestikulierendem Arm einnehmen lassen und ähnliche Scherze damit treiben, da die Glieder fast genau die sogenannte „wächserne Biegsamkeit" mancher hypnotisierter Personen haben und in jeder Lage beharren, die man ihnen giebt. Erst nach etwa fünf Minuten erwacht die Eidechse und sucht zu entfliehen. B.

Die Gefangennahme von Jefferson Davis. — Den Präsidenten der Südstaaten, Jefferson Davis, während des amerikanischen Bürgerkriegs gefangen genommen zu haben, rühmen sich viele, doch scheint nach den Akten des Kriegsdepartements in Washington der Kapitän William Penn Stedman der wirkliche Ergreifer des Flüchtlings gewesen zu sein. Er erzählt in einer Denkschrift den Vorgang in folgender Weise: Am 7. Mai 1865 stand das 4. Kavallerieregiment von Michigan unter Oberst Pritchard in Macon in Georgia und verfolgte von da an lediglich die Aufgabe, Jefferson Davis einzufangen. Wir wußten sehr gut, daß Davis auf seiner Flucht nach dem Süden uns nicht weit voraus sein konnte; indes hatten wir keine Ahnung davon, welchen Pfad er eingeschlagen haben mochte. Von Macon aus gingen wir in direkt südlicher Richtung nach dem Städtchen Abbegville, wo uns durch einen Neger am 9. Mai die Kunde wurde, daß Davis gerade auf dem Wege nach dem noch südlicher gelegenen Orte Irwinsville sich befinde. Oberst Pritchard wählte sofort die 128 bestberittenen Leute aus, unter denen auch ich mich befand, und wir galoppierten in die Dunkelheit hinein, dem erwähnten Orte zu, wobei uns der Neger als Führer auf einem Richtwege diente.

Es war am Morgen des 10. Mai, ganz kurz nach Mitternacht, als wir Irwinsville erreichten, wo uns durch einen anderen Farbigen mitgeteilt wurde, daß einige tausend Schritte vor dem Orte eine Gesellschaft lagere, bei der sich vermutlich der

Flüchtling befinde. Pritchard traf Vorbereitungen, das kleine Lager zu umzingeln, zu welchem Zwecke er nur zwölf Mann, darunter mich, zu Pferde ließ, die übrigen mußten absteigen und teils direkt auf den Lagerplatz zumarschieren, teils denselben umgehen und jeden Ausweg von dort abzuschneiden suchen. Wir zwölf bildeten die Vorhut der ersteren Abteilung, die, vom Adjutanten Dickerson kommandiert, beim matten Schein des Mondes vorrückte.

Es fiel uns auf, daß wir auf keine Schildwachen stießen; wir wußten noch nicht, daß der Flüchtling sich am Tage vorher von seiner größeren Eskorte getrennt hatte und nur mit persönlichem Gefolge die Flucht fortsetzte. Im geeigneten Augenblick ritten wir zwölf im Trabe unmittelbar zwischen die Zelte und Wagen hinein, ohne Widerstand zu finden. Bis dahin war alles in größter Stille betrieben worden; jetzt legten wir uns keinen besonderen Zwang mehr auf. Trotzdem rührte sich niemand im Lager. Wir rüttelten die unter den Bäumen und Wagen Schlafenden auf und entwaffneten sie ohne Schwierigkeit. Davis mußte in einem der Zelte sein. Da tauchte plötzlich ein Frauenkopf in einer Zeltspalte auf und rief dem nächsthaltenden Soldaten, Namens Munger, zu: „Es sind nur Damen hier drin, und sie kleiden sich eben an. Bitte, kommen Sie nicht herein!“ Natürlich gehorchten Munger und die anderen. Gleich darauf rief dieselbe Stimme: „Wollen Sie unserer farbigen Dienerin gestatten, etwas Wasser zu holen?“ Auch dagegen hatten wir nichts einzuwenden. Dann kamen zwei Frauengestalten aus dem Zelte und liefen, Arm in Arm, nach dem Flusse zu; jede hielt in der freien Hand einen Wassereimer. Die eine war unverkennbar eine alte, fette Negerin, während die andere, sehr dünne Gestalt, in einem weiten Frauenmantel und eine Haube über das Gesicht gezogen, mir sogleich verdächtig vorkam. „Du willst dich hängen lassen, wenn das nicht Jefferson Davis ist,“ dachte ich bei mir. In diesem Augenblick vernahmen wir lebhaftes Feuern in der Richtung, in der sich unsere Späher befanden. Erst glaubten wir, dieselben seien in ein Gefecht mit der Davisschen Eskorte geraten, die Sache verhielt sich aber anders. Das erste Wiskonsiner Kavallerieregiment, das gleichfalls den Flüchtling verfolgte, war auf unsere Leute gestoßen,

und beide Teile hielten sich für Feinde. Bis der Irrtum aufgeklärt wurde, waren schon einige Mann gefallen.

Mittlerweile fand ich mich plötzlich allein, und ich beschloß, das besagte Pärlein unter Kontrolle zu behalten. Ich sprengte gerade vor die beiden hin und gebot ihnen Halt. Ein Mondstrahl brach durch die Bäume, und ich sah das graue Ende eines Schnurrbartes unter der Haube der Dünnen hervorstehen. „Das ist ja ein nettes Schnurrbärtchen, Tante," bemerkte ich. Davis erwiderte kein Wort. Ich beorderte ihn nach dem Zelte zurück. Hier gab es einen heftigen Auftritt. Oberst Pritchards Koch, ein Schwede Namens Bee, sprang, als ich ihm sagte, wer die gebeugte Gestalt sei, mit dem Rufe: „Her, du alter Teufel!" wütend auf sie zu und riß ihr den Frauenmantel ab. Entrüstet richtete sich Davis hoch auf. In diesem Augenblicke erschien Pritchard und wies Bee zur Ruhe. Da Davis eine Bewegung nach seiner Hüfte zu gemacht hatte, so spannte ich meinen Karabiner. Blitzschnell sprang eine Frau zwischen uns und stieß den Karabiner zur Seite; es war Frau Davis. „Schießt nicht," rief sie, „Mr. Davis ist unbewaffnet!"

Davis war somit unser Gefangener. v. B.

Verbrennung eingezogener Wertpapiere. — Die Verbrennung eingezogener Kassenscheine, Effekten oder Staatspapiere in Berlin, ein interessanter Akt, von welchem jedoch naturgemäß das Publikum ausgeschlossen ist, hat folgenden Verlauf.

Sobald sich eine größere Anzahl wertlos gemachter Papiere angesammelt hat, setzt die königliche Hauptverwaltung der Staatsschulden einen Tag fest, an welchem dieselben durch Verbrennen vernichtet werden sollen. In einem Raume, dessen Hauptmobiliar in einer Barre, wie man sie in kaufmännischen Geschäften sieht, besteht, befindet sich der eigenartig konstruierte Verbrennungsofen. Der Luftzug dieses Ofens führt unter dem Hofe hindurch bis zum Schornstein, welcher sich an der Grenze des Grundstückes befindet. Auf der Barre liegen die zusammengeschnürten Pakete, welche die zur Verbrennung bestimmten Effekten enthalten; jedes Paket repräsentiert Wertpapiere im Betrage von einer Million Mark. Gewöhnlich werden jedesmal wertlos gemachte Papiere im Betrage von 80 bis 100 Millionen Mark vernichtet.

Sobald die Kommission, welche die Verbrennung zu besorgen und zu leiten hat, erschienen ist, wird zunächst ein Protokoll über den Beginn der Sitzung aufgenommen. Ist dieses geschehen, dann werden die Pakete nachgezählt, und der Direktor bestimmt einige Pakete, welche geöffnet und auf ihre Richtigkeit geprüft werden; dabei wird scharf darauf gesehen, daß sich bei jedem Talon auch die Zinsscheine befinden, daß bei defekten Kassenscheinen nicht wichtige Teile fehlen u. s. w. Ist das alles sorgfältig geprüft und besteht nirgends ein Zweifel mehr, dann fliegt das Paket in die Glut des Ofens, und bald flammt eine Million hell empor und verwandelt sich in Rauch und Asche.

So ganz unbemerkt für die Außenwelt vollzieht sich dieses Verbrennungsgeschäft indessen doch nicht; denn sobald die Bewohner der Umgebung sehen, daß aus dem Schornsteine ein leichtes Rauchwölkchen emporwirbelt, wissen sie, daß wieder Staatspapiere, die zuvor Millionen repräsentierten, außer Dienst gestellt und als Rauch in die Luft gegangen sind. Früher kam es nicht selten vor, daß die Nachbarn dieser Staatsanstalt, während und nach dem Verbrennen von Staatspapieren, noch angebrannte Teile und Fetzen von solchen fanden, die durch den starken Luftzug des Ofens zusammen mit dem Rauche aus dem Schornstein hinausgeweht worden waren Dem ist jedoch jetzt ein Riegel vorgeschoben in Gestalt eines Drahtgitters, welches in halber Höhe des Schornsteins in dessen Innerem angebracht ist, das wohl den Abzug von Rauch und erhitzter Luft, nicht aber mehr von halbverbrannten und verkohlten Papierstücken gestattet.

Haben nun alle Pakete den Weg in den Ofen gefunden, so ist der Vorsicht noch nicht Genüge geschehen, denn nun wird nochmals nachgeforscht, ob auch alle Papiere wirklich verbrannt sind. Zu diesem Zwecke wird die Asche mit eisernen Stangen aufgewühlt und nun nochmals der Glut ausgesetzt. Erst dann ist das Verbrennungsgeschäft beendet und ein zweites Protokoll, welches von der Kommission unterschrieben wird, beendigt den Akt. Der Ofen hat nun Ferien, aber nicht lange, denn oft schon nach wenigen Wochen ist eine weitere Verbrennung notwendig geworden, und wieder fallen dem Ofen viele Pakete wertlos

gemachter Staatspapiere, die einst viele Millionen wert waren, zum Opfer. C. T.

Geistesgegenwart. — Im Louvre zu Paris befindet sich eine bemalte Wand, auf der eine Scene dargestellt ist, wie ein von sieben schwarz verhüllten Frauen umgebener Mann, dem die Hände gebunden sind und der mit entblößtem Rücken dasteht, von diesen mit emporgehobenen Ruten bedroht wird. Diese Darstellung hat folgende Geschichte.

Der zur Zeit Ludwigs XVI. lebende Satiriker Jean de Meun schilderte in einem Romane mit beißender Ironie sieben weibliche Charaktere, und bald wurden in Paris die sieben Originale, die der Verfasser dargestellt haben sollte, bezeichnet. Die sieben Damen schwuren dem Satiriker Rache. Nach einiger Zeit erhielt er eine schmeichelhafte Einladung zu einem Abendessen in einem angesehenen Hause. Daselbst erschienen, wurde er in einen schwarzverhüllten Saal geführt, in welchem ihn mehrere Männer erwartet zu haben schienen. Sie bemächtigten sich seiner, zogen ihm die Oberkleider ab, entblößten seinen Rücken und banden ihm die Hände. Hierauf traten sieben schwarzverhüllte Damen in den Saal, welche Ruten in den Händen hatten. Die Männer erstiegen eine Bühne, hielten förmlich Gericht und erklärten dem gegen diesen Akt protestierenden Dichter, daß er eine gerechte Strafe von diesen Damenhänden erhalten werde. Schon sollte die Exekution vor sich gehen, als der Dichter das Wort nahm und erklärte: „Wohlan, ich füge mich der Gewalt, doch fordere ich, daß ich die Dame bestimmen darf, welche den ersten Streich auf meinen Rücken thut."

Dieses wurde ihm zugestanden. „So möge denn die Häßlichste von den sieben Damen mir den ersten Streich geben," rief der Dichter. Kaum war das Wort gesprochen, so senkten sich alle Ruten, keine wollte den Anfang machen, keine die Häßlichste sein. Sowohl die Richter auf der Bühne wie die Damen sahen sich überlistet, und langsamer, als sie gekommen waren, entfernten sich die Damen mit ihren Ruten, während die drei Richter zu dem Gefesselten traten und ihm die Bande löſten. Der Dichter aber hat später in Schilderung von Frauencharakteren größere Vorsicht gezeigt. M. L–l.

Baden-Baden vor zweihundertfünfundsiebzig Jahren. — Ueber die Zustände des Weltbades Baden-Baden vor nahezu drei Jahrhunderten giebt uns eine Verordnung des Rats der Stadt vom Jahre 1622 Aufschluß. In der Einleitung wird auseinandergesetzt, wie sich „die Badgäste, wie auch die Gastgeber und Würth samt ihrem Gesind in der Stadt Baden zu verhalten". Dann heißt es unter anderem weiter: „Es soll auch keiner den anderen von seinem Gemach, Casten oder Platz, so er Badens halber bestellt, und ihm eingeben worden, zu vertreiben unterstehen." Weiter wird verordnet, die Wirte sollten den Wein nicht „vermischen, verfälschen, noch einigen Betrug gebrauchen". Ferner: „Die Würthe sollen Achtung geben, daß es mit dem Kochen sauber und ordentlich zugehe mit gutem, anmütigem Tisch. Sie sollen über jede Mahlzeit den Badgästen zum wenigsten fünf guter wohlgekochter Essen, darin die Suppen nicht gerechnet, geben und die Essen je nach Gelegenheit mit Vischen oder anderen Trachten, wie es jederzeit zu bekommen und den Badgästen zu ihrer Gesundheit dienstlich, abgewechselt werden und einen guten Ehrenwein auffsetzen." Die Badeordnung geht davon aus, daß „ein jeder Badgast um Erlangung guter Gesundheit sich in das Bad der Stadt Baden sonder Zweifel begiebt". Wie würden die alten Ratsherren staunen, wenn sie heute auf einen Augenblick zur Oberwelt zurückkehren und einen Blick auf die Saison in diesem Bade werfen könnten! W. H.

Ein peinlicher Irrtum. — Lord Beaconsfield, der im Jahre 1881 gestorbene berühmte Führer der Tories, ging eines Tages auf der Terrasse seiner Besitzung Hughenden Manor in einem bequemen Rock, einen alten Hut auf dem Kopfe, spazieren, als zwei Damen, eifrige Anhängerinnen der Gladstoneschen Politik, den dem Publikum zugänglichen Park betraten. Da sie ihn für einen Aufseher oder Gärtner hielten, so fragten sie ihn, ob er ihnen nicht den Park zeigen könne, wozu er sich auch sogleich bereit erklärte. Während sie sich den Park ansahen, forschten sie den angeblichen Gärtner nach den Gewohnheiten des Lord Beaconsfield aus, und die eine wendete sich schließlich an ihren Begleiter mit den Worten: „Kann man denn den alten Schwindler nicht einmal zu Gesicht bekommen?"

„Gewiß, meine Gnädige," versetzte der Lord verbindlich, „der alte Schwindler steht ja vor Ihnen!"

Daß die Damen entsetzt und ohne Entschuldigung davoneilten, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. L—n.

Die „Henkersmahlzeit" ist bekanntlich ein altherkömmlicher Brauch, um dem zum Tod verurteilten Verbrecher die letzten Erdenstunden dadurch zu versüßen, daß er nach Belieben und Auswahl essen und trinken kann, was er wünscht. Früher wurde indessen dieses sogenannte „Henkersmahl" manchen Ortes sogar auf sämtliche bei der Hinrichtung beschäftigte Persönlichkeiten ausgedehnt; selbst Richter und Geistliche konnten — wenn sie wollten — von diesem seltsamen Vorrechte Gebrauch machen.

Zu liefern hatte diese Mahlzeiten der Henker, der dieselben dann mit seinen Gebühren für die Exekution zusammen in Rechnung stellte.

Einen besonderen Ruf besaßen die Frankfurter „Henkersmahle", so daß im siebzehnten Jahrhundert einmal ein zur Teilnahme daran Berechtigter allen Ernstes beantragt haben soll: es möge doch gestattet werden, diese einladende und reichliche Mahlzeit lieber erst nach vollzogener Hinrichtung verspeisen zu dürfen, da es ganz unmöglich sei, in aller Frühe schon vor der Exekution derselben die ihr gebührende Ehre anzuthun! Dieser Wunsch wurde freilich abgeschlagen, erscheint aber gewissermaßen begreiflich, wenn man die Beschaffenheit eines solchen „Menu" erfährt, wie es zum Beispiel noch im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts vorkam. Die Speisenfolge — den guten und vielen Wein nicht mitgerechnet — bestand aus: Gerstensuppe, Gemüse, drei Pfund Bratwürsten, zehn Pfund Rindsfleisch, sechs Pfund gebackenen Karpfen, zwölf Pfund Kalbsbraten, gespickt, dreißig Stück Milchbroten und Biskuit. K. R.

Die beiden Patienten. — Madame Du Deffand besuchte eines Abends die Herzogin von Choiseul und war in lebhafter Unterhaltung mit ihr begriffen, als eine Kammerfrau mit betrübter Miene hereintrat. Die Herzogin fragte: „Nun wie geht es ihm?"

„Man behandelt ihn mit der zärtlichsten Sorgfalt. Er lag vor dem Kaminfeuer, in eine Atlasdecke eingehüllt, aber zitterte vor Fieber."

„Was sagt der Arzt?"

„Er giebt Hoffnung, aber nur wenig."

„Ist er bei Bewußtsein?"

„Ja, er hat mich erkannt."

„So? Wie äußerte er das?"

„Er winselte und streckte die Zunge heraus."

„Wie? Was? Sind Sie verrückt? — Hat er mit Ihnen gesprochen?"

„Gesprochen? Aber, Madame, wie sollte Azor sprechen?"

„Azor? Der Hund, den ich der Frau Marschall von Luxemburg geschenkt habe? Wer spricht von dem? Ich habe Sie doch zum Herrn Pont de Veyle, dem Bruder des Grafen v. Argental, geschickt, damit Sie sich nach seinem Befinden erkundigen sollen."

„Ach, Madame, ich glaubte, Sie meinten den Hund. Es ist ein so liebes Tierchen!"

„Und wie geht es Herrn Pont de Veyle?"

„Herrn Pont de Veyle? Der ist heute mittag gestorben!" D.

Zwei starke Raucher. — Der beste Gesellschafter, den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in seiner berühmten Tabaksgesellschaft je gefunden hat, war der König Stanislaus I. von Polen. Beide Könige harmonierten gut in ihren Anschauungen miteinander; besonders aber fühlten sie sich dadurch gegenseitig angezogen, daß jeder ohne Beschwerden die stärksten Mengen Tabak vertragen konnte.

Als Stanislaus 1735 auf längere Zeit in Berlin zu Besuch weilte, brachte er die Abende regelmäßig mit Friedrich Wilhelm im Tabakskollegium zu. Beide Majestäten rauchten von sieben Uhr abends bis zwei Uhr morgens um die Wette: ihre gewöhnliche Leistung, zu der sie es, unabläſsig die langen holländischen Thonpfeifen schmauchend, brachten, waren dreißig bis zweiunddreißig Pfeifen. D—l.

In unserm Verlage erschien:



Unser Bismarck

von

C. W. Allers und Hans Kraemer.

Zweite Auflage.

280 Seiten Text mit 215 Illustrationen und 43 Seiten Kunstbeilagen.

In Prachtband gebunden 40 Mark,
auch in 28 Lieferungen à 1 Mark zu beziehen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen.